

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Gestalten der Weltgeschichte

Cigaretten-Bilderdienst Hamburg-Bahrenfeld

Altona-Bahrenfeld, 1933

[urn:nbn:de:bsz:31-362458](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-362458)



Gestalten der Weltgeschichte

ZEITGENÖSSISCHE MINIATUREN
BERÜHMTER PERSÖNLICHKEITEN AUS VIER JAHRHUNDERTEN



Handwritten text in Gothic script, embossed on the leather cover. The text is arranged in two lines, with a large initial letter 'D' at the start of the second line. The text is difficult to decipher due to the embossing and the style of the script.

**GESTALTEN
DER
WELTGESCHICHTE**

*Zeitgenössische Miniaturen
berühmter Persönlichkeiten
aus vier Jahrhunderten*

HERAUSGEGEBEN VOM CIGARETTEN-BILDERDIENST

G

124 F 127

RECHENKUNST
VON
LEIBNIZ

COPYRIGHT 1933 BY CIGARETTEN-BILDERDIENST · ALTONA-BAHRENFELD · PRINTED IN GERMANY

INHALTS-VERZEICHNIS

Humanismus und Reformation in Deutschland	Seite 7
Die Renaissance in Italien	„ 12
England unter den Tudors	„ 17
Die Renaissance in Frankreich	„ 25
Spanien und die Niederlande	„ 29
Der Dreißigjährige Krieg	„ 34
Der Absolutismus in Preußen und Sachsen	„ 38
Der Absolutismus in Frankreich	„ 44
England unter den Stuarts und die Revolution	„ 53
England im 18. Jahrhundert	„ 58
Frankreich unter Ludwig XV.	„ 64
Oesterreich im 18. Jahrhundert	„ 68
Friedrich der Große und seine Zeit	„ 71
Rußland	„ 77
Die Goethezeit	„ 79
Ludwig XVI. und die französische Revolution	„ 85
Napoleon I. und seine Zeit	„ 89
Deutschland im Befreiungskriege	„ 96
Deutsche Romantik	„ 101
Das 19. Jahrhundert	„ 104

EINLEITUNG

WILL ein Staatsoberhaupt einem scheidenden Minister oder dem abreisenden Gesandten eines fremden Staates eine besondere Ehrung zuteil werden lassen, so schenkt er ihm seine Photographie mit eigenhändiger Widmung. Vor Erfindung der Photographie waren diese Porträt-Geschenke kostbarer. Da schenkte man kleine gemalte Bildnisse, oft von den ersten Künstlern dieses Spezialgebietes der Kleinmalerei ausgeführt, wahre Meisterwerke der Kleinkunst, fast immer kostbar gefaßt in edelsteinbesetzten Goldrahmen. Häufig kamen diese Freundschaftsbezeugungen direkten Geldgeschenken gleich, und mancher Gesandte genierte sich nicht, das brillantenbesetzte Schmuckstück dem Juwelier, der es angefertigt hatte, zurückzugeben und sich den Betrag, den der Hof dafür bezahlt hatte, in barem Gelde auszahlen zu lassen. Der Wert dieser Kunstwerke war oft beträchtlich. Besonders die französischen Ludwige gaben ungeheure Summen dafür aus, und man kann an der Kostbarkeit dieser Geschenke für die Vertreter auswärtiger Mächte ermessen, welchen Wert der französische Hof der freundschaftlichen Verbindung mit den Staatsmännern der anderen Höfe beilegte. So erhielten z. B. die Gesandten Englands von Ludwig XV. Miniatur-Porträts, die mit zahlreichen und großen Brillanten geschmückt waren und einen Wert von 25000 Franken und mehr repräsentierten, während die Vertreter kleiner deutscher oder italienischer Staaten sich mit Geschenken im Wert von 2—3000 Franken begnügen mußten.

Diese Medaillon-Bildnisse trug man an goldenen Ketten auf der Brust oder am Hals, manchmal auch am Armreif, besonders klein ausgeführte Bildchen sogar im Fingerring. Ja es gab Ringe, die nicht nur einzelne Porträts enthielten, sondern mehrere Bildnisse, ja ganze Szenen mit Landschaften und Figuren. Aus dem 16. Jahrhundert gibt es Medaillons mit Kaiserbildnissen, die man sich an den Hut stecken konnte. Am Ende des 18. Jahrhunderts kam die Mode auf, die bunten Herrenfräcke mit Knöpfen zu versehen, die mit Bildnissen oder symbolischen Zeichen bemalt waren, während die Damen gerne Fächer benutzten, die mit den Miniaturbildnissen der Landesberrin geschmückt waren. Seit dem 17. Jahrhundert sind als Geschenke zierliche Gold Dosen besonders beliebt, die auf der Innenseite des Deckels

das Porträt des Spenders enthielten, und als das Tabakschnupfen in Mode kam, wurde das Sammeln und Schenken porträtgeschmückter Tabatieren geradezu eine Manie. Auf diesen Tabaksdosen waren die Bildchen allerdings außen angebracht. Selbst der sonst so sparsame Preußenkönig Friedrich II. verwandte viel Geld darauf. In seinem Nachlaß fand man 120 Schnupftabaksbehälter, die mit Brillanten besetzt waren; er soll aber eine Sammlung von 1500 Dosen verschiedensten Materials besessen haben. Auch er verstand es, beim Verschenken solcher Kostbarkeiten Unterschiede zu machen und tröstete den Empfänger einer einfacheren Dose wohl mit den Worten, die Freundschaft erhöhe den Wert.

Der Wert dieser Dosen und Medaillons lag natürlich meist nicht in der künstlerischen Arbeit der Malerei, sondern in den Brillanten und anderen kostbaren Steinen. Eines der teuersten Stücke dieser Art mag das Medaillon gewesen sein, das Napoleon I. seiner Braut Marie Louise geschenkt hatte; es soll 175000 Franken gekostet haben. Der Künstler, der das Miniatur-Porträt des Kaisers hierfür anfertigte, hat gewiß kaum den tausendsten Teil davon für seine Arbeit bekommen. Trotzdem aber haben sich einige Miniaturisten ein erkleckliches Vermögen verdient. So erhielt der deutsche Kupferstecher Chodowiecki für 20 Kleinporträts des Prinzen Heinrich, die er 1765 in vier Monaten fertigstellte, die Summe von 411 Talern, durchschnittlich soll er mit seiner Miniaturmalerei 100 Taler im Monat verdient haben, für jene Zeit eine ganz hübsche Summe. Der Franzose Augustin verdiente ungefähr 25 Jahre später jährlich 5—6000 Franken, während weitere 25 Jahre später Isabey sich im Jahre etwa den zehnfachen Betrag erarbeitete.

Die meisten der in diesem Album enthaltenen Miniatur-Porträts befinden sich in öffentlichen Sammlungen, im Victoria and Albert Museum in London, im Nationalmuseum in Stockholm, in den Museen von Berlin, Wien, München, Dresden, Paris oder in den großen Privatsammlungen wie der des Amerikaners Pierpont Morgan, im Besitz der Königin von Holland, des Herzogs von Buccleuch, des Herzogs von Devonshire. Einige haben in den letzten Jahren öfters

ihren Besitzer gewechselt. Bei den großen Kunstversteigerungen fehlt dieser Kunstzweig selten, häufig werden hohe Preise, die in die Tausende gehen, dafür erzielt. So erreichte 1899 in einer Pariser Versteigerung eine Miniatur des schwedischen Malers Hall den Betrag von 60 000 Franken, 1904 ein Damenporträt von Holbein 2750 engl. Pfund (= 55 000 Mark).

Während sich Sammler und Kunstliebhaber gerne mit diesem Sondergebiet der Malerei beschäftigten, hat die Kunstwissenschaft diesen Zweig etwas vernachlässigt, obgleich sich ihm seit der Renaissance bedeutende Maler gewidmet haben. In Deutschland ist das Interesse dafür erst im 18. Jahrhundert erwacht, doch hatte bereits im 16. Jahrhundert Lukas Cranach d. Ä. eine Anzahl charaktervoller Kleinbildnisse gemalt. In der Zwischenzeit war in den von Kriegen durchtobten deutschen Ländern kein Raum für diese Luxuskunst. Erst mit Chodowiecki (1726—1801) beginnt die stolze Reihe deutscher Miniaturisten, deren glänzendste Vertreter Füger (1751—1818) und Daffinger (1790—1849) sind. Auch in Frankreich ist das 17. Jahrhundert, nach dem großartigen Auftakt von Jean Clouet im 16. Jahrhundert, nicht besonders ergiebig, aber hier wird die Lücke doch durch einen bedeutenden Künstler, den französischen Schweizer Jean Petitot (1607—1691), ausgefüllt, der am Hofe Ludwigs XIV. ebenso beliebt war wie beim englischen König Karl I. Er hat vor allem in seinen Emailbildnissen bewunderungswürdige Kunstwerke der Kleinmalerei geschaffen. Von der Venezianerin Rosalba Carriera und besonders von dem Schweden Peter Adolph Hall (1739—1793) erhält die französische Porträt-Kunst des Rokoko starke Anregungen, die hier eine hohe Blüte der Miniaturmalerei heraufführen und in Jean-Baptiste Augustin (1759—1832) und Jean-Baptiste Isabey (1767—1855) ihre höchste Vollendung finden. Das klassische Land der Miniaturmalerei aber ist England, wo die Tradition

nicht abreißt. Ein Deutsch-Schweizer, Hans Holbein d. J., ist ihr Begründer, sein Schüler ist Nicholas Hilliard (1547—1619), der Miniaturist der Königin Elisabeth, während dessen Schüler Isaak Oliver (1556—1617) ebenso wie sein Sohn Peter Oliver (1601 bis 1647) schon für die Stuarts tätig sind. Der gefeierte Miniaturist der Cromwellzeit wird Samuel Cooper (1609—1672). Mit Bernard Lens (1682—1740) beginnt eine neue Epoche, denn er benutzt zum erstenmal das Elfenbein als Malfläche, das seitdem wegen der durchscheinenden Zartheit seines Tones überall bevorzugt und von Richard Cosway (1742—1821) und seiner Gattin Maria mit höchster Meisterschaft verwendet wird. Eine Fülle bedeutender Künstler ist im Ausgange des 18. Jahrhunderts in England in ähnlicher Weise tätig. Die englische Porträtauffassung verbreitet sich über die ganze Erde und findet überall, besonders auch in Skandinavien, zahlreiche Nachahmer, bis schließlich die billigeren Bildniswiedergaben der Silhouette und der Lithographie und um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Photographie das Interesse an dieser schönen Luxuskunst zum Schwinden bringt.

Die Malerei der Miniatur-Porträts ist in allen Ländern ein getreues Spiegelbild der Zeitgeschichte. In stürmischen, kriegerischen Zeiten erlischt das Interesse daran; das zeigt in Deutschland die Epoche des Dreißigjährigen Krieges, aus der nicht viele Exemplare dieser Kleinkunstwerke bekanntgeworden sind. Reichlich aber ist ihre Zahl in Zeiten, wo sich das böhsche und gesellige Leben frei entfalten kann, wo ein Behagen am Dasein und frohen Lebensgenuß und die Freude an Schönheit und Luxus sich auswirken. So ist auch unser Album ein Spiegelbild der vier Jahrhunderte von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, und nicht nur ein Spiegel der Zeitgeschichte, sondern auch des geistigen und künstlerischen Lebens, ein Bild der Entwicklung der Trachten, der Mode und der Sitten.

HUMANISMUS

und Reformation in Deutschland

MIT dem Zeitalter, das wir gemeinhin als Renaissance (Wiedergeburt) oder im besonderen Hinblick auf Mitteleuropa als das des Humanismus oder der Reformation bezeichnen, beginnt auf allen Gebieten des Lebens in fast ganz Europa eine gewaltige Erneuerung. Wenn man an seinen Anfang die Zertrümmerung des byzantinischen Reiches und die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 setzt, so ist man sich bewußt, daß dieses Ereignis, das der Christenheit und der Macht des römischen Papstes einen schweren Schlag versetzte, nur eines der vielen Momente ist, die die neue Zeit heraufführen. Schon seit dem Beginn des Jahrhunderts setzt

starkte, auch die Freiheit des einzelnen Christenmenschen in seinem Glauben und Denken rang sich, wenn auch in gewissen Grenzen, durch. Die Wissenschaft entzog sich der kirchlichen Bevormundung, neue Erkenntnisse rüttelten an dem Lehrgebäude der Kirche, und auch die Kunst befreite sich von den Fesseln, die sie zur Dienerin der Religion gemacht hatten. In dem nun überall einsetzenden Ringen um die Eroberung neuer Gebiete fand sich auch die Malerei vor neue Ziele gesetzt. In der mittelalterlichen Einheitskultur war bei der übertragenden Bedeutung alles Religiösen und Kirchlichen der einzelne Mensch ein Nichts, mit dem zu beschäftigen es sich



MAXIMILIAN I.
Deutscher Kaiser (1459—1519)
Nach einer Miniatur des 19. Jahrhunderts nach dem Gemälde
von Albrecht Dürer



KARL V.
Deutscher Kaiser (1500—1558)
Nach einer Miniatur des 19. Jahrhunderts nach dem Gemälde
von Titian

in Italien das Streben ein, der Größe der antiken Welt nachzueifern, von der man durch die allenthalben aus dem Erdboden zutage geförderten griechischen und römischen Marmorplastiken eine Ahnung bekommen hat. Von Spanien und Portugal aus erschließt man auf der Suche nach einem Seeweg nach Indien neue Welten in Amerika und Südasiens, die das Weltbild völlig umgestalten. Nördlich der Alpen erheben sich ebenso wie schon vorher in den Stadtstaaten Italiens mächtige Handelszentren; die Republiken Venedig und Genua, die Augsburger Patrizierhäuser Fugger und Welser stellen in der Zeit ihrer Blüte jede für sich eine Weltmacht dar, die den weltlichen und kirchlichen Fürsten ebenbürtig an die Seite treten. Und schließlich erhebt sich im Herzen Deutschlands eine Bewegung, die, von einem Augustinermönch ausgehend, der Allgewalt des Papsttums den zweiten schweren Schlag versetzt: die Reformation des Martin Luther. Die Alleinherrschaft des römischen Papstes über die ganze europäische Christenwelt ist gebrochen. Die Fürsten, die sich der protestantischen Bewegung anschließen, lösen sich damit aus ihrer Abhängigkeit von einer Macht, die sich außerhalb ihres Herrschaftsbereiches befand und ihnen die Gesetze ihres Handelns vorschrieb. Aber nicht nur die Selbständigkeit der Fürsten er-

für den Künstler nicht lohnte. Erst in der Zeit der Wiedergeburt antiker Auffassung von der Größe der Persönlichkeit, in der italienischen Früh-Renaissance, war es für den Maler eine Aufgabe geworden, den aus der Masse hervorragenden Einzelmenschen zu schildern. So entstehen in Rom die Bildnisse der Päpste, in Venedig die der Dogen, in Florenz die der Mediceer. In Frankreich malt Jean Clouet das Bildnis des Königs und die seiner Hofleute, in Deutschland Lukas Cranach und Albrecht Dürer die Bildnisse ihrer Zeit und in England porträtiert der Deutsche Hans Holbein den Hofstaat Heinrichs VIII. Clouet, Cranach und Holbein schufen auch bereits Miniaturporträts.

In Deutschland regierten zu Anfang dieses Zeitalters die in höchster Machtvollkommenheit in Wien residierenden Kaiser aus dem Geschlecht der Habsburger, zunächst Maximilian I. (1459—1519), der „letzte Ritter“, ein athletischer Mann, der als Jüngling eine ungewöhnliche Schönheit besessen hatte, ein waghalsiger Bergsteiger und tapferer Turnierkämpfer, prachtliebend, ein Förderer der Kunst, der selbst die Abfassung seiner Lebensgeschichte in gereimten Versen beaufsichtigte, der die altgermanischen Heldenlieder sammelte, dem wir die Erhaltung des Gudrunliedes verdanken. Er trat auch

für Luther ein, allerdings ohne dessen Größe zu ahnen; zum sächsischen Kurfürsten soll er geäußert haben, man müsse diesen Mönch aufsparen, da man ihn vielleicht noch gegen den Papst werde brauchen können.

Sein Enkel und Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthron, Karl V. (1500—1558), war eine echte Renaissance-Natur, selbstherrlich und dunkelhaft, gewalttätig und rücksichtslos, kaum der deutschen Sprache mächtig, die er verachtete. Er hatte Spanien mit seinem ausgedehnten Kolonialbesitz geerbt, er besaß in den Niederlanden den reichsten Handelsstaat jener Zeit, erhielt Oesterreich und Burgund, eroberte Italien und konnte von seinem Reich sagen, daß darin die Sonne nicht untergehe. Unter seiner Regierungszeit, die mit Kriegen völlig ausgefüllt war, wurde der Protestantismus in Deutschland zu einer mächtigen Bewegung, gegen die er vergeblich anzukämpfen versuchte. Er verfiel in Schwermut, verzichtete auf die Regierung in seinen Ländern und trat als Mönch in ein spanisches Kloster ein. Hier beschäftigte er sich mit der Mechanik von Uhren und starb an einer Erkältung, die er sich in seinem Sarg zugezogen hatte, als er eines Tages mit großem Pomp sein eigenes Begräbnis einstudieren wollte.



JACOB FUGGER

Maximilian I. hatte sich schon zur Finanzierung seines Krieges mit Venedig des Geldes bedient, das ihm das reiche Handelshaus der Fugger in Augsburg lieh. Mit Fuggerschem Geld hat Karl V. vor seiner Wahl deutsche Kurfürsten bestochen, mit Hilfe des Fuggerschen Reichtums führte er seine Kriege, und unter seiner Herrschaft kam das Augsburger Handels- und Bankhaus zu höchster Machtentfaltung. Vor allem Jacob Fugger (1459—1525) war ein erstaunlicher Mehrer des vom Großvater begründeten Reichtums. In seiner Hand waren der Tiroler Bergbau und das ungarische Kupfer, sein Handel erschütterte die Machtstellung der Hanse in Nowgorod und Antwerpen. Er machte mit zahlreichen Staaten, auch mit dem päpstlichen Stuhl, einträgliche Geldgeschäfte, finanzierte Staatsanleihen und pachtete Abgaben. Schon 1505 schickte er eine Flotte auf dem von Vasco da Gama 1498 entdeckten Seeweg nach Ostindien und legte den Grund zu den später ausgedehnten Kolonialunternehmungen seines Hauses. Für die Wahl des spanischen Karl zum deutschen Kaiser hatte sich 1519 auch einer der reichsten, mächtigsten und kühnsten Vertreter der reichsunmittelbaren Ritterschaft, der Bandenführer Franz von Sickingen (1481—1523), eingesetzt. Sein Streben ging darauf aus, gegenüber der Macht der geistlichen und weltlichen Fürsten und des römischen Papstes eine deutsche Zentralgewalt in einem nationalen Kaisertum aufzurichten. Sein mutiges Eintreten für Luther, in dem er, von dem Feuerkopf Hutten angefacht, eine Stütze für seine deutsche



FRANZ VON SICKINGEN

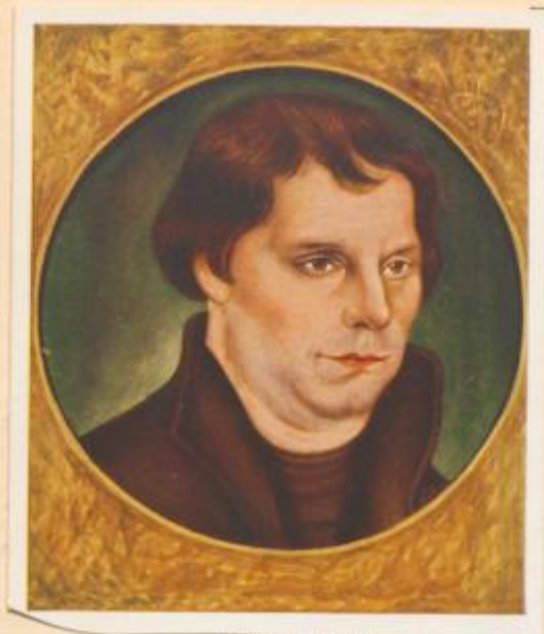
Politik erblickte, rettete diesen auf dem Reichstag in Worms. Aber Händelsucht, Eigensinn und Übermut verwickelten Sickingen in zahllose Fehden. Zu Tode verwundet geriet er schließlich in die Hände seiner ärgsten Widersacher.

Sein Kampfgenosse Ulrich von Hutten (1488—1523), gleich ihm ein Ritter ohne Furcht, focht mehr mit der Feder als mit dem Schwert für die gemeinsamen Ziele. Anfangs für den geistlichen Beruf bestimmt, wandte er sich früh humanistischen Studien zu, der Beschäftigung mit der griechischen und römischen Literatur. Erst lateinisch, später deutsch dichtend, geißelte er mit schärfstem Spott und hinreißendem revolutionären Pathos die Mißstände an den geistlichen und weltlichen Fürstenhöfen. Überall für die Unterdrückten und Schwächeren sich einsetzend, hielt er zu Luther und verband sich mit Sickingen, mußte aber nach dessen Sturz in der Schweiz Zuflucht suchen, wo er, von Erasmus verraten, krank und verseucht langsam dahinsiechte.

Der große Reformator dieser kranken und von Kämpfen auf allen Gebieten erfüllten Zeit, Martin Luther (1483—1546), als Sohn eines Bergmanns geboren, als Augustinermönch auf einer Reise zum Papst Julius II. Zeuge des ungezügelter Treibens der höchsten geistlichen Würdenträger, erfüllt von dem reinen Streben nach geläuterter Gläubigkeit und geistiger Erneuerung und angeekelt von dem Schacher des Ablasshandels, den Papst Leo X. in Deutschland betreiben ließ, vollführte 1517 den ersten entscheidenden Schritt, der den seit



ULRICH VON HUTTEN



MARTIN LUTHER
(1483—1546)
Nach einer Miniatur von Lukas Cranach d. Ä.

zwei Jahrhunderten schwelenden Unwillen der Christenheit über einzelne und immer wachsende Mißstände in der Geistlichkeit zur umstürzenden Tat werden lassen sollte. Er stellte 95 Sätze auf, gegen den päpstlichen Ablasshandel protestierend, und veröffentlichte Schriften und größere Werke, in denen er schließlich eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern forderte. Die gegen ihn erlassene Bannbulle verbrannte er 1520 öffentlich, den Reichstag von Worms verließ er als Sieger in der Volksmeinung. Von dem sächsischen Kurfürsten in Schutzhaft genommen, wurde er der für ihn eintretenden Volksbewegung entfremdet und schloß sich an die Fürsten an, um mit ihnen die Reformation durchzuführen. Die erwachenden Bauern aber, die von seiner neuen Lehre der Seligwerdung durch den Glauben für sich den Himmel auf Erden erhofft hatten, wurden zu Hunderttausenden niedergemetzelt. Luther übersetzte die Bibel in allgemeinverständliches Deutsch, zog die Mönchskutte aus, heiratete die Nonne



KATHARINA VON BORA
(1499—1552)
Nach einer Miniatur der Werkstatt von Lukas Cranach d. Ä.

Katharina von Bora (1499—1552), die 1523 ihrem Kloster entflohen war und sich der neuen Lehre angeschlossen hatte, und baute sein Lehrgebäude weiter aus, das bald über Deutschlands Grenzen hinaus einen großen Teil der europäischen Christenheit eroberte.

Lukas Cranach d. Ä. (1472—1553) war als Künstler weniger ein Erneuerer als ein anmutiger Gestalter des Phantasiebens seines Volkes. Eine unermeßliche Zahl von Gemälden und Holzschnitten ist aus seiner Werkstatt hervorgegangen, in der zahlreiche Gehilfen für ihn tätig waren. Porträts und religiöse Darstellungen, oft mit lieblichen landschaftlichen Hintergründen oder Ausblicken, waren seine Stärke. Er führte auch Dekorations- und Anstreicherarbeiten aus, besaß eine Druckerei und ein Papiergeschäft, später auch eine Apotheke und war zweimal Bürgermeister von Wittenberg. Ein überzeugungstreuer Anhänger der lutherischen Lehre, ein charaktvoller



LUKAS CRANACH D. Ä.
(1472—1553)
Nach einem Miniatur-Selbstbildnis

Freund seines kurfürstlich-sächsischen Herrscherhauses besaß er doch nicht den Schwung, sich aus der kleinbürgerlich-philiströsen Umwelt einer kleinen Residenz zu lösen, so daß seinen Bildern, auch seinen Porträts, die gewaltige Ausdruckskraft seiner Zeitgenossen Dürer und Holbein mangelte.

Da war der Nürnberger Maler Albrecht Dürer (1471 bis 1528) doch von ganz anderem Holze. Kind einer Stadt, die einer der Mittelpunkte deutschen Bildungsstrebens war, Schüler eines anerkannten Meisters jener Zeit, des Michael Wolgemut, durch eine Reise nach Venedig mit der Pracht und dem Gedankengut der italienischen Renaissance-Kultur vertraut geworden, seit einem Besuch Maximilians in Nürnberg für den Kaiser tätig, seit einer Reise durch die Niederlande in persönlicher Beziehung zu den Führern des Humanismus und, wieder in Deutschland, Anhänger der protestantischen Ideenwelt — nahm er an allen geistigen Bestrebungen seiner Epoche regen Anteil. Als Maler, Holzschnittzeichner und Kupferstecher war Dürer der größte, tiefste und echtste Deutsche seines Jahrhunderts. Die Innigkeit seiner Marienbilder, die gemütvollte Idyllik seiner Schilderungen des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens, die Ausdruckskraft seiner Bildnisse, die



ALBRECHT DÜRER

Schlagkraft seiner graphischen Bilderfolgen, oft angefüllt mit politischen Anspielungen, sein technisches Können, seine Vertrautheit mit den in Italien wiedergefundenen Regeln der Proportion, über die er selbst ein bedeutendes Werk verfaßt hat, seine Beschäftigung mit dem Bau militärischer Befestigungswerke, über den er gleichfalls eine Schrift herausgegeben hat, alles dies machte ihn zu einem der universalsten Geister seiner Zeit.

Nürnberg war auch die Heimatstadt des bedeutendsten und fruchtbarsten Dichters dieses an großen Männern wahrhaft reichen Jahrhunderts: des Hans Sachs (1494—1576). Als Schustergeselle Deutschland und Österreich durchwandernd, begann er mit dem Meistersang, jener mittelalterlichen biedereren Handwerksdichtung, die an die Stelle des verfallenden höfischen Minnesangs getreten war. Als Schuhmachermeister in Nürnberg schloß er sich der Reformation an und hat in seiner volkstümlichen Art für die neue Lehre geworben. Mehr als 6000 Dichtungen hat er verfaßt, über eine halbe Million Verse geschmiedet: Lieder und Spruchgedichte, Fastnachtsspiele und Tragödien, Schwänke und Erzählungen. Alle erdenkbaren Stoffe, religiöse und weltliche, zeitgeschichtliche und mythologische, das ganze Wissen seines Jahrhunderts, hat er poetisch verarbeitet. Und daneben muß er noch Zeit gefunden haben, sein Handwerk mit Erfolg auszuüben, denn



HANS SACHS

er war zu großem Wohlstand gelangt, als er 67jährig zum zweiten Male (eine Siebzehnjährige) heiratete.

In Nürnberg kam auch auf einem ganz anderen Gebiet eine umstürzlerische Tat zur Welt: hier erschien 1543 die erste Ausgabe der für unsere heutige Auffassung der Sternwelt grundlegenden Schrift des Mediziners, Mathematikers und Astronomen Nikolaus Kopernikus (1473—1543), der die im ganzen Mittelalter geltende Auffassung des Ptolomäus von der Erde als einer vom Ozean umflossenen Scheibe verwarf, die Erde als Weltkörper entdeckte und die Sonne in den Mittelpunkt des Planetensystems rückte. Kopernikus hatte zunächst nicht gewagt, seine Erkenntnisse zu veröffentlichen. Ein Schüler gab das Werk heraus, und Kopernikus erhielt das erste Exemplar des Druckes wenige Stunden vor seinem Tode.

Als stillerer Kämpfer stand seit dem Jahre 1518 an Luthers Seite Philipp Melancthon (1497—1560), ein Neffe des großen Humanisten Reuchlin. Schon früh in die Welt der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur eingeführt, bezog er 13jährig die Universität, erhielt er im 15. Lebensjahre den ersten akademischen Grad und war zwei Jahre später Magister. In zahlreichen Schriften und Vorlesungen im Sinne des huma-



NIKOLAUS KOPERNIKUS

nistischen Bildungsideals tätig, ebenso eifrig für die Sache Luthers werbend, überall mildernd und stets zur Versöhnung gestimmt, war er neben dem Streiter Luther der wahre Praeceptor Germaniae (Lehrer Deutschlands). Seine kursächsische Kirchen- und Schulordnung wurde auch für andere Länder vorbildlich, die von ihm abgefaßte „Confessio Augustana“ suchte in entgegenkommender Tonart die Übereinstimmung der neuen Lehre mit den Heiligen Schriften und den Regeln der Kirchenväter zu beweisen. Trotz seiner steten Bereitwilligkeit zur Ausgleichung von Gegensätzen hat er sich mannhaft gegen zahllose Angriffe zu behaupten gewußt und in engster Verbindung mit Luther Außerordentliches für die Durchsetzung des neuen Glaubens geleistet.

Wie ganz anders war Erasmus von Rotterdam (1465/6 bis 1536). Widerwillig war der Rotterdamer Jüngling ins Kloster gegangen, begeistert hatte er sich aber dort auf das Studium der alten Sprachen gestürzt. Sein Leben lang ist er unstedt umhergeirrt, ohne sich an einer Stätte festzusetzen, immer voller Furcht vor Fesseln, Bindungen und Entscheidungen. In einer Zeit, die gebieterisch Entscheidung nach rechts oder links, voraus oder rückwärts verlangte, verschanzte er sich hinter der weisen Mäßigung, die er bei den antiken Klassikern gelernt hatte. Er, der durch sein tiefes Eindringen in Geist und Sinn der Lehren der Kirchenväter und der Heiligen Schrift



PHILIPP MELANCHTHON
(1497–1550)

Nach einer Miniatur von Hans Holbein d. J., um 1530



ULRICH ZWINGLI

die Reformation vorbereiten half, der das Klosterleben als etwas Naturwidriges geißelte, der den Unterricht aus starren Fesseln befreien wollte (die Kinder müßten im Spiele zum Lernen gebracht werden, am besten mit Hilfe von Bildchen), er rückte von Luther ab, als dieser eine gütliche Einigung mit dem Papsttum für unmöglich erklärt hatte. So hatte Erasmus auch vorher Reuchlin, so hat er später Hutten im Stich gelassen. Über die Händel dieser Welt stellte er die Beschäftigung mit der Literatur der Antike und die sittliche Erziehung. Er erwartete eine Erneuerung der Kirche, der Gläubigkeit, der Gesittung als Frucht der klassischen Bildung, zu deren Vorbereitung keiner so wie er beigetragen hat. Natürlichkeit, Einfachheit, Reinheit, Versöhnlichkeit und Vernunft sind für diesen echtsten Humanisten die beherrschenden Forderungen, die erst zwei Jahrhunderte später erneut aufgestellt wurden, nachdem die Zeit der blutigen Glaubenskämpfe endgültig überwunden ist.

Ebenso wie Luther war der humanistisch und philosophisch gebildete Schweizer Laienpriester Ulrich Zwingli (1484 bis 1531) durch den Ablasshandel veranlaßt worden, gegen den

Mißbrauch der Religion schärfer aufzutreten, doch konnte er sich mit Luther nicht einigen. Seine Absicht, das reine Evangelium zu predigen, fand bei dem Rat zu Zürich Unterstützung, und als Zwingli in seiner Säuberungsaktion alles aus dem Gottesdienst und dem kirchlichen Leben entfernte, was ihm die reine Lehre zu verdunkeln schien, folgte ihm das Schweizer Tiefland mit den Städten. Die Bilder wurden verbrannt, die Klöster aufgehoben, die Messe abgeschafft. Es kam zu einem auf beiden Seiten grausam geführten Krieg mit den katholisch gebliebenen Kantonen. Zwingli fiel in der Schlacht bei Kappel, sein Leichnam wurde gevierteilt, verbrannt und die verunreinigte Asche in alle Winde zerstreut.

Die Reformation aber hatte in den Schweizer Städten Fuß gefaßt. In Genf wirkte in ihrem Sinne der in Paris herangebildete Franzose Johannes Calvin (1509–1564), streng in seinen Grundsätzen, herb in seinen Anschauungen, hart in der Verfolgung Andersgesinnter. Seine Auffassungen drangen in der Schweiz, in den Niederlanden, in Frankreich, in England und Schottland und in Teilen Deutschlands durch, hatten aber in einigen dieser Länder keinen Bestand.



ERASMUS VON ROTTERDAM
(1465/6–1536)

Nach einer Miniatur von Hans Holbein d. J.



JOHANNES CALVIN

DIE RENAISSANCE

in Italien

DAS Gebiet Italiens war in den Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters in weltliche und kirchliche Fürstentümer, in Stadtstaaten und Republiken zerfallen, und um die Oberherrschaft stritten sich die Kaiser des Römischen Reiches Deutscher Nation und die Könige von Frankreich und Spanien. Auch die in Rom machtvoll residierenden Päpste strebten danach, die einzelnen Teile zu einem nationalen Einheitsstaat unter ihrer weltlichen Herrschaft zu vereinigen. So war das schöne Land der Tummelplatz plündernder Heere und Söldnerscharen, besonders der deutschen Landsknechte und schweizerischer Eidgenossen, die heute für diesen, morgen für jenen Herrscher ins Feld zogen. Gleichzeitig waren die mächtigen, seit Jahrhunderten bestehenden Republiken, wie Venedig und Genua, Mittelpunkte des Weltverkehrs und der Industrie, aber ihre Bedeutung sank, als die Türken die Dardanellen schlossen und die das Meer beherrschenden Portugiesen und Spanier den Welthandel an sich rissen. Daneben blühten Florenz und Mailand, Neapel und die Metropole Rom. Was aber diesem Zeitalter der Renaissance in Italien den besonderen Stempel aufdrückte, war der hohe Grad von Kultur und Bildung, den seine mit germanischen Elementen gemischte Bevölkerung schon viel früher erreichte als die übrigen Nationen, diese Blüte von Kunst und Wissenschaft, diese unvergleichliche Macht- und Prachtentfaltung, dieses Nebeneinander und ständige Ablösen von Demokratie und Diktatur, von Aristokratie und Hierarchie, diese seltsame Vermengung endlich von Christlichem und Heidnischem, die so weit ging, daß an den Bronzetüren der St. Peterskirche in Rom inmitten der Darstellungen des thronenden Christus und der thronenden Jungfrau das Bild der auf Kriegstrophäen sitzenden Göttin Roma angebracht war und in den umrahmenden Arabesken das der Leda mit dem Schwan. Seltsam gepaart mit dem hohen Bildungsstand einer starken Oberschicht finden wir maßlose Ausschweifungen und einen übertriebenen Kultus der sich über alle Schranken hinwegsetzenden Persönlichkeit. Hinterlistiger und grausamster Mord, Raub und jede Art von Gewalt waren zwar nicht erlaubt, fanden aber nur dann ihre Sühne, wenn ein Mächtigerer es unternahm, den Übeltäter zur Verantwortung zu ziehen.



GIROLAMO SAVONAROLA



COSIMO DE' MEDICI
(1389—1464)

Nach einer florentinischen Miniatur des 15. Jahrhunderts



LORENZO DE' MEDICI

Florenz, seit Ende des 13. Jahrhunderts bereits Republik, erlebte seine glanzvollste Blüte, als es von Mitgliedern der Familie der Mediceer geleitet wurde. Unter ihnen ragten besonders hervor Cosimo de' Medici (1389—1464), der den Namen eines „Vaters des Vaterlandes“ erhielt, und sein Enkel Lorenzo der Prachtige (1449—1492). Sie waren nicht nur bedeutend als Staatsmänner und Geschäftsleute — sie waren Wollfabrikanten und Bankiers —, ihre erlauchten Namen sind für alle Zeiten mit dem Begriff der Renaissance verbunden. In ihren Palästen und Landhäusern sammelten sie die erlesensten Kunstwerke ihres Zeitalters und der Antike, sowie Handschriften der griechischen und römischen Klassiker und umgaben sich mit einem auserwählten Kreis von Dichtern, Politikern, Philosophen und Künstlern. Hier fand die Philosophie Platons, die bald die das Mittelalter beherrschenden Lehren des Aristoteles aus ihrer Monopolstellung verdrängen sollte, ihre vornehmste Pflegstätte. Lorenzo selbst, erfüllt von redlichstem Erkenntnis-eifer und voll heiterer Lebenslust, schuf Dichtungen der ausgelassensten Sinnenfreude und daneben gemühtiefe geistliche Lobsänge.

Es fehlte schon damals nicht an warnenden Stimmen, die in der Abkehr von den strengen Dogmen eine große Gefahr für den Bestand der Kirche und des christlichen Glaubens erblickten. Am vernehmlichsten erklang dieser Ruf im medicischen Florenz, und zwar aus dem Munde des düsteren Dominikanermönches Savonarola (1452—1498), eines gottbegeisterten Schwärmers von großem Charakter und scharfem Geist, der nach dem Tode des zum Diktator gewordenen Lorenzo, dem er die Absolution verweigerte, gegen die zunehmende Verweltlichung der Kirche das Volk aufrief und die Verbrennung zahlloser herrlichster Kunstwerke, in denen die heitere Götterwelt Griechenlands auferstanden war, veranlaßte, bis er selbst auf Befehl des Papstes Alexander VI. auf dem Scheiterhaufen seinen Fanatismus büßen mußte.

Der Sohn dieses Papstes, dem man mehr Übeltaten nachsagte, als er begangen haben kann, war der vor keinem Verbrechen zurückschreckende Kardinal und Herzog Cesare Borgia (1475—1507), gewalttätig und hinterlistig, machtlüstern und ausschweifend, den Dolch und das Gift mit gleicher Meisterschaft und Kühnheit hand-

habend, eine der schlimmsten Blüten dieser Zeit, die dem Machtwillen rücksichtsloser Gewaltmenschen keine Schranken zu setzen vermochte. Er hinterging seine Verbündeten, beraubte seine Freunde und ermordete zahlreiche Gegner, aber auch seinen Bruder (man munkelte: aus Eifersucht wegen der von beiden Brüdern geliebten schönen Schwester Lukrezia), aber er bekam selbst die Wirkung seines Giftes zu spüren, als er sowohl wie sein Vater infolge einer Verwechslung den vergifteten Wein tranken, den er einigen reichen Gästen zgedacht hatte.

Auf Alexander VI. folgte nach der 27tägigen Regierung Pius' III. 1503 der damals bereits 60jährige Kardinal Giuliano della Rovere (1443—1513), der als Papst den Namen Julius II. annahm. Starke Willenskraft und Schlaueit zeichnen diesen Papst aus, der mehr ein Feldherr und Staatsmann war als ein Diener Gottes. Stets darauf bedacht, die Macht des Kirchenstaates zu mehren, war er gleichzeitig ein Bewunderer und Förderer der schönen Künste. Gleich nach seinem Regierungsantritt berief er Michelangelo zu sich, mit dem ihn eine von Zerwürfnissen öfters unterbrochene Freundschaft verband, und einige Jahre darauf den erst 25jährigen Raffael. Michelangelo hatte 1507/8 für Bologna, wo die Versöhnung nach dem ersten



CESARE BORGIA

Streit mit dem kriegerischen Papste stattfand, ein Bronze-standbild dieses großen Kirchenfürsten in dreifacher Lebensgröße gegossen, das bereits 1511 zerstört wurde; aus den Trümmern der Statue ließ der Herzog von Ferrara, der zweite Gatte der Lukrezia Borgia, ein Geschütz gießen, dem er den Namen Julia gab.

Weniger streng und auch weniger sparsam war das Regiment seines Nachfolgers Leo X. (1475—1521), der von seinem Vater Lorenzo de Medici dessen freien Sinn und die Freude am Genuß und am Kunstbesitz geerbt hatte. Schon mit 13 Jahren wurde er Kardinal und im 39. Lebensjahre Papst. Unter seiner kurzen Regierung wurde Italien von Spaniern und Franzosen verheert und verwüstet. Als Politiker hatte er, in der Wahl seiner Mittel durchaus nicht zaghaft, manchen Erfolg, besonders gegenüber dem französischen König, doch erkannte er nicht die ihm aus dem deutschen Norden von Luther her drohende Gefahr, die er selbst heraufbeschworen hatte, da er den Ablasshandel in die Wege leitete, um mit dessen Erträgen die Peterskirche in Rom zu dem erhabensten Bauwerk der Christenheit auszugestalten.

Einer der Ratgeber seines Hauses war der Florentiner Geschichtsschreiber und Staatsmann Machiavelli (1469 bis 1527), ein Mann von großem Scharfblick und aufrechter Gesinnung, der bei den Mediceern in wechselnder Gunst stand, einmal wegen einer Verschwörung gefoltert und ver-



JULIUS II.

Papst (1443—1513)

Nach einer Miniatur des 19. Jahrhunderts nach dem Gemälde von Raffael

bannt, später aber wieder in Gnaden aufgenommen, dann wieder entfernt und wieder begnadigt wurde. In seinen geistvollen Schriften erweist er sich bei aller Kühle und Kälte als ein glühender Patriot, der das italienische Land geeinigt und von den fremden Barbaren befreit wissen will. In der „Kriegskunst“ entwickelt er seinen tiefdurchdachten Plan einer völligen Neugestaltung des italienischen Kriegswesens. In den „Erörterungen“ setzt er das Wesen einer Republik auseinander, die sich rücksichtslos gegen äußere Feinde behaupten müsse. Im „Buch vom Fürsten“ schildert er einen Herrscher wie den Cesare Borgia, dem jede Gemeinheit, Hinterlist, Gewalttätigkeit, jedes Verbrechen erlaubt sei, wenn es die Größe und Macht des Staates erfordere. Diese Schärfe kühler Überlegung, die wir bei Machiavelli bewundern müssen, hatte auch ein anderer, der aus dem



LEO X.

Papst (1475—1521)

Nach einer Miniatur des 19. Jahrhunderts nach dem Gemälde von Raffael



NICCOLO MACHIAVELLI

Florentinischen stammte und in Florenz zum Meister wurde: Leonardo da Vinci (1452—1519), der große Maler und Zeichner, der in kühnem, unaufhaltsamem Erkenntnisdrang sein Wissen um tiefste Geheimnisse unendlich zu erweitern strebte, der gigantische künstlerische Probleme angriff und löste, es aber verschmähte, der letzten Lösung ihre endgültige Fassung zu geben, so daß er der Nachwelt nur wenige bis ins Letzte vollendete Meisterwerke hinterließ. So blieb seine „Monna Lisa“, das Bildnis einer Florentiner Kaufmannsgattin, nach vierjähriger Arbeit unvollendet, das riesenhafte Reiterstandbild für den Vater seines Mailänder Gönners, den Herzog Francesco Sforza, war im Modell fertig, als es von den französischen Armbrustschützen Franz' I. zerstört wurde. Und das dramatisch gestaltete, rhythmisch gegliederte große Wandbild des „Abendmahls“ im Dominikanerkloster zu Mailand, Leonardos Hauptwerk, das er in zwei Jahren fertigstellte, geht wegen der Benutzung von Ölfarben unter der Einwirkung von Feuchtigkeit seit Jahrzehnten dem Verderben entgegen (der Raum, dessen eine Wand es schmückt, diente den Pferden des napoleonischen Heeres als Stall). Leonardo entwarf Bauwerke, Kanäle und Befestigungswerke — nur Zeichnungen dafür sind uns erhalten. Als Techniker und Naturwissenschaftler war er seiner Zeit weit voraus, er erkannte die Unmöglichkeit des Perpetuum Mobile, er konstruierte Kriegsmaschinen und mechanische Geräte, zeichnete Kriegsflugzeuge und Kriegsunterseeboote und seziierte mit medizinisch-wissenschaftlicher Gründlichkeit die Körper von Gehängten. Alle seine Erkenntnisse schrieb er in



RAFFAEL SANTI

Spiegelschrift von rechts nach links nieder (er war linkshändig), und er erläuterte sie mit Tausenden von Zeichnungen.

Als Ingenieur war Leonardo 1482 an den Hof des Lodovico Sforza „il Moro“ berufen worden, der in Mailand als ein echter Renaissancefürst gebot. Zu dessen Hofdamen und Freundinnen gehörte Lucrezia Crivelli (gest. nach 1500), eine durch Schönheit und Geist hervorragende Mailänderin, deren fast lebensgroßes Bildnis Leonardo oder sein großer Schüler Boltraffio um 1497 malte. Es hängt im Louvre in Paris und hat durch eine Verwechslung mit dem Bildnis einer Geliebten des französischen Königs Franz I. deren Namen „La belle Ferronniere“ (die schöne Eisenhändlerin) erhalten.

Leonardos faustischem Wollen und Forschen ist nur das titanische Ringen und Schaffen des Bildhauers, Malers und Architekten Michelangelo (1475—1564) vergleichbar, der ebenfalls der Umgebung der Mediceerstadt am Arno entstammte. Über seine Jugend warf die dämonische Gestalt des Savonarola, seines Freundes, düstere Schatten, die ihn auch später nicht losließen. Einsam ist er durchs Leben gegangen, ein langes ruhmvolles und erfolgreiches Leben, das aber auch von bitteren Enttäuschungen erfüllt war, umlauert von Haß, Neid und Mißgunst, Gefühlsregungen, die wohl auch ihm, gegenüber dem strahlend emporsteigenden Gestirn des jüngeren Raffael, nicht ganz fremd waren, abhängig von den Launen der sieben Päpste, in deren Diensten er seine herrlichsten Werke schuf, heftig und aufbrausend wie sein erster päpstlicher Gönner, der Kriegerpapst Julius II., in



LEONARDO DA VINCI



MICHELANGELO BUONARROTTI

dessen Auftrage er die 40 m lange, 18 m breite Decke der Sixtinischen Kapelle in vier Jahren mit den bewundernswerten Fresken der Schöpfungsgeschichte bemalt hat, die später, unter den Päpsten Clemens VII. und Paul III. ihren Abschluß fanden in dem großartigen Wandbild des Jüngsten Gerichts. In diesem Kolossalgemälde, auf dem der unerbittliche Weltenrichter die Verdammten in die tiefste Höllenqual hinabstößt, aus der es kein Entrinnen gibt, triumphiert die neuerwachte finstere, strenge Kirchlichkeit der Gegenreformation, ein Bild der innersten Gewissensangst, die das umdüsterte Alter dieses himmelstürmenden Titanen umschattete, der einst die kraftstrotzenden Marmorgestalten des Moses und David geschaffen hatte. Aber in diesem Gemälde triumphiert noch ein anderes: der Adel einer von hellenischem Geiste erfüllten Nacktheit von mehr als 300 herrlichen Gestalten; spätere Papstgenerationen haben sich durch die Überpinselung dieser edlen Körper mit elenden Kleiderfetzen schwer versündigt. Michelangelo fand als Greis in der strengen

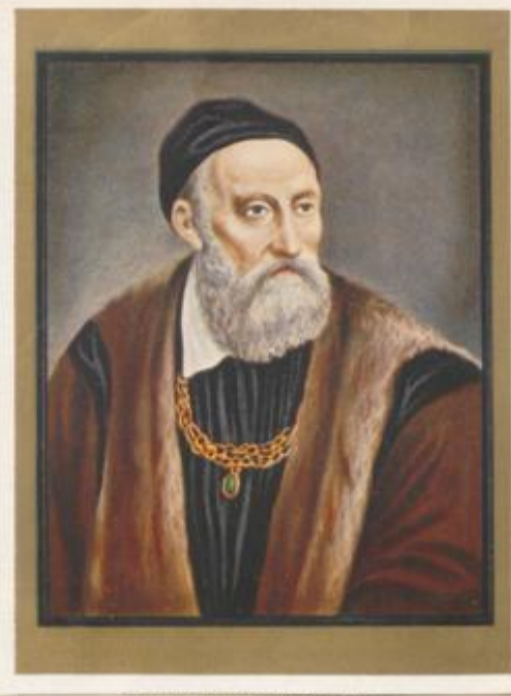


LUCREZIA CRIVELLI
(† nach 1500)

Nach einer Miniatur von Jakob Conrad Bodmer nach dem Gemälde von Leonardo da Vinci oder Boltraffio

Gesetzmäßigkeit der Baukunst seine alte Schaffensfreudigkeit wieder, die ihm die Kraft gab, den gewaltigen Bau der stolzen Kuppel von St. Peter so erhaben und klar, so harmonisch und feierlich zu Ende zu führen, wie ihn die früheren Bauleiter kaum zu erträumen gewagt hatten.

Ein größerer Gegensatz ist nicht denkbar als zwischen dem leidensvollen Leben dieses einsamen Grüblers und dem meteorhaft leuchtenden kurzen Dasein des Götterlieblings Raffael (1483—1520), dem aller Herzen zuflogen, der mit leichter Hand und unbekümmerter Nehme- und Gebefreudigkeit die Herrlichkeiten, die ihm das Leben und die Kunst verschwenderisch boten, in sich aufnahm und in verklärter Reinheit nach allen Seiten wieder ausstrahlen ließ. Hatte es schon Leonardo vermocht, in seinem Bildnis der Monna Lisa mehr als ein bloßes Porträt zu geben, dem Unenträtselbaren, dem Innerlichsten des Antlitzes einer Renaissancedame Ausdruck zu verleihen, so gab Raffael seinen Papst- und Kardinalporträts eine vorher nicht gekannte psychologische Wahrheit, seinen zarten Madonnen aber die weiche Anmut der jungfräulichen Himmelskönigin, die verträumte Lieblichkeit und Innigkeit übernatürlicher Mutterschaft und Mütterlichkeit. Als er 25jährig die Arbeit der malerischen Ausschmückung



TIZIAN (TIZIANO VEZZELLI)

(1477—1576)

Nach einer Miniatur von Wöhelmine du Thil nach dem Selbstbildnis Tizians

der päpstlichen Gemächer begann, stand die freigeistige Renaissancekultur in ihrer höchsten Blüte. Daher erscheint auf Raffaels Fresken nicht mehr die Philosophie als Magd der Theologie, sondern ihr gleichgeordnet. Die ganze Gedankenwelt dieser Zeit hat in den Bildern des ersten Raumes lebensvolle Gestalt gewonnen. Doch schon die Gemälde des nächsten Raumes zeigen die Veränderung der politischen Lage nach der Eröffnung des Lateranischen Konzils: diese Bilder verkünden laut und deutlich den Sieg der Kirche über die weltlichen Mächte. Beiden Ideenwelten vermochte Raffael mit gleicher Virtuosität ihre Form zu geben, aber man merkt der Ausführung an, daß seine innige Anteilnahme nicht der päpstlichen Engherzigkeit und Herrschsucht galt. Nach einer Richtung hin fand die Kunst der Renaissance in Venedig ihre Krönung, und zwar in bezug auf die Farbe, dagegen war in dieser leichtlebigen Lagunenstadt am Adria-



MARKINO GRIMANI

(† nach 1605)

Nach einer Miniatur von Giulio Clovio

tischen Meer kein Raum für den tiefen Gedankeninhalt der Werke des Dreigestirns Leonardo, Michelangelo und Raffael. Am stärksten verkörpert findet man den Geist der reichen, prunkliebenden alten Handelsrepublik in den Schöpfungen des Malers Tizian (1477—1576), der in einem fast hundertjährigen glanzvollen Leben und Schaffen den Sieg der Farbe verkündete. In seinen kostbaren Porträts von Kaisern und Königen, von Päpsten und schönen Frauen feiert der Zauber des Lichts, der Schmelz köstlicher Farbigkeit höchste Triumphe, tiefe Inbrunst leuchtet aus seinen religiösen Bildern und strahlende Heiterkeit aus den Gemälden, in denen er das üppige Genußleben seiner Mitwelt und die ungezwungene Fröhlichkeit mythologischer Liebesgeschichten schildert. An der Spitze der reichen Republik Venedig standen seit Jahrhunderten die Dogen, die teils durch kriegerische Talente, meist aber durch diplomatisches Geschick sich auszeichneten, in jedem Falle Meister höchster Prachtentfaltung waren. Marino Grimani (gest. nach 1605) war einer dieser machtvoll gebietenden Herrscher. Er entstammte einem altvenezianischen Geschlecht, das sich durch die Erhaltung der Kunstschätze, die in der Republik zusammenströmten, besonders verdient gemacht hat.



TORQUATO TASSO

Die kleineren Fürstenhöfe Italiens wetteiferten in der Blütezeit der Renaissance mit den Zentren der neuen freien Bildung und wollten, soweit es in ihren Kräften stand, daran teilnehmen. So sammelten auch die Herzöge von Ferrara einen Kreis von Dichtern und Gelehrten um sich, zu denen Torquato Tasso (1544—1595), der jugendliche und gefeierte Dichter des „Befreiten Jerusalem“, gehörte, einer mit vielen lieblichen Einzelzügen geschmückten Dichtung, die den Sieg über die Türken verherrlichte. Doch der Dichter wurde unter dem Eindruck der Ketzerverfolgungen von dem Wahn befallen, auch ein Ketzer zu sein, die man für schlimmer hielt als die Türken. Er stellte sich immer wieder dem Inquisitionsgericht, das ihn jedoch für schuldlos erklärte. Tasso aber verfiel gänzlich dem Irrsinn, wurde lange Jahre eingesperrt und starb in Rom, wohin er geeilt war, um die Weihe einer Dichterkrönung zu erhalten, welche Ehrung seit Petrarca keinem italienischen Dichter zuteil geworden war. Goethes dramatisches Gedicht hat uns seine Gestalt besonders vertraut gemacht.

Es gehört zum Charakterbild dieser Zeit, daß sie Freveltaten in der grausamsten Weise bestrafte, wenn kein Mächtiger Einhalt gebot. So half es der blutjungen schönen Beatrice Cenci (1583—1599), deren unschuldsvolles Antlitz Guido Reni festgehalten hat, nichts, daß sie, der Anstiftung zur Ermordung ihres lasterhaften Vaters überführt, darauf hinwies,

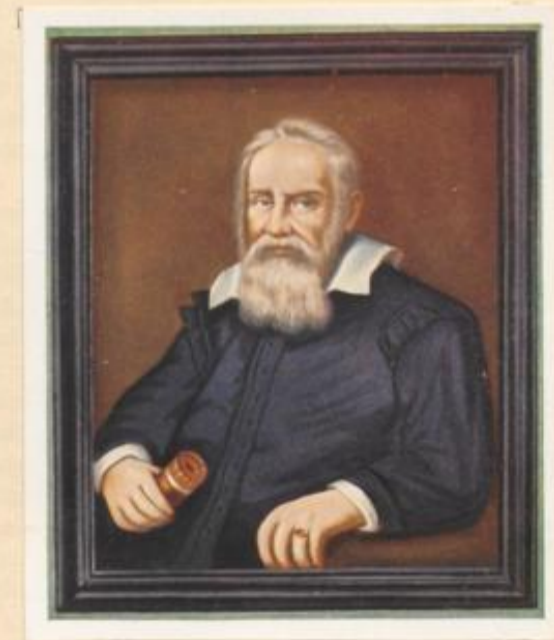


BEATRICE CENCI
(1583—1599)

Nach einer Miniatur von Antonio und Fanny Romanini nach dem Gemälde von Guido Reni

in welcher schändlicher Weise er sich an ihr vergangen, wie er die Stiefmutter gequält, die Brüder dem Verderben preisgegeben hätte. Sie wurde 16jährig gleichzeitig mit ihrer Stiefmutter und einem ihrer Brüder auf Befehl des Papstes Clemens VIII. gefoltert und hingerichtet.

Ein Jahr später verbrannte derselbe Papst den freigeistigen Philosophen und Naturforscher Giordano Bruno, der es gewagt hatte auf Grund des kopernikanischen Weltsystems ein großartiges Weltbild zu entwerfen und die Gottheit als die höchste Einheit beseelter Stoffeichen zu bezeichnen. 1633 mußte Galileo Galilei (1564—1642) vor dem römischen Inquisitionsgericht seine ketzerischen Lehren von der Sonne als dem Mittelpunkt der Welt und von der zweifachen Bewegung der Erde abschwören; denn in der Bibel stand geschrieben, daß Josua der Sonne befahl, still zu stehen, bis die Schlacht beendet war. Die hohe Zeit der Renaissance war endgültig vorbei, die Gegenreformation des Jesuitenordens hatte auf allen Linien gesiegt.



GALILEO GALILEI
(1564—1642)

Nach einer Miniatur des 18. Jahrhunderts nach einem zeitgenössischen Gemälde

ENGLAND

unter den Tudors

HUMANISMUS, Reformation und Renaissance, die mächtigen Erscheinungsformen geistigen Lebens um die Wende des 15. Jahrhunderts, durchdringen das Inselreich verhältnismäßig spät. Der Feudalismus der vorangegangenen Epoche hatte in England besonders stark gewurzelt, und seine Verfallserscheinungen hatten das Land mit ihren Zuckungen heftig mitgenommen. Der Prozeß der Bildung von Nationalstaaten, auf dem Festland schon wesentlich vorgeschritten, war hier erst im Entstehen, zumal das Land die Richtung seiner eigentlichen Aufgaben noch nicht erkannt und gefunden hatte. Zu diesen hinderlichen Momenten gehörte vor allem das zähe Festhalten an dem Streben nach dauernder Eingliederung französischer Gebietsteile. Hierher gehörte das Verhältnis zu den Nachbarländern Schottland und Irland, das bisher denkbar schlecht gewesen war, so schlecht, daß beide Länder fast ununterbrochen in der Front von Englands Feinden gestanden hatten. Auf die Dauer mußte eine derartige politische Situation, die der Verknüpfung der dringendsten Aufgaben entsprang, den völligen staatlichen Ruin bedeuten. Die Lösung dieser Aufgaben, das Land zu beruhigen, das Verhältnis zum Kontinent zu revidieren und die Illusionspolitik aufzugeben, war einem neuen, nüchternen Herrschergeschlecht vorbehalten, von dem man sagen kann, daß es in rund hundertjähriger Wirksamkeit die Grundlagen des modernen England geschaffen hat. Von Heinrich VII. bis zur Elisabeth führt ein Weg stetigen Anstieges auf politischem, wirtschaftlichem und geistigem Gebiet, auf diesem durch die Abkehr von Rom, auf jenem durch die beginnende Seegeltung Englands bestimmt.

Als im Jahre 1485 in der Schlacht von Bosworth Richard III., Shakespeares blutiges Ungeheuer, fiel, lag England, aus unzähligen Wunden blutend, am Boden; der Adel hatte sich in jahrzehntelangen Kämpfen der Weißen und Roten Rose bis zur Selbstvernichtung aufgerieben, das Land war ausgezogen und demoralisiert, seine Geltung im europäischen Staatengefüge erloschen. Für einen klugen Herrscher wie Heinrich VII. (1457—1509) war dies ein günstiger Zeitpunkt, um einem neuen Geschlecht den Boden für das nächste Jahrhundert zu bereiten. Unter seiner Regierung erholte sich das zusammengebrochene Wirtschaftsleben, dem die ernste Sorge des Herrschers galt. Da Heinrich darauf bedacht sein mußte, die Reste des Adels niederzuhalten, fing das englische Bürgertum jetzt an, in der sozialen Struktur des Landes eine bedeutende Rolle zu spielen, die es in allen Entschlüssen an die Seite des Monarchen verwies. Die Verarbeitung der Wollproduktion des Landes erfolgte nun nicht mehr in den Niederlanden, so daß große Werte im Inland verblieben und

der Beginn einer Exportindustrie (Tuchwaren) zu verzeichnen ist. Heinrich selbst könnte man den ersten Kaufmann Englands nennen, der durch geschickte Finanzoperationen seinem Nachfolger einen gewaltigen Staatsschatz übergab.

„Juncker Heintze wil Gott sein, und thun, was ihn gelüestet“, meinte Luther vom zweiten Tudorkönig Heinrich VIII. (1491—1547), der vom Vater ein geordnetes Staatswesen übernahm und auf dieser Grundlage sein Land aus europäischen Bindungen lösen und ihm den Beginn der Weltgeltung verschaffen konnte. Die Nachwelt kennt ihn eigentlich nur als den Despoten, der seine Frauen und Minister aufs Schafott schickte, und verkennt mit solchem Urteil das Wesentliche dieser Renaissancepersönlichkeit.

Heinrich war nicht immer jener plumpe rothaarige Monarch der überlieferten Bilder; auf seine Erziehung war vielmehr außerordentlicher Fleiß verwandt worden. Er durfte es sich erlauben, für die deutsche Kaiserkrone zu kandidieren, und hatte in dem Ringen zwischen Karl V. und Franz I. die glückliche Stellung des unerreichbaren lachenden Dritten inne. Heinrich ist Despot, ohne sich dieser Eigenschaft bewußt zu sein, denn die Macht eines Staates zentralisiert sich in dieser Epoche, wie der große Florentiner Machiavelli gelehrt hatte, im Fürsten. So gesehen ist Heinrichs Despotismus für England ein Glück gewesen. Der Protestantismus war ihm im Grunde gleichgültig, aber der König vollzog die Lösung von Rom 1533 und machte sein



HEINRICH VII.
König von England (1457—1509)
Nach einer Miniatur von Nicholas Hilliard nach einem zeitgenössischen Porträt

Land von kontinentalen Einsprüchen unabhängig, obwohl einzig und allein die Unmöglichkeit, beim Papst die Scheidung seiner ersten Ehe (mit Katharina von Aragonien, der Mutter der katholischen Maria) durchzusetzen, der Grund für diesen ungewöhnlichen Schritt gewesen ist. Der berühmte Frauenverbrauch war im übrigen viel weniger der Ausdruck einer starken Sinnlichkeit, als durch das Ausbleiben des ersetzten Thronfolgers bestimmt. Als er sich 1533 von Katharina getrennt hatte, wandte er sich einer Hofdame, Anna Boleyn (1507—1536), zu. Von adliger Herkunft, hatte sie bereits vielen Kavalieren des Hofes die Köpfe verdreht; ihr Ehrgeiz ging aber weiter, nicht Mätresse, sondern Königin wollte sie sein. Nach ihrer Vermählung (1533) traten die schlechten Charaktereigenschaften dieser Frau grell ans Licht. Die neue Würde stieg der jungen Königin zu Kopf, so daß sie mit ihren Launen den Hof zu tyrannisieren begann. Katharina und ihre Tochter Maria wurden mit Haß und Bosheit verfolgt. Ein Temperament von der Art Heinrichs VIII. mußte dieser Launen bald überdrüssig werden; als Anna Boleyn einer Tochter, der späteren Königin Elisabeth, das Leben gab, war Heinrichs Leidenschaft abgekühlt. Drei Jahre später wurde ihr wegen Untreue der Prozeß gemacht, ob zu Unrecht, läßt



HEINRICH VIII.
König von England (1491—1547)
Nach einer anonymen Miniatur von 1536

sich nicht erweisen, aber der Urteilspruch eines Peer-Gerichts, dem selbst Annas Vater und Onkel angehörten, läßt ihre Schuld als erwiesen erscheinen. Furchtlos bestieg sie das Schafott. Einen Tag später heiratete Heinrich Jane Seymour (um 1509—1537), die Schwester des Admirals Thomas Seymour. Nur ein knappes Jahr war sie Königin, denn wenige Tage nach der Geburt des Thronfolgers, des späteren Eduard VI., starb sie. Jetzt vergingen drei Jahre, bis Heinrich eine neue Wahl getroffen hatte. Aus politischen Gründen wollte er eine protestantische deutsche Prinzessin heiraten. Auf Grund eines stark geschmeichelten Miniatur-Porträts, das Holbein von Anna von Cleve gemalt hatte, vermählte sich der König 1540 mit dieser deutschen Herzogstochter, ließ sich aber schon nach wenigen Monaten von ihr scheiden, da er von ihrer Reizlosigkeit schwer enttäuscht war. Der Kanzler, der diese Heirat eingefädelt hatte, wurde einen Kopf kürzer gemacht. Einen Monat später ehelichte Heinrich seine fünfte Gemahlin, Katharina Howard (um 1520—1542). Sie wurde unter dem falschen Verdacht der Untreue zwei Jahre später hingerichtet. Nach einem Jahr war der König wieder vermählt, diesmal mit einer Frau, die schon zweimal verwitwet war und nach Heinrichs Tode den Bruder der Jane Seymour heiratete. Heinrich VIII., willensklug und die nationale Einigung in sich verkörpernd, ersparte dem Lande durch sein strenges Regiment die Glaubenskriege, die das Festland bis ins Mark erschütterten, er schwächte den Adel und stärkte das Parlament, und es gelang ihm, zu Irland ein besseres Verhältnis zu gewinnen.

Sein Lehrmeister war der Kardinal Thomas Wolsey (1474—1530), der eigentliche Leiter der gesamten Innen- und Außenpolitik in der ersten Regierungshälfte, einer jener bedeutenden Kirchenfürsten, wie sie das Zeitalter der großen Kirchenkämpfe hervorgebracht hat. Von fressendem Ehrgeiz beseelt strebte Wolsey, nachdem er 1515 die Kardinalswürde erlangt hatte, nach Höherem, seine Unterstützung Karls V. gegen Frankreich sollte ihn bei der nächsten Gelegenheit auf den Stuhl Petri bringen, ein Ziel, zu dessen Erreichung ihm auch ganz offenkundige Schiebungen nicht niedrig genug erschienen. Wolsey hatte sich jedoch verrechnet, denn in dem



ANNA BOLEYN
Königin von England

bald ausbrechenden Konflikt Englands mit dem Papsttum stand der deutsche Kaiser auf der Seite der Kirche, so daß Englands Machtstellung merklich abnahm. Der Papst weigerte sich, sobald er der italienischen Schwierigkeiten Herr geworden war, Heinrichs erste Ehe zu lösen, eine Klippe, an der Wolseys beispiellose Laufbahn scheitern sollte. Dieser Fehlschlag zwang ihn zum Rücktritt, dem bald die Eröffnung eines Hochverratsverfahrens folgen sollte. Sein plötzlicher Tod bewahrte ihn vor dem Schlimmsten. Man kann Wolsey als einen der ersten großen Verwaltungsbeamten Englands bezeichnen; selten sind in einer Persönlichkeit abstoßende und hervorragende Eigenschaften so gemischt gewesen wie in diesem Mann. Einer unverwüstlichen Arbeitskraft, einem ausgeprägten Gerechtigkeitsinn dem Volke gegenüber, einem virtuoson diplomatischen Können stehen maßloser Dünkel, schmutzige Habgier und abstoßender Lebenswandel gegenüber. Bischöfe nahten sich ihm kniend, Herzöge hielten ihm bei der Tafel das Becken, in dem er seine Finger netzte, und ausländische Gesandte durften es sich zu besonderer Ehre anrechnen, wenn sie bei dem hohen Prälaten zum Handkuß zugelassen wurden.



JANE SEYMOUR
Königin von England (um 1509—1537)
Nach einer Miniatur von Hans Holbein d. J.



THOMAS WOLSEY

Auch Wolseys Zeitgenossen Thomas More (1478—1535) wußte Heinrich VIII. klug in seine Dienste zu ziehen. Im Gegensatz zu dem zielbewußten Kardinal wird bei ihm die Problematik der nach neuen Lebensinhalten ringenden Zeit deutlich. Anfangs Jurist, packten ihn bald die Ideen des Humanismus, erfreute ihn der Geistesflug zeitgenössischer Dichtung, die, von antiken Vorbildern sich lösend, zögernd die ersten selbständigen Schritte tat, ließen philologische Studien ihn bald zu einem der bedeutendsten Gräzisten seiner Zeit werden. Mit Erasmus von Rotterdam verband ihn Freundschaft für das ganze Leben. Zweifel packten den jungen Gelehrten, und asketische Neigungen ließen den Plan in ihm reifen, sein Leben im Kloster zu beschließen. Plötzlich finden wir ihn wieder als Rechtsanwalt in London; er verärgerte Heinrich VII. und machte eine Zeit unfreiwilliger Zurückgezogenheit durch, die er mit mathematischen, astronomischen und musikalischen Studien füllte. Nach dem Regierungsantritt Heinrichs VIII. kam er in den königlichen Rat, wurde zum Ritter geschlagen und war, von Heinrich mit Beweisen persönlicher Huld überschüttet, nach Wolseys Tode der erste Mann im Staate. Nichts konnte den Gerechtig-



KATHARINA HOWARD
Königin von England (um 1520—1542)
Nach einer Miniatur von Hans Holbein d. J.



THOMAS MORE
(1478—1535)
Nach einer Miniatur von Hans Holbein d. J. (1)

keitssinn des aufrechten Mannes beugen, nichts seine Treue zur katholischen Kirche wankend machen; mutig widersprach er Heinrichs Scheidungsplänen und trat, ein armer Mann (ein unerhörter Vorgang in jener Epoche), zurück, als der Monarch selbstherrlich die folgenschweren Entschließungen traf. Er sprach seinem königlichen Herrn das Recht ab, sich zum Oberhaupt der englischen Kirche aus eigener Machtvollkommenheit zu erklären, eine Kühnheit, die More mit dem Tode büßen mußte. Das Haupt des bedeutendsten Humanisten Englands ließ Heinrich VIII. auf der Kondon-Bridge aufstecken; mit ihm verlor England einen Freund der Wissenschaften und Künste, in dessen Haus Holbein wohnte, und dem die Literaturgeschichte den ersten politischen Roman, die „Utopia“ (1516), verdankt, eine auf platonischen Ideen fußende, auch heute noch lesbare politische Satire.

Hans Holbein d. J. (1497—1543), der große deutsche Maler und Zeichner für Holzschnitt und Kupferstich, ein Sohn Augsburgs, wo sein Vater als Porträtist hohes Ansehen besaß, zum Künstler gebildet in Basel, einem Zentrum des humanistischen Geisteslebens, wo alljährlich Erasmus einkehrte, dieser kühle deutsche Renaissance-Künstler, kam 1526 mit einem Empfehlungsschreiben des Erasmus zu Thomas More nach London und siedelte sechs Jahre später ganz dorthin über, an den Hof der robustesten Renaissance-Persönlichkeit jener Zeit. In Basel hatte er vor allem eine große Zahl von Holzschnittfolgen entworfen, darunter auch den berühmten „Totentanz“, eine Bilderreihe, in der die Vertreter aller Klassen und Stände vom gleichmachenden Tod zum letzten Reigen geführt werden. Hier entstehen auch seine ersten Porträts, kühl in ihrem Wesentlichsten erfaßte, scharf charakterisierte Köpfe voll lebendigsten Ausdrucks. Auch religiöse Bilder malt er hier, wie die blonde Madonna mit dem anbetenden Bürgermeister Meyer. Dann wird er der Hofmaler Heinrichs VIII., porträtiert ihn und seine verschiedenen Frauen, die Kanzler und Bischöfe, die Hofkavaliere und ihre Damen und die großen Kaufleute, bis ihn die Pest hinwegrafft.

Heinrichs VIII. Nachfolger Eduard VI. (1537—1553) war im Gegensatz zu seinem robusten Vater schwächlich von Geburt an. Der Knabe, der eine gelehrte Erziehung genoß, so daß er mit 13 Jahren eine Übersetzung aus dem Lateinischen



HANS HOLBEIN D. J.
(1497–1543)
Nach einem Miniatur-Selbstbildnis, 1543

ins Griechische liefern konnte, geriet nach dem Tod des Vaters in die Hand mächtiger Vormünder, die ihre Stellung zum eigenen Vorteil ausnützten. Trotz der völligen Farblosigkeit des kindlichen Herrschers, der 16jährig an Tuberkulose starb, bereitete sich eine Lösung der brennenden religiösen Fragen vor. England wandte sich nun endgültig dem Protestantismus zu, aber nicht ohne furchtbare innere Erschütterungen ging diese Reformation vor sich, zumal die alten Kirchenmächte bald noch einmal Macht gewannen und die Scheiterhaufen in ganz England noch Jahrzehnte hindurch rauchten. Man entfernte den Schmuck aus den Kirchen, der Gottesdienst in englischer Sprache setzte sich durch, und das protestantische Glaubensbekenntnis wurde in 42 Artikeln zusammengefaßt. Die von Heinrich VIII. genau festgesetzte Erbfolge drohte diesen religiösen Fortschritten ein baldiges Ende zu bereiten, so daß die mächtigen Günstlinge, die Eduards vorzeitigen Tod voraussahen, Heinrichs noch lebende



EDUARD VI.
König von England (1537–1553)
Nach einer Miniatur von Hans Holbein d. J. (I), 1542
(Kinderbildnis)

Töchter von der Erbfolge fernzuhalten suchten und dafür eine Enkelin Heinrichs VII., Jane Grey, auf den Schild hoben. Der gerechte Sinn des Volkes wandte sich jedoch nach Eduards Tode der rechtmäßigen Herrscherin zu. Es war Maria „die Katholische“ (1516–1558), auch „die Blutige“ genannt. Sie hatte als Tochter aus Heinrichs VIII. erster Ehe eine Jugend furchtbarster seelischer Erschütterungen hinter sich und zeigte sich dennoch zunächst ihren Feinden milde. Maria fühlte sich zur Wiedereinsetzung des Katholizismus berufen, für den ihre Mutter und sie selbst so viel gelitten hatten. Die kirchlichen Errungenschaften aus der Zeit ihres Stiefbruders wurden rückgängig gemacht, die im Tower gefangen gehaltenen katholischen Prälaten befreit und die protestantischen Führer an ihrer Stelle eingekerkert. Ein Widerstand gegen alle diese Maßnahmen erfolgte jedoch erst, als die Heiratspläne der Königin das Volksempfinden tief verletzten. Erfüllt von ihrer katholischen Mission ging Maria auf Karls V. Vorschlag ein, sich seinem Sohne Philipp II. von Spanien zu vermählen. Jetzt brachen heftige Aufstände los, die die Regierung mit grausamer Härte unterdrückte, und zu deren



MARIA DIE KATHOLISCHE
Königin von England (1516–1558)
Nach einer Miniatur von Antonia Mor

Opfern auch Jane Grey gehörte. Maria reichte dem 12 Jahre jüngeren Philipp die Hand und die Aussöhnung mit Rom wurde vollzogen. In der Frage der Rückgabe der eingezogenen Kirchengüter mußten Papst und Königin jedoch nachgeben, sie verblieben endgültig in der Hand ihrer rechtlichen Besitzer. Um so schärfer ging man gegen die Ketzer vor und im ganzen Lande loderten die Scheiterhaufen. Das Land ersahnte den Tod der Fürstin, der auch in ihrer Ehe die bittersten Enttäuschungen nicht erspart blieben. Da ihr der ersahnte Leibeserbe versagt blieb, mußte sie sterbend das Scheitern ihrer Pläne erkennen; der Protestantismus, dessen Siegeszug durch eine kluge Politik vielleicht hätte verhindert werden können, nahm nun von England Besitz. Widerspruchslos vollzog sich bei Marias Tod 1558 die von Heinrich VIII. festgelegte Thronfolge. Mit lautem Jubel drängte sich das Volk in Londons Gassen, als die junge Fürstin, die spätere große Elisabeth (1533–1603), Heinrichs VIII. Tochter aus seiner Ehe mit Anna Boleyn, ihren Einzug hielt. Und in der Tat, sie hat ihr Volk in mehr als 40jähriger Regierungszeit nicht enttäuscht. In Wahrheit stand sie den das Zeitalter bewegenden Religionsfragen ziemlich gleichgültig gegenüber, sie war bemüht, zwischen den katholischen und protestantischen Extremen einen Mittelweg zu

finden, auf dem ihr beide Parteien ziemlich widerspruchslos folgten. Der schroffe Kurs unter Eduard VI. wurde gemildert und das Glaubensbekenntnis in neununddreißig Artikeln zusammengefaßt. Nur die Gewalt der Ereignisse ließ Elisabeth in die Rolle einer Vorkämpferin der Reformation hineinwachsen, viel eher war sie eine Wegbereiterin der Renaissance, die in England unter ihrer Herrschaft jene Höhe erreichte, an der noch heute die abendländische Welt sich staunend erbaut. Elisabeths Klugheit erkannte den unvermeidlichen Zusammenprall mit dem Katholizismus, der damals zum großen Gegenstoß ausholte und das Ringen, das man als die Gegenreformation zu bezeichnen pflegt, ankündigte. Bis zum Jahre 1588, dem großen Einschnitt in ihrer Regierungszeit, ist alles Vorbereitung auf beiden Seiten. Man verzettelt keine Kräfte mehr, man sammelt, um den Gegner mit einer in der Geschichte unerhörten Kraftanstrengung vernichtend zu schlagen. Längst war Philipp II. von Spanien, der sich zunächst persönlich um Elisabeth bemüht hatte, die Seele der katholischen Sache in Europa geworden, mit allen Mitteln, auch vor Mordanschlägen nicht zurückschreckend, die Welt gegen die nordische Macht mobil machend. Es ist die Zeit der niederländischen Erhebung, der Bartholomäusnacht, der Gefangensetzung der schottischen Maria, ihrer Hinrichtung, einer vom Standpunkt des Staatsinteresses durchaus zu rechtfertigenden Tat. Da fällt 1588 die Entscheidung: Philipps Flotte, die stolze Armada, läuft aus, um sich auf die englischen Seestreitkräfte zu stürzen und die Landung auf der Insel zu erzwingen. Eine patriotische Welle durchläuft England, das gesamte Volk scharft sich um seine Königin, die jetzt mit Stolz erkennt, was sie ihrem Lande bedeutet. Spaniens Pläne scheitern, unversehrt steht England als protestantische Vormacht Europas da. Elisabeths politische Mission ist erfüllt, die zweite Regierungshälfte ist innerpolitischen Maßnahmen gewidmet, denn kein Gebiet des öffentlichen Lebens kann sich dem Einfluß der Königin entziehen. Sie fördert den Handel, sie macht ihn durch die Zurückdrängung der Ausländer zu einer nationalen Angelegenheit, sie schickt unternehmende Kapitäne auf die Weltmeere, die den Erdball erstmalig umsegeln, und sie interessiert sich, ein unerhörter Vorgang, für die Löhne der Arbeiter. Die „jungfräuliche Königin“ hatte alle Bewerber schließlich enttäuscht, nicht häßlich, hatte sie sich bei zunehmendem Alter gewöhnt, die schwindenden Reize durch eine barocke Last modischer Attribute zu ersetzen, wie sie uns die zeitgenössischen Bilder zeigen. Das Lateinische fließend sprechend, im Staatsrat allen Männern gewachsen, ja überlegen, für Dichtung sehr empfänglich, von ihren Liebhabern in der bilderreichen Sprache ihrer Zeit angesprochen, stand sie mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Tatsachen. Sie ist geizig, sie haßt den Krieg, weil er Geld verschlingt und sie wahrt ihre Stellung ihren Kavalieren gegenüber auf das äußerste, ja sie scheut sich nicht, diese auf das Schafott zu schicken. So ist es nicht verwunderlich, daß es gegen Ende ihres Lebens still um die Königin wird; ihre großen Staatsmänner sind tot, Essex, an dem das Herz der alternden Frau hängt, hat sich durch seine Tollheit selbst ausgelöscht, und die Thronfolge ist durch Schottlands endgültigen Übergang zur protestantischen Sache befriedigend gelöst. Sterbend hinterläßt Elisabeth ihr Land innerlich gefestigt, religiös beruhigt und außenpolitisch unabhängig, geachtet und gefürchtet.

Kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen Elisabeth und ihrer schottischen Rivalin Maria Stuart (1542—1587). Schön, heiter, sinnlich, wird die in Frankreich erzogene Prinzessin Gemahlin des französischen Thronfolgers. Elisabeths katholische Gegner sehen in Maria die rechtmäßige Königin von England. Nach dem Tode ihres Gatten kommt sie 1561 nach Schottland, wo sie ein von religiösen Kämpfen aufgewühltes Land vorfindet. Bald heiratet sie einen schot-



ELISABETH
Königin von England (1533—1603)
Nach einer Miniatur von Nicholas Hilliard

tischen Edelmann, Lord Darnley, und macht aus ihren katholischen Neigungen, die sie bisher klug verborgen hatte, kein Hehl mehr. Ihr Gatte fällt, nachdem er einen Sekretär Marias hat ermorden lassen, selbst einem Anschlag zum Opfer, eine Tat, die gewiß nicht ohne Mitwissen der Königin zur Ausführung gelangte. Nach einem häßlichen Scheinverfahren heiratet Maria den Mörder, einen Protestanten. Da wendet sich das Land von ihr ab, Maria muß fliehen, überschreitet die englische Grenze und sucht bei Elisabeth Hilfe. 19 Jahre lang lebt sie nun, von Ort zu Ort gebracht, in sicherem Gewissam auf englischem Boden, in dieser Zeit der Mittelpunkt katholischer Hoffnungen werdend. Ihr Temperament verstrickt sie in Schuld, da sie sich in Verschwörungen hineinziehen läßt. Wenn man ihr wohl auch nicht die Teilnahme an Mordanschlägen gegen Elisabeths Leben nachweisen kann, so steht doch ihre Mitwisserschaft fest. Mit unendlichem



MARIA STUART
Königin von Schottland (1542—1587)
Nach einer Miniatur von Nicholas Hilliard



ROBERT DEVEREUX EARL OF ESSEX
(1567—1601)
Nach einer Miniatur, angeblich von John Bettes

Geschick spinnt die englische Geheimdiplomatie ihr Netz, und nachdem sie ihr Opfer lange genug in Sicherheit gewiegt hat, holt sie zum entscheidenden Schlag aus. Ein hohes Gericht spricht sein „Schuldig“ über Marias Haupt; menschlich klein schiebt Elisabeth die Verantwortung nach Vollstreckung des Urteils auf ihre treuen Diener. Mit wahrhaft königlicher Haltung war Maria in den Tod gegangen. Leidenschaftlich bis zur Erschöpfung, im Haß unversöhnlich, der feinsten Verstellung fähig, furchtlos, Treue mit Treue vergeltend, aber vaterlandslos in erschreckendem Maße, alles in allem das Gegenteil ihrer großen Gegenspielerin Elisabeth, die instinktiv



SIR WALTER RALEIGH
(1552—1618)
Nach einer anonymen Miniatur

in ihr das Weibliche, das ihr die Natur versagt hatte, haßt. Elisabeths Hofhaltung gab an Glanz denen des Festlandes im Zeitalter der Renaissance wenig nach. Es ist erstaunlich, wie sich nach den rohen Hofsitzen Heinrichs VIII. ein Zeitalter geistiger und künstlerischer Blüte entwickelt, gefördert durch das verständnisvolle Wohlwollen der Monarchin, die sich geschmeichelt als der Mittelpunkt dieses geistigen Aufstieges sieht. Künstler, Diplomaten und jene letzten Vertreter des Feudalismus, die die Krone jetzt ihrem persönlichen Dienst verpflichtet hat, bevölkern den Hof. Unter diesen ragt Robert Dudley Earl of Leicester (1532/3—1588) besonders hervor. Rasch steigt er in Elisabeths Gunst; seine Gemahlin, ein Hindernis auf seiner Günstlingslaufbahn, fällt unter geheimnisvollen Begleitumständen einem Unfall zum Opfer, ein Ereignis, das Walter Scott in seinem Roman „Kenilworth“ zu einer dramatischen Episode gestaltet hat. Höher und höher steigt Leicester, bis er 1575 die Königin auf seinem Schloß durch ein denkwürdiges, mehrtägiges Fest feiern darf. Nach 1588 nimmt sein Einfluß ab, die Neigung der alternden Elisabeth wendet sich der jungen Generation zu. Ein schöner, aber eitler Mann mit wahrhaft fürstlichem Geschmack, in



ROBERT DUDLEY EARL OF LEICESTER

seinen Taten skrupellos, häufig rätselhaft, hat Leicester sein Bild in die Geschichte geprägt.

Der glänzendste Kavalier des elisabethanischen Hofes war Robert Devereux Earl of Essex (1567—1601), der nach sorgfältiger Erziehung in Cambridge ganz jung die Neigung der alternden Königin erringt. Seine eigenmächtige, jungenhafte Art trübte das Verhältnis oft genug. Tatenlustig zieht Essex nach Frankreich, nimmt an Raubzügen gegen Spanien teil, verdirbt aber durch unbedachtes Vorgehen jeden Erfolg. Nachdem er dann als Führer eines irischen Feldzuges abermals völlig versagt und eigenmächtig mit bewaffneter Macht zurückkehrt, macht ihm die Königin den Prozeß, der ihn nach einem mißglückten Putsch auf das Schafott bringt. Mit seinem Tode, den Elisabeth nicht verwinden kann, verliert die Zeit ihren vollendetsten Hofmann, eine ritterliche, allen Intrigen abholden Natur, einen Dichter und Gönner der schönen Künste, einen Mann mit ausgesprochen militärischen Neigungen, denen durch Mangel an Talent der Erfolg versagt ist.

Der leitende englische Staatsmann des elisabethanischen Zeitalters war der kluge William Cecil Lord Burghley (1520—1598), der bereits die Aufmerksamkeit Heinrichs VIII. erregt und als Staatssekretär unter Eduard VI. sich der rechtswidrigen Ausschließung Marias von der Thronfolge widersetzt hatte, ein Verhalten, das ihm, dem eifrigen Prote-

stanten, unter der gewalttätigen Regierung der katholischen Maria das Leben rettete. Insgeheim trat er mit Elisabeth in Verbindung, ließ sich ins Parlament wählen, wußte sich hier durch Festigkeit und Freimut beim Volke beliebt zu machen und wurde von Elisabeth gleich nach ihrem Regierungsantritt zum Staatssekretär berufen. Er war es, der die Königin in allen wichtigen Entscheidungen stützte und lenkte, er hat die Wogen der Glaubenskämpfe geglättet und dem Protestantismus in England zum Siege verholfen, ihn auch gegen die ausländischen Mächte behauptet, er war die Seele des Kampfes gegen Philipp II. und seine katholischen Pläne, wobei ihn der Gedanke einer selbständigen Kolonialpolitik Englands leitete, er war auch die Seele des Kampfes gegen Maria Stuart, als ihre katholische Politik England gefährlich wurde, und hatte an ihrem tragischen Schicksal und schließlich Hinrichtung tätigen Anteil. Als Elisabeth glaubte, die Verantwortung dafür von sich abwälzen zu müssen, fiel auch er eine Zeitlang in Ungnade, aber seine Unentbehrlichkeit ließ ihn bald wieder ans Ruder kommen.

Eine besondere Stellung nehmen die großen Admirale ein, eine Gruppe von kühnen und tolldreisten Männern, die man



WILLIAM CECIL LORD BURGHLEY

heute eigentlich als Piraten bezeichnen würde. Ihr ewiger Tatendrang störte das Verhältnis zu Spanien empfindlich zu einer Zeit, als man den großen Endkampf auf beiden Seiten erst vorbereitete. Zu einflußreicher Stellung brachte es Walter Raleigh (1552—1618). Der schöne Mann steigt schnell in Elisabeths Gunst, aber sie ist klug genug, in ihm nur einen Höfling zu sehen und sein ehrgeiziges Temperament von den Staatsstellungen fern zu halten. Raleigh erhält ein Schifffahrtspatent und rüstet Expeditionen nach Nordamerika aus: die entdeckten Länder werden der jungfräulichen Königin zu Ehren „Virginien“ genannt. In der Folgezeit nimmt er an zahlreichen Raubzügen in Spanien teil und macht 1595 eine Südamerika-Fahrt, die er in einem romantisch ausgeschmückten Bericht beschreibt. Nach Elisabeths Tod bringen ihn Umsturzpläne gegen Jakob I. in den Tower, wo er eine Weltgeschichte zu schreiben beginnt. Noch einmal kommt der alte Abenteurer frei, als er dem Könige Gold aus Südamerika verspricht. Mit leeren Händen zurückgekehrt, muß er sein Haupt auf den Block legen.

Glücklicher, weil sich nicht in die Politik mischend, war Francis Drake (1540—1596). Sohn eines Matrosen, segelt er schon mit 20 Jahren nach Afrika; bald überträgt ihm die Königin größere Fahrten. Nach einigen Jahren steht Drake auf der Landenge von Panama und sieht auf den Stillen Ozean. In diesem Augenblick wird ihm seine Lebensaufgabe klar, Land für



FRANCIS DRAKE
(1540—1596)

Nach einer anonymen englischen Miniatur des 18./19. Jahrh.

England in Besitz zu nehmen und den Erdball zu umsegeln. Elisabeth zeigt sich seinen Plänen geneigt, so daß er 1577 mit 5 Schiffen und 166 Matrosen die große Fahrt beginnen kann. Stürme trennen die Schiffe, aber nach 2 Jahren und 10 Monaten kommt Drake glücklich nach England zurück. Seine Heimkehr glich einem Triumphzug; die Königin begab sich selbst auf sein Schiff. 1587 leitet er den denkwürdigen Überfall auf die spanische Hafenstadt Cadix und „versengt dem spanischen König den Bart“. Im nächsten Jahr ist Drake an der Niederringung der Armada hervorragend beteiligt. Sein rastloser Entdeckertrieb führt ihn immer wieder auf die Meere hinaus, bis er auf einer Expedition in Westindien dem tropischen Klima erliegt.

Kein politischer Ruhm, kein Entdeckererfolg kann an



EDMUND SPENSER
(um 1552—1599)
Nach einer anonymen Miniatur

Bedeutung mit der Verklärung wetteifern, die dieses Zeitalter durch die Dichtung erfahren hat. Elisabeth erkannte sehr wohl die Propagandawirkung der Literatur und förderte die Talente, die jetzt im Zeitalter der Renaissance so zahlreich auftreten. An ihrer Spitze steht zunächst Edmund Spenser (um 1552—1599), dürftigen Verhältnissen entstammend. In langen Studienjahren vermittelt ihm die Universität Cambridge eine intime Kenntnis antiker Dichtung und Ideen. Er erweitert sein Wissen durch ungeheuren Lesefleiß und Sprachstudien, die sich auf die neuesten Erzeugnisse der

modernen Literaturen der europäischen Länder erstrecken, so daß er mit der zeitgenössischen italienischen sowie der französischen Dichtung vertraut ist. Der Sitte der Zeit entsprechend sucht Spenser einen Gönner, um wirtschaftlich unabhängig zu sein, und ist zeitweilig in Leicesters Diensten. Der arme Dichter steht nun plötzlich im Lichtkreis des Hofes, er gewinnt Einblick in die große Politik und fühlt die Berufung, die Dichtung nun endlich mit nationalem Inhalt zu versehen und dem Zeitalter der großen Elisabeth die dichterische Verklärung zu schenken. Das weitschweifige Hauptwerk, die „Feenkönigin“, in 12 Büchern geplant, nie vollendet, stellt unter allegorischer Einkleidung eine Verherrlichung Elisabeths und ihres Hofes dar, gegossen in eine neue Form der Kunstdichtung, die nach ihm benannte Spenser-Stanze, deren sich in Zukunft die englische Dichtung bis Byron häufig bedient. Zum ersten Male findet die englische Sprache ihren vollendeten Ausdruck in der Poesie, zum ersten Male macht sie sich von antiken Vorbildern in bisher nicht gekanntem Maße frei, zum ersten Male ist der Enthusiasmus die innere Triebfeder dieser einzigartigen Schöpfung. Berühmt zwar, aber arm geblieben, lebt Spenser jahrelang in Irland und hat in der Wahl seiner Gönner kein Glück. Als man ihn in der Westminster-Abtei beisetzt, werfen ihm seine Dichterkollegen Elegien und die Federn, mit denen sie geschrieben wurden, ins Grab.

Am gleichen Hofe, der die Dichtung zu den höchsten Leistungen anfeuert, sitzt ein Gelehrter, Jurist und Philosoph, von dem die gesamte moderne Prosa ihren Beginn herleitet. Im Gegensatz zu den glänzenden Höflingen und feurigen Dichtern ist Francis Bacon (1561—1626) eine ganz kühle Verstandesnatur, ein Mann, der, von keinerlei Gefühlsmomenten beeinflusst, skrupellos den Weg zu Ende schreitet, den maßloser Ehrgeiz ihm vorschreibt. Mit unendlicher Zähigkeit bemüht sich dieser Jurist um ein Amt bei Hofe, aber Elisabeth benützt ihn zwar in verzwickten Fällen, aber sie hat ein unüberwindliches Mißtrauen gegen diesen Verstandesmenschen mit dem Scharfblick ohnegleichen und dem „Auge einer Viper“. Bacon schließt sich Essex an, ohne in seinen Wünschen gefördert zu werden. Sein unglaubliches Ahnungs-

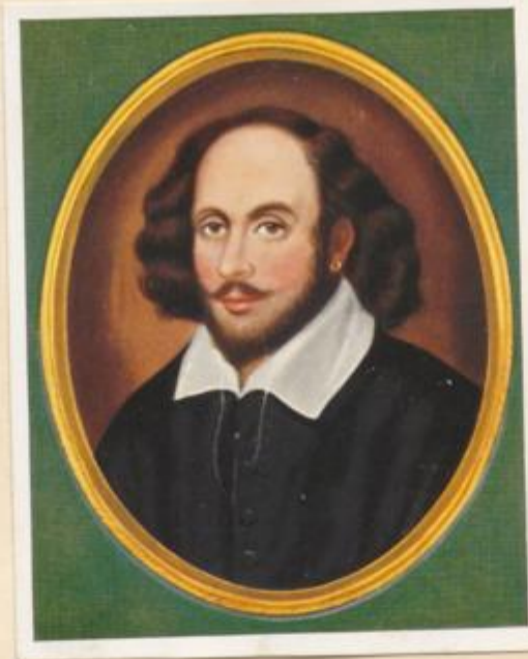


FRANCIS BACON
Earl of Verulam

großen Bestechungsprozeß verwickelt und verurteilt, verbringt er den Rest seines Lebens in größter Zurückgezogenheit, seine „Essays“ schreibend. Er scheidet Glauben und Wissen; die Beobachtung, die er über die Erfahrung stellt, ist ihm das beste Mittel zur Erkenntnis.

Erst William Shakespeare (1564—1616) führte die Dichtung aus den Fesseln nationaler Bedingtheit hinaus zu jener Höhe reiner Menschlichkeit, die über die Grenzen des Heimatlandes hinaus die ganze Kulturwelt erschüttert und entzückt. Der empfängliche Knabe lebt in einer Zeit der größten Spannungen, deren Kunde auch in die kleine Provinzstadt Stratford dringt. Bedeutende Schauspielertruppen kommen ins Städtchen, wo Shakespeare die Lateinschule besucht, und er zieht 1585/86, nachdem er geheiratet hat, nach London, um dort als Schauspieler sein Glück zu machen. Das Unternehmen gelingt, Shakespeare wird von den Zeitgenossen als vorzüglicher Darsteller gerühmt; daneben bearbeitet er einheimische und fremde Dramen und versucht sich auch selbst in der dramatischen Kunst. Bald tritt der Schauspielerberuf in den Hintergrund, und die Welt empfängt in unfasslich kurzer Zeit einen Dramenschatz, der in vier großen Gruppen diesem einzigartigen Künstler entströmt. Auf „Romeo und Julia“ folgen die großen Historien, die dem Lande ein starkes und pflichtbewußtes Königtum darstellen, und die beschwingten Lust-

spiele, dann die Zeit der Tragödien von „Hamlet“ über „Lear“ zu den Römerstücken und der grotesken Satire von „Troilus und Cressida“ und schließlich nach einer Periode düsterster Stimmung der friedliche Ausklang. Nicht mehr in London schreibt Shakespeare diese kostbaren letzten Gaben, er war in die Heimat zurückgekehrt und hatte es zu beachtlichem Wohlstand gebracht. Als Prospero im „Sturm“ zerbricht der große Dramatiker den Zauberstab seiner Kunst und verbringt seinen Lebensabend im Kreise seiner Familie. Ein echtes Kind der englischen Renaissance, tief beeindruckt von den Strömen politischen und geistigen Lebens seiner Zeit, verarbeitet Shakespeare diese Grundlagen seiner Kunst zu einem umfassenden Gemälde der Menschheit von ewiger Gültigkeit.



WILLIAM SHAKESPEARE
(1564—1616)
Nach einer Miniatur von William Essex nach dem Chandos-Porträt

DIE RENAISSANCE

in Frankreich

NACH der Niederwerfung Burgunds im Jahre 1477 war Frankreich, weit früher als Deutschland und Italien, im großen und ganzen zur Einigkeit gelangt. Zwar bestand noch am Rande der Pyrenäen das kleine Königreich von Navarra, in Calais saßen die Engländer, und um Burgund ging noch lange der Kampf mit der habsburgischen Großmacht. Aber das Ringen des französischen Königshauses der Valois um den uneingeschränkten Besitz des ganzen Landes erreichte doch schließlich sein Ziel, so daß der erste Bourbonenkönig Heinrich IV. bei seiner Thronbesteigung ein äußerlich geeinigtes Reich vorfand, dessen inneren Ausbau er jetzt in Angriff nehmen konnte. Inzwischen hatte aber eine andere Macht das Land in zwei Parteien gespalten: die von der Schweizer Eidgenossenschaft ausgehende reformatorische Kirchenbewegung der Calvinisten (Hugenotten, d. h. Eidgenossen). Calvin, aus der französischen Picardie stammend, hatte am Hofe der Königin von Navarra eine Zufluchtsstätte gefunden. Von hier wie von der Ostgrenze Frankreichs verbreitete sich seine Lehre schnell auf französischem Boden. Ihre stark demokratischen Tendenzen bedrohten den auf Absolutismus hinzielenden Machtwillen des Königshauses, das erst nach acht blutigen Kriegen, in denen Mord und Hinterlist auf beiden Seiten ihre Rolle spielten, durch das Edikt von Nantes Ruhe stiften konnte. Es war allerdings ein Frieden ohne Sieger und Besiegte, denn die Reformierten behielten ihre festen Plätze und bildeten einen die Sicherheit bedrohenden Staat im Staate. Ihre strenge kunstfeindliche Gesinnung hinderte die Künste an ihrer Entfaltung, aber auch das katholische Frankreich hat im 16. Jahrhundert trotz seiner vielfachen Beziehung zu der Renaissancekultur Italiens keine großen Leistungen in dieser Richtung hervorgebracht. Es zehrte noch von der hohen Blüte der gotischen Baukunst und

Bilderei des späten französischen Mittelalters und von dem prunkhaften Kunstleben am burgundischen Hof.

Seit 1309 regierte in dem einst von germanischen Stämmen bewohnten Burgund eine Seitenlinie der Valois. Herzog

Philipp der Gute von Burgund (1396—1467) hatte in seiner 50jährigen Regierungszeit sein Land durch Heirat, Erbschaft, Kauf und Gewalt zum mächtigsten französischen Vasallenstaate gemacht; er besaß außer Burgund schließlich Flandern, Brabant, Luxemburg, Hennegau, Holland mit Seeland und Friesland. In Holland und Flandern fand er jedoch kraftvollen Widerstand, der ihm sein Leben lang zu schaffen machte. Die Brügger hatten ihren Bürgermeister 1437 erschlagen. Da erschien der gute Philipp mit reichem Gefolge in der Stadt. Er ließ die Stadtväter, die ihn ehrerbietig begrüßten, niederhauen und ein Blutbad auf dem Markt anrichten, worauf die Bürger die Tore schlossen und alle Burgunder niedermachten. Nur der Herzog entkam mit vier Mann. Seine Hofhaltung war eine der glänzendsten und üppigsten. Er stiftete 1430 den Orden des Goldenen Vlieses und förderte Wissenschaften und Künste, u. a. auch den großen Maler Jan van Eyck, den Begründer der niederländischen Tafelmalerie.

Der Reichtum der aufblühenden italienischen Städte hatte in den französischen Königen schon seit jeher die Lust geweckt, sich in der Poebene festzusetzen. Besonders um Mailand ging der Kampf, auf das Frankreich seit 1447 Erbansprüche geltend machte. Ludwig XII. eroberte es, mußte es aber wieder herausgeben. Sein Schwiegersohn Franz von Orleans-Valois, der König Franz I. von Frankreich (1494 bis 1547), eroberte es zurück, verlor es aber wieder durch die Niederlage bei Pavia, wo die Blüte des französischen Heeres fiel und Franz selbst, tapfer kämpfend und mehrfach ver-



PHILIPP DER GUTE VON BURGUND
(1396—1467)
Nach einer flämischen Miniatur, um 1480



FRANZ I.
König von Frankreich (1494—1547)
Nach einer Miniatur von Jean Clouet, 1517



FRANÇOIS RABELAIS



MARGARETE, KÖNIGIN VON NAVARRA

wundet, in die Hände des deutschen Kaisers Karl V. geriet. Er schrieb seiner Mutter die ritterlichen Worte: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht“. Ein Jahr lang wurde er gefangen gehalten. Als zwölf Jahre später Karl V., von wenigen begleitet, von Spanien durch Frankreich reiste, geleitete ihn Franz von Paris bis an die Grenze und erwies ihm alle Ehre, obwohl es ihm ein leichtes gewesen wäre, sich an seinem kaiserlichen Gegner zu rächen, mit dem er zwischen 1521 und 1544 vier Kriege zu bestehen hatte. Eine dieser Fehden sollte nach dem Vorschlage von Franz durch einen Zweikampf der beiden Herrscher beendet werden, doch lehnte Karl den Kampf ab. Franz I. war ein ritterlicher, großmütiger Charakter, in den Mitteln seiner Politik nicht immer wählerisch (so, wenn er sich mit den allgemein verhassten Türken gegen den Kaiser verband), er tat viel für die Verbreitung der Renaissance-Bildung in Frankreich und zog nach der Eroberung Mailands den großen Leonardo an seinen Hof. Zu seinen Schützlingen gehörte auch der vielseitig gebildete satirische Dichter Rabelais (1494—1553), der in seinen mit Unrecht berüchtigten abenteuerlichen Romanen „Gargantua“ und „Pantagruel“, von denen ein Band dem anderen folgte, ein ungemein witziges Spiegel- und Zerrbild seiner Zeit entworfen hat. Treffend zeichnet er darin die sittenlosen Zustände an den Höfen und in den Klöstern, mit drastischen und oft anstößigen Ausdrücken schildert er derbe und recht bedenkliche Situationen. Von einem Geist der Unruhe zeit- lebens umhergetrieben, teils aus Wanderlust, teils aus Angst vor der Glaubensverfolgung, fand er nirgends Ruhe, war lange Jahre Mönch bei verschiedenen Orden, wurde Priester, trieb darauf juristische Studien, studierte dann mit Erfolg Medizin, war als Arzt am Krankenhaus von Lyon, dem Hauptsitz des Humanismus in

Frankreich, angestellt, wurde Chorherr und übte gleichzeitig die ärztliche Praxis aus. Er hatte die Schriften der Alten studiert, war ein begeisterter Anhänger des Humanismus und der protestantischen Bewegung, und er entwickelte in seinen Romanen ein fast modern anmutendes Erziehungsprogramm, in dem Spiel und Sport eine große Rolle einnahmen. Seine Bücher wurden vom Publikum verschlungen, auch Franz I. las sie mit großem Vergnügen, aber die Zensur der Pariser Universität bereitete dem Dichter manche Unannehmlichkeit, und die calvinistische Unduldsamkeit und Sittenstrenge nahm Anstoß an seinem burlesken Humor.

Die größte Dichterin dieser Zeit war Franz' I. Schwester, die Königin Margarete von Navarra (1492—1549), die Großmutter Heinrichs IV. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, verstand italienisch, spanisch, englisch neben ihrer Muttersprache und lernte sogar hebräisch. Dem Protestantismus zuneigend, hat sie an ihrem Hofe zu Nérac, einer vielbesuchten Heimstätte der neuen Bildung, einen aus-erlesenen Kreis von Dichtern und Philosophen, u. a. auch Calvin, um sich versammelt. Sie schrieb ein Buch voll mystisch-erbaulicher poetischer Betrachtungen, das durch die Zensur der Pariser Universität verboten wurde, zahlreiche Liebesgedichte, einige Mysterienspiele, geistliche und weltliche Dichtungen. Ihr Hauptwerk ist der „Heptameron“, eine Sammlung von anmutigen, manchmal etwas schlüpfrigen Liebesgeschichten und heiteren Schwänken in der Art des „Dekameron“ des Italieners Boccaccio. Ihre Gesinnung war stark antikatholisch: sie stickte einen Teppich, auf dem dargestellt war, wie Luther und Calvin dem Papst ein Klistier gaben, worauf dieser ganze Reiche, wie Sachsen, Dänemark und Schweden, von sich gab.



HEINRICH II.
König von Frankreich (1519—1559)
Nach einer Miniatur von Janet, um 1550

Franz I., anfänglich der evangelischen Lehre wohlgesinnt, hatte deren Anhänger später aus Angst vor den demokratischen Tendenzen des Calvinismus verfolgt. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich II. (1519 bis 1559) aber trat der Reformation mit weit größerer Schärfe entgegen und wurde nur durch den Widerstand, selbst der Katholiken seines Landes, daran gehindert, die Inquisition einzurichten. Sein Heerführer Herzog Franz von Guise, das Haupt der Pariser Katholiken und der Nebenbuhler des französischen Königshauses Valois, nahm für ihn den Engländern Calais und dem deutschen Kaiser Karl V. Metz, Toul und Verdun weg. Heinrich war nachgiebig und leichtgläubig, aber tapfer bis zur Verwegenheit und liebte ritterliche Spiele. Bei einem Hoffest brach er im Turnier mit dem Herzog von Montmorency eine Lanze, ein Lanzensplitter drang ihm ins Auge und verletzte ihn so schwer, daß der König einige Tage darauf starb.

Seine Gemahlin war Katharina de Medici (1519—1589), die Urenkelin des Lorenzo de Medici, des Prächtigen, die 14jährig dem ein Jahr älteren Heinrich vermählt wurde. Sie hat ihren Gatten um 30 Jahre überlebt und für ihre Söhne Franz II., den Gemahl der Maria Stuart, für Karl IX. und Heinrich III. während deren Minderjährigkeit die Geschicke Frankreichs nach den Grundsätzen Machiavellis geleitet, rücksichtslos, gewalttätig und hinterlistig. Für die Pariser Bluthochzeit, die grauenhafte Bartholomäus-Nacht von 1572, war sie verantwortlich.

Bei Gelegenheit der Hochzeit des Prinzen Heinrich von Bourbon, des späteren Königs Heinrich IV., mit Margarete, der Schwester des Königs Karl IX. (1550—1574), waren die Häupter der sich heftig befehdenden Reformierten und Katholiken in Paris zur Aussöhnung zusammengekommen. In der Nacht vom 23. zum 24. August fiel die katholische Partei über die Calvinisten, die Hugenotten, her und ermordete



KATHARINA DE MEDICI
Königin von Frankreich (1519—1589)
Nach einer Miniatur von Jean Clouet, um 1570

den Händen des Grafen von Coligny (1519—1572), der für Heinrich glückliche Kriege geführt hatte, ein rechtlich denkender, überzeugungstreuer Calvinist und ausgezeichneter Feldherr, der auch im Unglück sich stets groß erwies und nach Fehlschlägen immer wieder fest auf den Beinen stand. Er fiel als erster im Pariser Blutbad, nachdem er bereits einige Tage zuvor angeschossen worden war. Sein Leichnam wurde mit den Füßen nach oben am Galgen aufgehängt, sein Haupt an den triumphierenden Papst nach Rom gesandt. Im Vorsaal der Sixtinischen Kapelle des Vatikans ist der Meuchelmord in drei großen Wandgemälden von Vasari im Auftrage des Papstes Gregor XIII. verherrlicht worden.

Mit Heinrich III. war das französische Königsgeschlecht der Valois ausgelöscht. Nach langjährigen Thronstreitigkeiten bestieg Heinrich IV. (1553—1610) aus dem Hause Bourbon, der König von Navarra, den französischen Thron. In der Bluthochzeit mit der Tochter Heinrichs II. vermählt, war der spartanisch erzogene calvinistische Fürst zum Glaubenswechsel gezwungen worden. Er entfloh aber dem Hof,

sie. Auch der junge, damals erst 22jährige König schoß von einem Fenster des Louvre auf die Wehrlosen; die französische Revolution brandmarkte später diese Tat durch eine Tafel mit der Inschrift: „Hier schoß der infame Karl IX. auf sein Volk.“ Das katholische Volk jubelte, in Rom beging der Papst ein Dankesfest. Der unglückselige König aber war, als er die furchtbaren Folgen jener Mordnacht erkannte, gegen seine Mutter aufs höchste erbittert und war entschlossen, durch ein persönlicheres Verhalten den Frieden zwischen den beiden Religionsparteien wieder herzustellen. Inzwischen aber waren auf sein Geheiß auch in der Provinz zahllose Reformierte umgebracht worden. Es fielen an 30 000 Anhänger der calvinistischen Lehre.

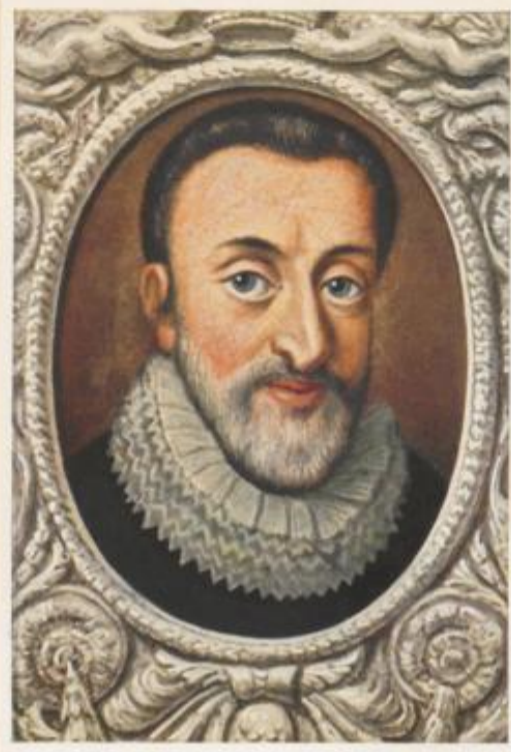
Die Führung der Reformierten in den konfessionellen Bürgerkriegen in Frankreich lag, vor allem nach Condés Tode, in



KARL IX., KÖNIG VON FRANKREICH



GASPARD GRAF VON COLIGNY



HEINRICH IV.
König von Frankreich (1553–1610)
Nach einer anonymen französischen Miniatur des 17./18. Jahrhunderts

schlug an der Spitze der Reformierten die katholische Liga auseinander, trat dann wieder zum Katholizismus über („Paris ist eine Messe wert“, soll er gesagt haben) und ließ sich 1594 zum König von Frankreich krönen. Im Edikt von Nantes gewährte er Religionsfreiheit. Großmütig gegen seine geschlagenen Feinde, duldsam gegen Andersdenkende, mutig und verschlagen zugleich, hat dieser König die Liebe seiner Untertanen und auch der Nachwelt wie kein anderer französischer Herrscher erfahren (der Henriquatre-Bart hat seinen Namen volkstümlich gemacht). Er brachte Ordnung in das Staatswesen und die Finanzen, sorgte für Industrie und Handel, wünschte jedem Bauern sein Huhn in den Topf und war, abgesehen von seinen zahlreichen Liebschaften,



GABRIELLE D'ESTRÉE
(um 1571–1599)
Nach einer Miniatur von Nicholas Hilliard

persönlich bedürfnislos. Als er sich 1598 von seiner ersten, nicht sehr sittenstrengen Frau scheiden ließ, beabsichtigte er seine langjährige schöne Freundin Gabrielle d'Estree (1571–1599) zu heiraten, aber sie starb plötzlich nach dem Genuß einer wahrscheinlich vergifteten Orange. Er tröstete sich bald über den Verlust und heiratete im nächsten Jahr Maria de Medici (1573–1642), die Tochter des Großherzogs von Toskana. Sie wurde nach der Ermordung Heinrichs zur Regentin für den jungen Ludwig XIII. ausgerufen. Als 1599 die Verhandlungen über ihre Vermählung mit König Heinrich in Florenz geführt wurden, äußerte sie nur den einen persönlichen Wunsch, ihre italienische Kammerfrau Leonora, die ihr die Haare zu kämmen pflegte, mitnehmen zu dürfen. Noch auf der Fahrt nach Paris knüpfte diese mit einem ihrer Landsleute, einem Sekretär, der mit auf die Galeere gestiegen war, ein Verhältnis an, das zur Ehe führte, und das Paar wußte sich in Zukunft bei der Königin unentbehrlich zu machen, die schließlich nichts mehr unternahm, ohne sich bei den beiden Rat eingeholt zu haben. Der Mann stieg von



MARIA DE MEDICI
Königin von Frankreich (1573–1642)
Nach einer anonymen Miniatur, Ende des 16. Jahrhunderts

Würde zu Würde, wurde Marquis von Ancre, erster Kammerherr, Gouverneur von Amiens und schließlich Marschall von Frankreich. Er herrschte fast unumschränkt während der ersten Jahre der Regentschaft der königlichen Witwe, und als Ludwig mit Hilfe des Herzogs von Luynes und anderer Anhänger den ehemaligen Sekretär stürzte, wurde das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn gespannt. Der Maria wurde das Schloß Blois als Aufenthaltsort angewiesen, aus dem sie im Dunkel der Nacht mittels Strickleitern aus einem Fenster floh. Mächtige Edelleute nahmen sie auf, und sie bekämpfte mit ihrem starken Anhang die Regierung, bis es Richelieu auf Veranlassung Ludwigs XIII. gelang, eine Aussöhnung herbeizuführen. Als aber Richelieu zu seiner Allmachtstellung emporwuchs, intrigierte die Königin gegen ihn, und als der Kardinal ihre Verbannung durchsetzte, floh sie nach Brüssel, von wo sie und ihr zweiter Sohn Gaston die französische Regierung auch mit Waffengewalt angriffen. Aber ihre Heere wurden geschlagen und ihre spätere Bitte um Gewährung ihrer Heimkehr wurde abgelehnt. Sie starb, verarmt und vergessen, schließlich in Köln, in dem Hause, das Rubens in seiner Jugend bewohnt hatte, derselbe Rubens, der ihre glanzvollste Zeit in großen Wandgemälden dargestellt hatte.

SPANIEN

und die Niederlande

DIE Begriffe Renaissance, Humanismus und Reformation nahmen im Ausgang des Mittelalters in den verschiedenen europäischen Nationen ganz andersartige Formen an. Am auffälligsten ist der Unterschied bei den beiden Ländern, die eine Zeitlang denselben Herrschern untertan waren: den Niederlanden und Spanien. Hier in Spanien hatte von all dem Hohen und Edlen, das die italienische Renaissance in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht hatte, nur die Kehrseite Eingang gefunden: die schrankenlose Willkür, wie sie Machiavelli beschrieben hat, am stärksten verkörpert in der Persönlichkeit des finsternen Philipp II. Hier war keine Möglichkeit

Reichtum hielten ihren Einzug, und in ihrem Gefolge blühte die Kunst. Spanien sank unterdes unter unfähigen Monarchen zur Bedeutungslosigkeit herab.

Im Heere Karls V. kämpfte zu Beginn der Kriege, die der spanische Habsburger gegen Franz I. von Frankreich führte, der baskische Edelmann Ignatius von Loyola (1491 bis 1556) und wurde 1521 so schwer verwundet, daß er das Kriegshandwerk aufgeben mußte. Heiligenlegenden verzückten sein Gemüt. Er hatte Erscheinungen und Erleuchtungen und wurde, von starker Willenskraft gestützt, ein anderer Mensch, pilgerte nach Jerusalem, studierte als Dreißiger



IGNATIUS VON LOYOLA
(1491—1556)
Nach einem Limoges-Email von Naudrin



PHILIPP II.
König von Spanien (1527—1598)
Nach einer Miniatur von Isaac Oliver

zur Entfaltung reinen Menschentums, dem Ideal der Humanisten, denn Karl V. und Philipp II. unterdrückten durch die Zerschlagung der Cortesverfassung und durch die verschärfte Anwendung der Inquisition jede freie Regung und alles selbständige Denken des ausgesogenen Volkes. Hier wurde auch die Reformation im Keime erstickt. Ganz anders verhielt es sich in den Niederlanden. Dort hatte zwar durch das Fehlen unmittelbarer Beziehungen zu Italien das goldene Zeitalter der Renaissance keinen Einfluß gewinnen können, doch die burgundisch-flämische Gotik erlebte eine herrliche Nachblüte in einem freiheitlich gesinnten reichen Bürgertum. Der Humanismus fand dort eine seiner fruchtbarsten Pflegstätten und die Reformation einen wohlbereiteten Boden. Naturgemäß mußte bei einem Zusammenprall dieser beiden Welten eine folgenschwere Entladung vor sich gehen. Sie geschah, als Philipp II. die Niederländer zur katholischen Kirche zurückführen wollte und eine Schreckensherrschaft ohnegleichen aufrichtete. Bewundernswert war der heldenmütige Widerstand der kleinen Nation, der die Zurückgewinnung ihrer Freiheiten zur Folge hatte und die Blütezeit der Republik heraufführte. Holland wurde die stärkste Seemacht, sein Handel erstreckte sich über die ganze Welt. Wohlstand und

auf spanischen Hochschulen und in Paris Philosophie und Theologie und gründete mit Gleichgesinnten in Rom den Orden der Jesuiten, den der Papst bestätigte. Dieser Orden machte es sich zur Aufgabe, im Verein mit der Inquisition die Ketzerei zu vernichten und die Macht der Kirche neu zu begründen. Mit ihm setzt die Gegenreformation mit größter Schärfe ein. Von dem persönlich untadeligen, vom heiligsten Eifer und mystischer Inbrunst erfüllten Loyola, als dem Ordensgeneral, geführt und unterwiesen, wußten sich seine Mitglieder an allen Höfen und Lehranstalten mit Geschmeidigkeit einzuführen und mit Energie unter Verleugnung ihrer Persönlichkeit durchzusetzen. Sie wirkten offen oder im geheimen und bildeten eine ungeheure, klug disziplinierte Macht, die Unzählige wieder in den Schoß der Kirche zurückführte.

Nur Spanien bedurfte ihrer nicht. Hier herrschte seit Loyolas Tode Karls V. Sohn Philipp II. (1527—1598) unumschränkt. Er befestigte seine Macht durch glückliche Kriege, vernichtete durch Mord und Verrat die letzten Mauren und durch die Inquisition die ersten evangelischen Christen in Spanien, schlug die türkische Flotte, zwang den Papst zur Anerkennung seines italienischen Besitzes und besiegte die



MARGARETE VON PARMA
Statthalterin der Niederlande

erreichte er in England nicht die Anerkennung als König und mußte nach dem baldigen Tode der Königin auf seine englischen Pläne verzichten. Seine Bewerbung um die Hand der Königin Elisabeth wurde abgewiesen, seine gegen England gerüstete stolze Flotte, die Armada, vom Sturm und den Briten vernichtet. Sein schwachsinniger Sohn aus erster Ehe, Don Carlos, dessen Rivalität der mißtrauische Vater fürchtete, siechte im Kerker dahin. Seine besten Feldherrn, seine vertrautesten Ratgeber bespitzelte er, in Ungnade Gefallene und Gegner beseitigte er durch Meuchelmord. Hinterlistig, heuchlerisch, mißtrauisch, gewalttätig, grausam, lasterhaft, feige, undankbar — es gibt kaum eine Bezeichnung dieser Art, die nicht im höchsten Maße auf ihn zuträfe. In der Friedhofsstille seines Riesenpalastes verbrachte der finstere Monarch seine letzten bitteren Tage, schriftlich seine Befehle erlassend, mit denen er die Geschichte eines verwüsteten Reiches leitete, während sein von Geschwüren bedeckter Körper von Würmern zerfressen wurde. Philipp setzte 1559 als Statthalterin in den Niederlanden seine Halbschwester, die bärtige und tatkräftige Margarete von Parma (1522—1586) ein, eine Tochter Karls V. und einer Flamin. Ihrem königlichen Bruder treu ergeben, war sie als Landsmännin bei den Niederländern anfangs beliebt und sie verstand es, mit Beschwichtigungen die ersten Aufstandsbewegungen zu dämpfen. Philipp umgab sie mit Spionen, und als sie nicht energisch



FERDINAND ALVAREZ DE TOLEDO
HERZOG VON ALBA

Franzosen bei St. Quentin. Aber alle diese Erfolge zerrannen in nichts, als er es, anfangs mit Erfolg, unternahm, die zu seinem Reich gehörenden niederländischen Provinzen von der Ketzerei des Protestantismus zu säubern. Sein Land verblutete sich, sein unermesslicher Reichtum schwand dahin, und die Niederlande machten sich selbständig. In zweiter Ehe 1554 mit Maria der Katholischen, der englischen Königin, vermählt,

genug gegen die Ketzer vorgeing, verlangte er schärfstes Eingreifen. Sie fügte sich und unterdrückte den Aufstand mit Blut und Eisen. Aber heimlich sandte er mit allen Vollmachten und einer kriegsgewohnten Truppe den Herzog Alba (1507—1582) ab, bei dessen Ankunft die gekränkte Regentin abdankte. Dieser große Feldherr, der Schöpfer des spanischen Heeres als der diszipliniertesten und tapfersten Truppe

Europas, dieses gefügigste Werkzeug in den Händen eines krankhaften Glaubensfanatikers, ließ sich durch keine Rücksichten abhalten, mit Feuer und Schwert das blühendste Land zu entvölkern und in Asche zu legen. Tausende von Ketzern wurden beraubt, gefoltert, geschändet, erdrosselt, verbrannt, bis es selbst Philipp zu viel wurde, zumal der Widerstand der Niederlande sich nicht brechen ließ. Alba fiel in Ungnade, wurde aber aus der Verbannung wiedergeholt, um Portugal niederzuwerfen, was er mit Grausamkeit und Habgier ausführte.

Sein größter Gegenspieler in den Niederlanden war Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien (1533—1584), „der Schweigsame“ genannt. Er verstand es in hohem Maße, sein Benehmen seinen politischen Zwecken anzupassen, war vorsichtig in seinem ganzen Auftreten, mißtrauisch gegenüber den spanischen Versprechungen, undurchsichtig in seinen eigenen Plänen. Schon vor dem Annahen Albas zog er es vor, sich eine Zeitlang nach Deutschland zu begeben, während Graf Egmont (1522—1568) sorglos in Brüssel blieb. Dieser katholische Edelmann, der für Philipp den Ehevertrag mit der englischen Königin abgeschlossen, für Spanien tapfer und siegreich gegen die Franzosen gekämpft hatte und als Abgesandter des niederländischen Adels und der Regentin in Madrid aufs freundlichste behandelt war, dieser leichtlebige und im Volk beliebte Egmont war, da er mit den Geusen (d. h. Bettlern; nach diesem Schimpfwort der Spanier bezeichneten

sich die Aufständischen selbst) sympathisiert hatte, bei einem Besuch hinterlistig von Alba verhaftet und auf dem Marktplatz von Brüssel öffentlich enthauptet worden. Von seinen deutschen Besitzungen aus organisierte der Oranier den heldenhaften Widerstand der Niederländer, brach immer wieder mit neu angeworbenen Truppen ins Land ein und befreite endgültig die nördlichen Provinzen, deren Statthalterschaft ihm übertragen wurde, vom spanischen Joch. Philipp setzte schließlich 25 000 Dukaten auf seinen Kopf, und Oranien fiel durch die Hand eines Mörders, der dann von den Niederländern gevierteilt wurde. Der spanische König aber erhob die Familie des „Tyrannenmörders“, wie er ihn nannte, in den Adelstand. Auf Wilhelm folgte in der



LAMORAL GRAF VON EGMONT
Prinz von Gaver

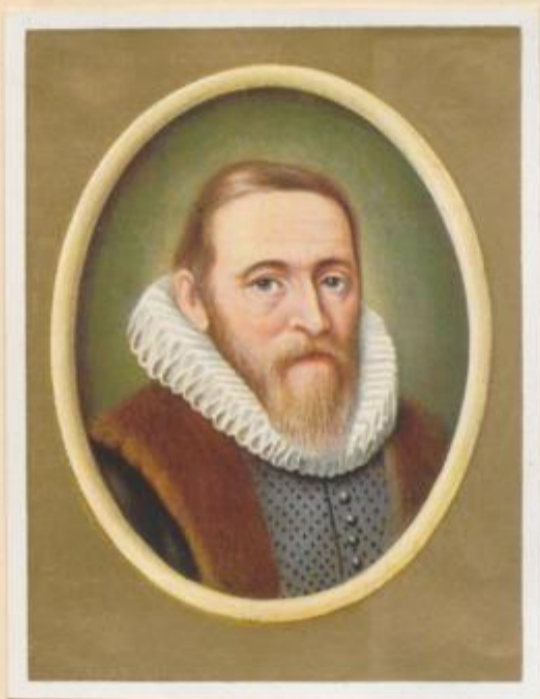


MORITZ VON ORANIEN
Statthalter der Niederlande (1567—1625)
Nach einer Miniatur von B. Gerbier



WILHELM VON NASSAU
PRINZ VON ORANIEN

Würde der Statthalterschaft sein Sohn Moritz von Oranien (1567—1625), der, weniger uneigennützig als sein Vater, nach der unumschränkten Herrschaft in der Republik strebte, aber dadurch trotz großer Erfolge gegen die Spanier die Freiheitsliebe der Holländer reizte, so daß seine Machtbefugnisse wieder eingeschränkt wurden. Er hatte sich besonders durch sein Vorgehen gegen den verdienten Feldherrn und Staatsmann Oldenbarneveldt (1547—1619) unbeliebt gemacht. Dieser war das Haupt der republikanischen Partei, ein in allen Kreisen hochgeachteter Mann, der als Advokat Hollands günstige Verträge abgeschlossen und die bürgerlichen Einrichtungen der neuen Republik aufs glücklichste ausgebildet hatte. Aus nichtigen Gründen ließ Prinz Moritz ihn durch einen Gewaltstreich verhaften und hinrichten. In den katholisch und spanisch gebliebenen südlichen Niederlanden entwickelte sich unter der drückenden Herrschaft der landfremden Romanen ein Lebensstil, der von dem der frei aufatmenden nördlichen Republik wesentlich abstach. Dies zeigte sich auch in der Kunst, die sich in der



JOHANN VAN OLDENBARNEVELDT
(1547—1619)
Nach einer anonymen holländischen Miniatur, um 1600

Folgezeit von südlichen, besonders von italienischen Einflüssen stark bestimmen ließ. Ihre glänzendste Ausbildung fand sie in dem universalen Geist des Maler Peter Paul Rubens (1577—1640), der in Westfalen geboren war, wohin sich seine Eltern vor den Unruhen in Antwerpen geflüchtet hatten. Er erhielt seine künstlerische Schulung in Antwerpen, ging dann auf acht Jahre nach Italien und wurde bald einer der beschäftigtesten Künstler seiner Zeit, so daß er viele seiner Bilder von Schülern ausführen lassen mußte. Für Philipp IV. von Spanien, für die französische Königin Maria de Medici, wie für ihren Sohn Ludwig XIII. und für den englischen König Karl I. war er tätig; an diesen Höfen vertrat der hervorragend gebildete, sieben Sprachen beherrschende Maler sein Vaterland auch in diplomatischen Geschäften. Kennzeichnend für die Leichtigkeit seines Schaffens ist, daß er in sechs Tagen ein 4½ m hohes Gemälde fertiggestellt hat. Sein Arbeitsgebiet umfaßte Historienbilder, Genreszenen, Mythologisches, Religiöses, Landschaft und Porträt, während die Maler ringsum sich spezialisiert hatten. Er ergoß über seine Bilder einen unerhörten Glanz glühender Farben, auf ihren riesigen Flächen tummeln sich die muskel-



PETER PAUL RUBENS
(1577—1640)
Nach einer Miniatur von Wäldelmine du Thäl nach dem Selbstbildnis von Rubens

geschwellten Riesenleiber ungestümer Kraftmenschen und üppige Schönheiten, das sinnfrohe Heidentum der Renaissance paart sich mit dem ausschweifendem Prunk des Jesuitenstils. Als 53jähriger heiratete der elegante, von fürstlichem Luxus umgebene Mann die junge, schöne Helene Fourment, die ihm noch fünf Kinder schenkte. Ihre Schönheit hat er in vielen Bildern gepriesen.

Sein hervorragendster Schüler war Anthonis van Dyck (1599—1641), der schon als 16jähriger mit einer Serie von Apostelbildern Aufsehen erregte, dann in Rubens' Atelier ganz im Geiste seines Meisters an dessen großen Bildkompositionen mitarbeitete, daneben aber auch eigene religiöse und mythologische Darstellungen malte. Ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien, vor allem in Genua, macht ihn mit der Leuchtkraft Tizianscher Porträtkunst bekannt. Sein anschmiegsames Naturell läßt ihn Anregungen von vielen Seiten



HELENE FOURMENT (?)
Nach einer anonymen Miniatur, um 1630/40



ANTHONIS VAN DYCK

aufnehmen. Er spezialisiert sich auf das Porträtmalen, besonders seitdem er am Hofe Karls I. von England lebt. Hier malt er selbst ein eleganter Weltmann, die königliche Familie und die vornehmen Kavaliere und schönen Frauen des Hofstaates. Die Fülle der Aufträge nötigt ihn, Hilfskräfte zur Mitarbeit heranzuziehen. Seine Bildnisse bekommen dadurch häufig etwas Schablonenhaftes, aber trotz dieser Massenproduktion entstehen gerade in England viele seiner köstlichsten Porträts, die in persönlichster Auffassung das Wesen seiner Auftraggeber widerspiegeln und der Porträtkunst noch des nächsten Jahrhunderts ihren Stempel aufdrücken.

Zu einer im Norden ungeahnten Höhe entwickelte sich inzwischen in den Nordprovinzen die Malerei, die hier in allen Zweigen durch mehrere Generationen bewundernswerte Leistungen vollbrachte, ihren Gipfel aber in der vielseitigen Künstlerpersönlichkeit des Malers und Graphikers Rembrandt (1606—1669) erreichte. In vollem Gegensatz zu der rauschenden katholischen Pracht, zu der großen italienischen Linie, wie sie aus den Bildern von Rubens zu uns sprechen, finden wir in den Gemälden, Handzeichnungen und Radierungen Rembrandts die aus dem tiefsten Innern schöpfende, einsam dichtende Menschenseele. Der Inhalt seiner Bilder ist außer Porträts, die in Antlitz und Haltung schärfste psychologische Deutungen der ganzen Persönlichkeit sind, und einigen Landschaften hauptsächlich die Legenden des Alten Testaments, wofür er im Amsterdamer Judenviertel die ganz wie die alten Israeliten lebenden Modelle fand. Seine Bilder sind stets von einem geheimnisvollen Licht durchflutet, das jenes trauliche Halbdunkel erzeugt, um dessen Meisterung sich vorher schon mancher Künstler vergeblich bemüht hatte. Rembrandt hatte bei seinen Zeitgenossen bald großen Erfolg, wenn



FRANS HALS

auch Fehlschläge nicht ausblieben. Er gelangte zu Wohlstand, konnte aber nicht wirtschaften, sondern gab sein ganzes Vermögen für Altertümer, Bilder, Schmuck und kostbare Kostüme aus, die er mit großer Leidenschaft sammelte. 1656 wurde sein ganzer Besitz zwangsversteigert. Seine zweite Frau und sein Sohn aus erster Ehe gründeten eine Handelsgesellschaft, in deren Auftrag er malte, und die seine Bilder und Radierungen vertrieb. Er hauste zuletzt in kleinen Wohnungen

oder gar im Gasthaus und starb arm, einsam und verlassen. Einer alten Haarlemer Familie entstammend, in Antwerpen geboren, hat der größte Bildnismaler Hollands, Frans Hals (1584?—1666) in glänzend komponierten Schützenbildern mit den zahlreichen Bildnissen der angesehensten Haarlemer Bürger, in vornehmen Porträts reicher Persönlichkeiten und in genrehaften Gemälden das Gesicht seiner Zeit eingefangen. Die minutiös peinlich ausgeführten oder mit kecken, schnellen Pinselstrichen hingemalten Bildnisse, in ihrer lachenden oder lächelnden Lebendigkeit erfaßt, geben ein charakteristisches Bild jener charaktervollen Epoche eines gefestigten bürgerlichen Staatswesens. Frans Hals war fast ausschließlich Bildnismaler. Über sein Leben ist nicht viel bekannt geworden. 1616 erhielt er von der städtischen Obrigkeit eine Rüge wegen Trunkenheit und Mißhandlung seiner ersten Frau, die bald darauf starb. Er wußte zeitlebens nicht hauszuhalten, machte Schulden über Schulden und mußte Möbel und Bilder verpfänden, um Miete und Brot bezahlen zu können. Gegen Ende seines Lebens mußte die



REMBRANDT HARMENSZ. VAN RYN

(1605—1669)

Nach einer Miniatur von *Wöhelmine du Thil* nach dem Jugend-Selbstbildnis von Rembrandt

Stadt wohl auch für ihn einspringen und seine Schulden tilgen. Von 1663 an erhielt er eine Jahresgabe von 200 Gulden bis an sein Lebensende.

Der glänzendste spanische Dichter dieser Zeit und aller Zeiten ist Cervantes (1547—1616), dessen humoristisch-satirischer Abenteuer-Roman „Don Quijote“ ein jahrhundertlang bei allen Völkern beliebtes Buch gewesen ist. Derb, volkstümlich, witzig von der Possenhaftigkeit bis zur feinsten Ironie, entging es wie sein Dichter knapp den Maschen der Inquisition. Ein wechselvolles Schicksal hat ihn herumgetrieben. 22 Jahre alt mußte er, da er auf den Schulen nicht lernen wollte, sein Vaterland verlassen, wurde Kammerdiener bei einem römischen Kardinal, verlor als Soldat im Heere Don Juans seinen linken Arm, geriet in die Gefangenschaft von Seeräubern und erlebte sieben Jahre als Sklave in Algier, bis ihn Verwandte loskauften. Als Steuersekretär war er dann, nachdem 30 Theaterstücke nichts eingebracht hatten, in Sevilla tätig, bis sein Buch erschien, das ihn berühmt gemacht hat, dem aber zu seinem Verdruß von fremder Hand eine ebenfalls witzige Fortsetzung gegeben wurde, so daß er sich



PHILIPP IV.
König von Spanien (1605–1665)
Nach einer anonymen Miniatur, um 1655/60

entschließen mußte, bald selbst mit dem zweiten Bande herauszukommen. Materiellen Erfolg hatte Cervantes durch seinen Roman nicht gehabt, er starb in dürftigen Verhältnissen. Den spanischen Thron bestieg einige Jahre nach Cervantes Tode der 16jährige Philipp IV. (1605–1665), ein schwächlicher degenerierter Jüngling, ein schwächlicher Herrscher, der sein Vergnügen am Jagen und Reiten und an den Possen seiner Narren und Zwerge fand, die mit Gold aufgewogen wurden, während sein Volk hungerte und ausgesogen wurde, der Arien komponierte und als Komödiant auftrat, aber nur dreimal in seinem Leben gelacht haben soll. Bis 1643 lag die Leitung des Staates in den Händen des Grafen von Olivarez (1587–1645), der, ein unklarer Kopf, sich in seinen Handlungen von der Konstellation der Gestirne lenken ließ, der



GASPAR DE GUZMAN GRAF VON OLIVAREZ
(1587–1645)
Nach einer anonymen spanischen Miniatur des 17. Jahrhunderts



MIGUEL DE CERVANTES SAAVEDRA

für die im ganzen nicht unglücklichen Kriege seines Königs, besonders gegen das unter Richelieu erstarkte Frankreich, die Gelder aufzutreiben hatte und die Verwaltung des Landes in schwere Verwirrung brachte. Er wurde verbannt, hetzte gegen Philipp und entging nur durch seinen Tod der Inquisition. Philipp regierte noch zwanzig Jahre länger, verlor ein Land nach dem andern und ein Familienmitglied nach dem andern. 44jährig heiratete er noch einmal, eine 16jährige Nichte, die seinem früh verstorbenen Sohn aus erster Ehe verlobt war; aber mit dem körperlich und geistig schwachen Thronerben, den sie ihm schenkte, starb sein Geschlecht aus.

Philipp IV. hatte bald nach seinem Regierungsantritt den Maler und Edelmann Velasquez (1599–1660) zum Hofmaler ernannt. Aber der junge Künstler hatte damit auch noch ein Hofamt zu übernehmen; so war er zunächst Mundschenk, dann Konservator der Kunstwerke und Möbel der königlichen Schlösser, dann Kammerherr vom Dienst, dann Schloßmarschall, schließlich wurde er auch noch Ritter des Santiago-Ordens. Er hatte die Programme für die Festlichkeiten zu entwerfen, die Teppiche für bestimmte Feierlichkeiten auszusuchen und auf Reisen Quartier zu machen. Als Maler hatte er mit seltsam kühlen religiösen Darstellungen und Szenen aus dem spanischen Volksleben begonnen, bei Hofe malt er nicht mehr nach eigenem Willen, sondern fast nur bestellte Porträts des königlichen Hauses, vor allem die Kinder immer wieder, wenn sie ein Jahr älter geworden waren, in der kalten, steifen spanischen Tracht, in der kalten, steifen und doch so angeboren natürlichen spanischen Haltung. Was er malt, läßt ihn und läßt

uns kalt, aber wie er es malt, ist etwas Besonderes in jener aufs Schwülstige und Übertriebene gerichteten Zeit der Barockmalerei, diese köstliche Note der Vornehmheit in Haltung und Farbe, diese natürliche Wahrmalerei, dieses delikate Aroma einer noch unparfümierten Hofluft. Wenn er in der europäischen Malerei das erste wirkliche Bild arbeitender Menschen malt, so sind es Spinnerinnen und Wirkerinnen der königlichen Teppichfabrik von Sta. Isabel.



DIEGO VELASQUEZ

DER DREISSIGJÄHRIGE KRIEG

DIE melanchthonsche Formel „*cuius regio, eius religio*“ (wem das Land gehört, dessen Konfession müssen die Untertanen annehmen) hatte über die deutschen Lande unsägliches Unglück gebracht, denn bei einem Herrscherwechsel mußte manchmal das ganze Volk auch den Glauben wechseln, und ein Fürst, der für irgendeinen Vorteil einen anderen Glauben angenommen hatte, verlangte, daß seinem Vorbild sogleich die Untertanen folgten. Mit Schadenfreude sah der Katholik, der Lutheraner, der Calvinist zu, wenn auf diese Weise die Andersgläubigen zu leiden hatten, denn der Grundsatz der Staatsreligion wurde blutig durchgeführt. Der Katholischen Liga (der Vereinigung der Staaten dieses Glaubens) stand die Protestantische Union gegenüber. Die Habsburger, die Karl V. auf dem deutschen Kaiserthron folgten, hatten sich vergeblich bemüht, die Glaubensparteien zu versöhnen; Rudolf II. schließlich hatte die Dinge gehen lassen, wie sie gingen. Da nahmen sich in den österreichischen Erblanden der Erzherzog Karl und sein Sohn Ferdinand mit Hilfe der Jesuiten der katholischen Sache an und setzten den Protestanten grausam zu. Ferdinand wurde mit Unterstützung protestantischer Fürsten deutscher Kaiser. Gegen seine strengen Glaubensverfolgungen setzten sich die Böhmen zur Wehr, sie warfen die kaiserlichen Statthalter 1618 aus den Fenstern des Prager Rathauses. Der jetzt ausbrechende Krieg endete 1623 vorläufig mit dem Sieg des Führers der Katholischen Liga, des Generals Tilly, über die Protestanten, die vom Grafen von Mansfeld geführt wurden. Der Krieg flackerte aber wieder auf, England, Holland und Dänemark traten unter dem Dänenkönig Christian IV. dem drohenden habsburgischen Übergewicht entgegen, doch wurden sie von Tilly und dem neuen kaiserlichen Feldherrn Wallenstein geschlagen. 1630 wandte sich das Kriegsglück. Der schwedische König Gustav Adolf trat auf die Seite der deutschen Protestanten, schlug Tilly am Lech, Wallenstein bei Lützen. Tilly und Gustav Adolf fielen. Wallenstein wurde einige Jahre später ermordet. Die Kaiserlichen waren jetzt wieder siegreich, bis Frankreich für die Protestanten eingriff und 1648 aus allgemeiner Erschöpfung der Frieden geschlossen wurde. Die deutschen Länder waren verwüstet, in manchen Gegenden die Bevölkerung um die Hälfte hingeschlachtet. Greuelthaten, wie sie die Welt kaum erblickt hatte, hatten die Luft erschüttert. Da wurden Kinder aufgespießt, die wehrlosen Einwohner ganzer Städte niedergemacht, Ratsherren die Zunge ausgerissen, die Haut wurde den Menschen abgezogen, Augen ausgestochen, Glieder stückweise abgeschnitten, Körper langsam geröstet. Die Welt schien aus den Fugen zu gehen. Einer verriet den

andern, die Sitten verwilderten, Verzweiflung und Haß erfüllten das abergläubische, wunder- und sterngläubige und in starren Dogmen befangene Volk, das vom Machtgelüst einer Handvoll erbärmlicher Fürsten in Tod, Hunger und Elend getrieben wurde. Jahrhundertlang waren die Folgen zu spüren.

Ferdinand II. (1578—1637) war als Sohn des Erzherzogs Karl Erbe von Steiermark, Kärnten und Krain, wurde 1617 König von Böhmen, 1618 König von Ungarn, 1619 römisch-deutscher Kaiser. Er rottete den Protestantismus in seinen Erblanden aus, der böhmische Widerstand entfesselte den unseligen 30jährigen Krieg. Nach dem für ihn glücklichen Ausgang des ersten Abschnittes befahl er dem böhmischen Adel, es solle sich jeder melden, der am Aufstand teilgenommen habe, um seine Verzeihung zu erlangen. Es meldeten sich 728 Edelleute, die nun aller ihrer Güter beraubt wurden. Ferdinand verfolgte hartnäckig eine begonnene Sache, war aber in seinen Entschlüssen gänzlich abhängig von gewissenlosen Ratgebern, besonders von seinem Beichtvater, dem Jesuiten Lamormain. Die Kaiserwahl Ferdinands hatte 1619 der Führer der Protestantischen Union, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz (1596—1632), am gleichen Tage unterstützt, an dessen Abend ihm die Nachricht überbracht wurde, daß ihn die von Ferdinand bedrohten Böhmen zu ihrem König erkoren hatten. Auf Drängen seiner schönen, lebenslustigen Gemahlin, einer Tochter Jakobs I. von England,



FERDINAND II.
Deutscher Kaiser (1578—1637)
Nach einer anonymen Miniatur, um 1595
(Jugendbildnis)

nahm er die Wahl an. Er mißfiel den Böhmen aber vom ersten Tage an wegen seiner französischen Sitten, und weil er französisch sprach. Sein Glück dauerte auch kaum ein Jahr. In der Schlacht am Weißen Berge verlor er, den man den „Winterkönig“ nannte, Krone und Land. Auch die Pfalz wurde ihm genommen; er flüchtete von Land zu Land und starb vor Schreck, als er die Nachricht von Gustav Adolfs Tode erhielt. Feldherr der protestantischen Truppen im ersten Akt des Trauerspiels war der kühne, nie entmutigte und außerordentlich gewandte Abenteurer Ernst von Mansfeld (1580 bis 1626), dem es immer wieder gelang, sich mit seinen plündernden Horden durchzuschlagen, obwohl er von den aufeinander eifersüchtigen protestantischen Fürsten, für deren Sache er focht, wenig Unterstützung erhielt. Ferdinand hatte auf seinen Kopf 100 000 Gulden gesetzt, wenn man ihn lebendig brachte, wenn tot, nur 10 000 Gulden. In vielen Gefechten siegreich, war er doch größeren Unternehmungen nicht gewachsen, da ihm keine Mittel für ein starkes Heer zur Verfügung standen. Schließlich wurde er noch vom Ungarnkönig Bethlen Gabor, zu dem er geflüchtet war, schmählich



ERNST GRÄF VON MANSFELD

verraten. Er starb auf der Flucht in Bosnien, aufrecht stehend im Harnisch.

Im zweiten Akt des schauerlichen Kampfspeiles leitete der aus dem oldenburgischen Hause stammende Dänenkönig Christian IV. (1577—1648) den protestantischen Widerstand gegen die nach Norddeutschland vorgedrungenen Truppen der Liga. Unter dem Vorwand einer Verteidigung des evangelischen Glaubens, in Wahrheit, um seine Macht im Norden Deutschlands auszudehnen, zog er gegen Tilly ins Feld, wurde aber von diesem vernichtend geschlagen und dann von Wallenstein übers Meer auf die dänischen Inseln getrieben. Da Wallenstein keine Schiffe zur Verfügung hatte, um nachzusetzen, strafte er das Meer mit glühenden Kugeln. Unbestreitbar war in diesen ersten Kämpfen das größere Feldherrntalent auf seiten der Katholiken: Tilly (1559 bis 1632). Von Jesuiten erzogen, im spanischen Heer von der Pike auf zum harten Kriegermann gebildet, focht er erfolgreich gegen die Türken, siegte als Führer der ligistischen Truppen am Weißen Berge, besiegte Mansfeld und die protestantischen Fürsten einzeln, wo er sie traf, schlug Christian IV. und eroberte, inzwischen zum kaiserlichen Generalissimus ernannt,



CHRISTIAN IV.
König von Dänemark (1577—1648)
Nach einer Miniatur von Erik Utterhielm

Magdeburg beim Herannahen des schwedischen Heeres, wobei 30 000 Magdeburger von den plündernden Soldaten getötet wurden. Tilly vermochte den Greueln nicht Einhalt zu tun; auf den Trümmern der Stadt vergoß er Tränen. Schon früher hatte er seinen Edelmut den besiegten Böhmen gegenüber bewiesen, indem er sie heimlich warnte, den falschen Versprechungen Ferdinands zu trauen. Bei Leipzig und am Lech unterlag der niebesiegte 73jährige der überlegenen Feldherrnkunst des jungen Schwedenkönigs. In der Schlacht am Lech wurde er tödlich verwundet. Er war ein schwärmerischer, überzeugter Katholik, fanatisch und unduldsam, seinem Herrn, dem bayerischen Kurfürsten, treu ergeben und mißtrauisch gegen Wallensteins habsburgische Politik, persönlich uneigennützig und enthaltsam in jeder Beziehung.

In Tillys Heer kämpfte schon am Weißen Berge als Reiterführer Graf zu Pappenheim (1594—1632), der sich durch unbeherrschte Tollkühnheit auszeichnete. Aus zwanzig Wunden blutend, wurde er am Tage nach der Schlacht bewußtlos mitten unter den Leichen der Feinde aufgefunden. Er focht dann noch auf zahlreichen Schlachtfeldern, in Italien, Oberösterreich, Niedersachsen, wieder Italien, erzwang durch



FRIEDRICH V. VON DER PFALZ
König von Böhmen (1595—1632)
Nach einer Miniatur von Peter Oliver, 1621



JOHANN TSERCLAS GRÄF VON TILLY



GOTTFRIED HEINRICH GRAF ZU PAPPENHEIM

sein Ungestüm und gegen Tillys ausdrücklichen Befehl die Erstürmung Magdeburgs, indem er sich bei dunkler Nacht verkleidet in die schlummernde Stadt einschlich und die Tore öffnete. Auch die Schlacht bei Leipzig wurde durch das vorzeitige Eingreifen der Pappenheimer entschieden, allerdings zu Ungunsten der Kaiserlichen. Er machte dann Norddeutschland unsicher, schlug sich in den Niederlanden herum und stieß schließlich zum Heere Wallensteins. In der Schlacht bei Lützen wurde er beim Kampf um Gustav Adolfs Leiche zu Tode verwundet. Pappenheim, als Protestant geboren, hatte sich an mehreren Universitäten des Auslandes herangebildet, war viel herumgereist, trat dann zum Katholizismus über und verfolgte grausam und blutdürstig seine früheren Glaubensbrüder.

Das Haupt der Katholischen Liga, der bayerische Kurfürst, und sein Generalissimus Tilly hatten kein Interesse daran gehabt, die zweite große katholische Großmacht in Deutschland, den Habsburger auf dem Kaiserthron, allzu mächtig werden zu lassen, und dieser selbst fühlte sich nicht imstande, ein eigenes Heer auszurüsten. Als ihm in der Person des durch Heiraten und durch den Erwerb konfiszierter böhmischer Güter reich gewordenen Albrecht von Wallenstein (1583—1634) ein Soldatenführer erstand, der ihm ein aus eigenen Mitteln angeworbenes Heer zur Verfügung stellte, nahm Ferdinand das Anerbieten an, zumal Tillys siegreiche Feldzüge der habsburgischen Vorherrschaft gefährlich zu werden begannen. Wallenstein, dessen eigentlicher Name Waldstein war, opferte 600 000 Gulden und brachte ein stattliches Heer auf, das er auf Kosten der Länder erhielt, die er durchzog. Sein Bestreben war, die Macht der einzelnen Fürsten zu brechen, dem Kaiser alle Gewalt in die Hände zu



ALBRECHT VON WALLENSTEIN

geben. Der Erfolg heftete sich an seine Fahnen. Er drang bis an die Nord- und Ostsee vor, nur Stralsund, das er zu nehmen sich verschwor, „selbst wenn es mit ehernen Ketten am Himmel befestigt wäre“, leistete Widerstand und lähmte seine Kräfte, so daß der bayerische Kurfürst seine Absetzung erreichte. Aber nach Tillys Niederlage holte man ihn wieder zurück. Wieder warb seine Werbetrommel ein starkes Heer, und er konnte dem Kaiser am Tage von Tillys Tode seine Bedingungen diktieren. Sein Kommando war unumschränkt, auch behielt er sich das Verfügungsrecht über die von ihm eroberten Gebiete vor. Aber die Niederlage von Lützen erschütterte seine Willenskraft, Intrigen seiner Gegner am kaiserlichen Hof nutzten seine Schlappe aus und setzten seine geheime Ächtung durch, zumal durchgesickert war, daß er mit den Schweden vertrauliche Verhandlungen gepflogen hatte. Man argwöhnte, daß er seine militärische Macht mißbrauchen würde, man munkelte, daß er mit seinem Heer und vereinigt mit den Schweden gegen den Kaiser in Wien ziehen



GUSTAV ADOLF II.
König von Schweden (1594—1632)
Nach einer Miniatur von Ernst Christian Weiser
nach dem Gemälde von J. B. Lampi

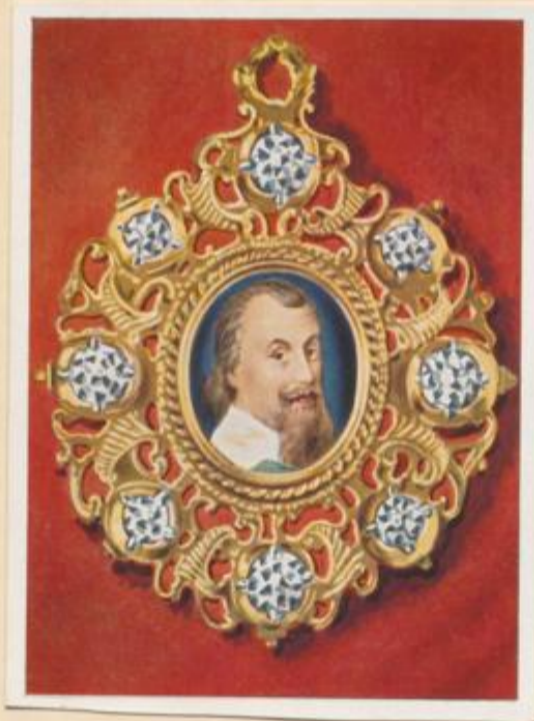
wollte. Er mußte schließlich vor seinen eigenen Generälen, die ihn treulos verrieten, flüchten und wurde in Eger meuchlings ermordet; die Mörder hat der Kaiser reichlich beschenkt. Wie Pappenheim war er vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten, astrologische Neigungen machten ihn früh abergläubisch und fatalistisch, vor großen Unternehmungen vergaß er nicht die Sterne zu befragen, und wenn sie ihm Unheil verkündeten, hielt er schwankend und zaghaft zurück. Er war schweigsam und ernst, liebte es, seine Person mit Geheimnissen zu umgeben, lebte mit verschwenderischer Pracht wie ein Renaissancefürst und hielt sich eine zahllose Dienerschaft. Er war freigebig, erlaubte seinen Soldaten alle Ausschweifungen, verlangte aber blinden Gehorsam und war streng bis zur Grausamkeit. Sein Kaiser hatte ihn in den Grafenstand erhoben, dann zum Herzog von Friedland, Fürsten von Sagan, Herzog von Mecklenburg gemacht und ihm nach glücklichem Kriegsausgang ein kaiserliches Erbland in Aussicht gestellt.

Ohne das Eingreifen der Schweden wäre wohl der Protestantismus in Deutschland ausgerottet worden. Gustav

Adolf II. (1594—1632) war in den Tagen, als Wallenstein abgesetzt wurde, mit nur 16 000 Mann in Deutschland gelandet. Ferdinand II. soll damals gesagt haben: „Da haben wir halt a Feindl mehr.“ Er hoffte nebenher von den Schweden eine Schwächung Bayerns; Frankreich und der Papst sahen gern die kaiserliche Macht bedroht, die protestantischen Fürsten beargwöhnten mißtrauisch das Eindringen einer fremden Macht. Nur das deutsche protestantische Volk begrüßte begeistert den hünenhaften, blauäugigen und blondgelockten nordischen König als den „Löwen aus Mitternacht“, der das ausgeplünderte Land endlich von der Kriegsp Pest befreien sollte. Aber die Schweden hausten später nicht minder schrecklich. Gustav Adolf eilte unaufhaltsam von Sieg zu Sieg, bis er in der Schlacht bei Lützen, ins Schlachtgetümmel geraten, tapfer kämpfend, 38jährig den Tod fand. Der Sieg aber wurde durch Bernhard von Weimar und seinen ostfriesischen Unterführer Kniphausen entschieden. Der Schwedenkönig, bibelfest und evangelisch-gläubig, hat mit staats-



BERNHARD HERZOG VON WEIMAR



AXEL GRAF VON OXENSTIERNA
(1583—1654)
Nach einer Miniatur in der Art des Pierre Signac

männischer Klugheit und strategischem Geschick die protestantischen Kräfte Norddeutschlands zusammengefaßt, gewiß in der Absicht, seine Beherrschung der Ostsee durch den Erwerb deutscher Länder zu festigen. Die Einigung Deutschlands unter katholischer Führung hat er verhindert.

Nach Gustav Adolfs Tode übernahm der erst 28jährige Herzog Bernhard von Weimar (1604—1639) den schwedischen Oberbefehl und machte durch geschickte Operationen Wallensteins Pläne zunichte. Als nach einer schweren Niederlage bei Nördlingen protestantische Fürsten abtrünnig wurden, kämpfte er mit französischer Hilfe im Südwesten Deutschlands, wo er sich ein eigenes Fürstentum schaffen wollte. Doch sein plötzlicher Tod hinderte die Ausführung seiner Absichten, zur rechten Zeit für Richelieu, dem er gefährlich zu werden drohte.

Die politische Leitung Schwedens und der schwedischen Unternehmungen in Deutschland lag seit Gustav Adolfs Thronbesteigung in den Händen des anfangs zum Theologen bestimmten Axel Oxenstierna (1583—1654), eines Mannes von redlichster Gesinnung, scharfem Verstand, unbeugsamer

Tatkraft und Besonnenheit. Mit außerordentlichem Geschick vollendete er mit der Feder, was sein König mit dem Schwert begann. Nach Gustav Adolfs Tode hielt er die Protestanten in Deutschland zusammen und nach der Nördlinger Schlacht, als alles verloren schien, wußte er neue Kräfte heranzuziehen und Holland und Frankreich für die antikaiserliche Bewegung zu interessieren, immer darauf bedacht, sein Vaterland mit den geringsten Unkosten aus den Trümmern des Weltbrandes zur Größe hinaufzuführen. Er führte die Regentschaft für Gustav Adolfs Tochter Christine und gab Schweden eine Verfassung, die die Rechte des Königs einschränkte, zum Nachteil für sein Land aber die Macht des Adels stärkte.

Begreiflich, daß in diesen tollen Zeiten für Künste und gelehrte Studien kein Raum war, und daß bei dem allgemeinen Elend ein Großer im Reiche der Wissenschaften, der Astronom Johannes Kepler (1571—1630), der die Umlaufzeiten, Bahnen und Abstände der Planeten in ihrer Gesetzmäßigkeit erfaßte und beschrieb, betteln gehen mußte. Er fand an keiner Hochschule eine bleibende Stätte, die Tübinger Theologen vertrieben den Protestanten, die Jesuiten in Graz eröffneten ihm ein Asyl. An Tycho de Brahe nach Prag empfohlen, erhielt er eine kleine Anstellung, aber sein Lohn wurde ihm nicht richtig ausgezahlt. In Linz geriet er mit den Theologen in Streit, mit Mühe rettete er dann in seiner schwäbischen Heimat seine als Hexe angeklagte Mutter vor dem Feuertode. Wallenstein, in dessen Dienste er getreten war, vermittelte ihm eine Professur in Rostock, die er wegen der Unsicherheit der Lage ausschlug. Er reiste zum Reichstag nach Regensburg, um die Gehaltsrückstände in Höhe von 12 000 Gulden zu erbetteln, starb hier aber kurz nach seiner Ankunft an Erschöpfung.



JOHANNES KEPLER

DER ABSOLUTISMUS

in Preußen und Sachsen

DIE Glaubenskämpfe und Verfolgungen des 16. Jahrhunderts hatten durch den 30jährigen Krieg in Deutschland ein gewisses Ende gefunden, der Katholizismus einen beträchtlichen Teil seines Verlustes wiedergewonnen, während die reformatorische Propaganda in ihrem Lebensnerv getroffen war. In allen deutschen Ländern aber war ein anderer Gegensatz während des großen Krieges und eigentlich schon bei seinem Ausbruch in die Erscheinung getreten, der Gegensatz zwischen der habsburgischen Kaisermacht und der ständig wachsenden Macht der einzelnen Landesfürsten. Die Rivalität zwischen den beiden katholischen Mächten der Habsburger und der bayrischen Wittelsbacher hatte zu Eifersüchteleien schon im Kriege geführt. Die protestantischen Fürsten waren ebenfalls untereinander uneins. Und als die Zeit kam, wo sich die Segnungen des Friedens über die deutschen Länder ergießen sollten, rüsteten und kämpften die Fürsten unter sich, und die Konfession spielte dabei nur eine nebensächliche Rolle. Selbst als der Herrscher der protestantischen Vormacht Deutschlands, des Kurfürstentums Sachsen, den Glauben wechselte, um die polnische Königswürde zu bekommen, folgten seinem Beispiel weder seine Gemahlin noch sein Volk. Unterdes hatte sich das innerlich geeinigte Frankreich unter den Bourbonenkönigen der Ludwige zum stärksten Festlandstaat emporgebracht und besonders in Ludwig XIV. eine Verkörperung unumschränkter Gewalt gefunden. Dieses Beispiel weckte bei den deutschen Fürsten Nacheiferung, und bald rissen in den deutschen Staaten die Herrscher ebenfalls alle Gewalt an sich, umkleideten sich mit dem von den römischen Cäsaren und mittelalterlichen Kaisern entliehenen Gottesgnadentum, unterdrückten die Feudalherrschaft der Ritter und die Privilegien der Städte und sicherten ihre Macht durch ein zu blindem Gehorsam verpflichtetes Heer. An die Stelle der Gewalt der Adligen trat für den gemeinen Mann die der Fürsten, aber nicht zum Nachteil der Bürger- und Bauernschaft, die in jedem Fall

durch die Zentralisierung der Herrschergewalt, durch den größeren Schutz gegen den einzelnen Unterdrücker, durch die Förderung von Handel, Gewerbe und Ackerbau, durch die Organisation eines einheitlichen Beamtentums, durch die Ordnung des Finanzwesens gewonnen hat, wenn auch nicht die wenigsten dieser Fürsten ihre Gewalt mißbrauchten. Der autoritäre Staatsgedanke sammelte die Kräfte des Volkes, der Absolutismus war ein notwendiges Übel, um die Länder, wie Preußen-Brandenburg, Sachsen-Polen, Bayern, Hannover

u. a., zu innerlich gefestigten Staatsgebilden zu erheben, in denen die Wohlfahrt des einzelnen erst ermöglicht wurde.

Die Mark Brandenburg, seit 1356 im Besitz der Kurwürde, wurde seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts von Hohenzollern regiert. 1614 wurden Cleve, Mark und Ravensberg und 1618 als polnisches Lehen Preußen mit dem Kurfürstentum vereinigt. Der 30jährige Krieg hatte auch hier viel verwüstet und zerstört, doch war Brandenburg seit 1641 durch einen Vertrag mit den Schweden von fremden Besatzungen frei geworden. Die Regierung hatte nach dem Tode seines Vaters 1640 der damals erst 20jährige Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1620—1688), wie er später genannt wurde, übernommen, der vier Jahre in den Niederlanden zugebracht und die Vorteile eines einheitlich geleiteten blühenden Staatswesens kennengelernt hatte. Die Tochter des holländischen Statthalters Friedrich Heinrich von Oranien, die jugendliche Luise Henriette (1627 bis 1667), der man später fälschlich die Abfassung einiger Kirchenlieder, wie „Jesus meine Zuversicht“, zugeschrieben hat, wurde von ihm 1646 als Gemahlin heimgeführt. Nach seinem Regierungsantritt empfing er kniend vom polnischen König Preußen als Lehen und 1648 im Westfälischen Frieden neben andern kleineren Gebietserweiterungen auch einen Teil von Pommern, auf dessen ganzes Gebiet er Erbansprüche hatte. In den folgenden Kriegen zwischen Schweden und Polen stand der Kurfürst



FRIEDRICH WILHELM
der Große Kurfürst (1620—1688)
Nach einer Miniatur von Pieter Nason, um 1696



LUISE HENRIETTE
Kurfürstin von Brandenburg (1627—1667)
Nach einer Miniatur von Pieter Nason, um 1696



GEORG REICHSFREIHERR VON DERFFLINGER

mal auf dieser, mal auf jener Seite und erreichte von beiden die Anerkennung seiner souveränen Herrschaft über Preußen. Vereint mit Holland und dem Kaiser kämpfte er dann gegen Frankreich, doch als seine Truppen allein den Franzosen gegenüberstanden, schloß er einen Sonderfrieden, den er im nächsten Jahre wieder brach, da Frankreichs Sache nicht günstig stand. Als er wieder mit seinem Heer im Elsaß focht, fielen, von Ludwig XIV. aufgehetzt, die Schweden in sein Land. Er verließ seine Bundesgenossen und eilte, die Grenzen zu schützen, schlug die Schweden siegreich bei Fehrbellin, eroberte ganz Pommern und verfolgte den Feind, in grimmiger Winterkälte auf Schlitten über das zugefrorene Kurische Haff setzend, bis nach Livland. Aber im Frieden von St. Germain mußte er auf Verlangen des französischen Königs und im Stich gelassen von dem eifersüchtigen Kaiser Pommern wieder an Schweden herausgeben. Voll Zorn gegen den Kaiser verbündete er sich jetzt mit Ludwig XIV., nahm von ihm jährlich Subsidien und duldet dessen Eroberung von Straßburg. Als er aber sah, daß er auch jetzt seine Absichten auf Pommern nicht verwirklichen konnte, näherte er sich wieder dem Kaiser, der ihn jedoch in einem Bündnisvertrag betrog. In Preußen hatte er inzwischen mit rücksichtsloser Gewalt die politische Macht des Adels und der Städte niedergeschlagen und eine absolutistische Herrschaft aufgerichtet. Auch in Brandenburg ging er despotisch gegen Lokalfreiheiten und gegen widerspenstige lutherische Pfarrer vor, die er zwang, allen seinen Edikten ohne jeden geistlichen Vorbehalt zu gehorchen. Nur der Berliner Prediger und Liederdichter Paul Gerhard fügte sich nicht und ging außer Landes. Friedrich Wilhelm organisierte ein zentralistisch geleitetes Beamtentum, baute den Friedrich-Wilhelms-Kanal zwischen Oder und Spree, schuf ein glänzend ausgebildetes



HANS JAKOB CHRISTOFFEL VON GRIMMELSHAUSEN

Berufsheer, eine kleine in Emden stationierte Flotte und nahm 1685 die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten auf, deren Ansiedlung in Berlin sich als nutzbringend erwies. In seiner wechselnden Bündnispolitik war er nicht frei von Verschlagenheit und Treulosigkeit, aber er fühlte sich ebenso vom Kaiser und vom französischen König behandelt. Er war rücksichtslos und jähzornig, willensstark und zäh, draufgängerisch und vor allem von Ehrgeiz und Machtstreben erfüllt, Eigenschaften, die in jener Zeit notwendig waren, um sich seiner zahlreichen Gegner zu entledigen und seinen Staat zur Höhe emporzuführen.

Einen besonderen Anteil an den kriegerischen Unternehmungen Friedrich Wilhelms hatte General Derfflinger (1606 bis 1695), der, Sohn eines böhmischen Schneiders, im Heer Gustav Adolfs das Kriegshandwerk erlernt hatte und dann in die Dienste des Kurfürsten getreten war. Er organisierte die brandenburgische Reiterei, überrumpelte im Feldzug gegen



CHRISTINE
Königin von Schweden (1626-1689)
Nach einer Miniatur von Pierre Signac

die Schweden Rathenow und entschied mit seiner Reiterei die vom Prinzen von Homburg leichtsinnig begonnene Schlacht bei Fehrbellin. Er eroberte Stettin, deren Bürger am Marien-turm eine Fahne mit einer großen Schere gehißt hatten, um ihn zu verhöhnen, und verfolgte die Schweden über das gefrorene Kurische Haff.

Von einer anderen Seite als die Herrscher und Heerführer hat Grimmelshausen (um 1620-1676), der bedeutendste deutsche Dichter seines Jahrhunderts, das Elend der Kriege angesehen und miterlebt. Er war als etwa 15jähriger protestantischer Bauernjunge von hessischen Soldaten geraubt worden, wurde Musketier im kaiserlichen Heer, dann Regimentsschreiber und nach dem Kriege Bauer, Gastwirt und Dorfschulze. Von seinem Leben ist nicht viel bekannt geworden, da er seinen Namen auf den Titeln seiner Romane durch Verstellung der Buchstaben immer wieder veränderte, so daß man den richtigen Namen erst seit einigen Jahrzehnten kennt. Sein Hauptwerk ist „Der Abenteuerliche Simplicissimus“, ein Zeitgemälde von außerordentlicher Darstellungskraft, ein Roman voller Kuriositäten, der in der Haupt-



KARL GUSTAV GRAF VON WRANGEL
(1613–1676)
Nach einer anonymen Miniatur des 17. Jahrhunderts

sache im 30jährigen Krieg spielt und den ganzen Jammer der damaligen Menschheit enthüllt, aber auch die ganze unbändige Losgelassenheit, die Wildheit und den Galgenhumor und die tiefe Sehnsucht der Frieden verlangenden deutschen Seele. Zum ersten Male seit dem frühen Mittelalter unternimmt es hier ein deutscher Dichter, in einem Roman eine psychologische Entwicklung zu geben; auf Grund von Selbsterlebtem schildert er die Zeit, wie er sie sieht. Simplex, der Held, ist ein reiner Tor, der mit der Welt in Konflikt gerät, mit dem die Menschen und das Schicksal ihr böses Spiel treiben, bis er als Einsiedler sich selbst wiederfindet und die Einfachheit und Einfalt seines Herzens.

Des Großen Kurfürsten Machtbegehren war sein Leben lang auf Pommern und die Odermündung gerichtet, doch saßen hier, vom französischen König gestützt, die Schweden, die seit Gustav Adolfs Tode von dessen Tochter Christine (1626–1689) unter Oxenstiernas Vormundschaft und seit 1644 selbständig, aber unter des Kanzlers Führung, regiert wurden. Sie war in den alten Sprachen und allen modernen Wissenschaften sorgfältig unterrichtet worden, verriet aber frühzeitig einen Hang zu Sonderbarkeiten. Wenn Schweden aus dem 30jährigen Krieg rühmlich und mächtiger als je hervorging, hatte ihre besonnene und energische Staatsführung daran großen Anteil. Friedrich Wilhelms, ihres Onkels, Werbung um ihre Hand hatte sie 1637 abgeschlagen (Oxenstierna wollte Schweden nicht zu einer deutschen Provinz werden lassen), aber auch andere Freier wies sie ab, wie ihren Vetter, den Prinzen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, den sie jedoch schon 1649 zu ihrem Nachfolger erklären ließ. Ihre Ehescheu hinderte sie nicht, zu geistreichen und liebenswürdigen Männern in freundschaftliche Beziehung zu treten. Sie zog den großen französischen Philosophen Descartes an ihren Hof und schenkte ihre Zuneigung einer Anzahl von Günstlingen, deren Verhalten ihren Thron zum Wanken brachte. 1654 legte sie, allen Bitten und Vorstellungen zum Trotz, die Regierung nieder, verließ Schweden, trat erst heimlich, dann öffentlich zum Katholizismus über, brachte Krone und Szepter der Mutter Gottes zu Loretto zum Opfer

und führte ein ziemlich abenteuerliches Leben. In Paris ließ sie ihren Stallmeister wegen ungebührlicher Äußerungen über ihren Lebenswandel umbringen, weswegen ihr der französische Hof sein Mißfallen ausdrückte, so daß sie volle zwei Monate sich nicht öffentlich zeigen durfte. Sie machte später noch einen vergeblichen Versuch, den schwedischen Thron wieder zu besteigen und ging dann für immer nach Rom, wo ihr der Papst eine Pension aussetzte. Sie liebte es, ein Mannweib zu spielen, männliche Kleidung zu tragen und burschikose Redensarten zu führen, haßte dagegen höfisches Zeremoniell. Reiten, Jagen und mancher andere Sport, aber auch das Sammeln von Kunstgegenständen waren ihre Lieblingsbeschäftigungen. Sie fühlte sich stets als eine interessante Frau, und ihre Thronentsagung geschah wohl auch in der Absicht, sich interessant zu machen.

Schwedens letzter großer Heerführer im 30jährigen Krieg war Graf Wrangel (1613–1676), der mit dem französischen Feldherrn Turenne Bayern verwüstete und aus Prag die gotische Bibel des Wulfilas raubte, die sich seitdem in Schweden befindet. Als die Friedenstrumpeten von Westfalen her durch alle deutschen Länder das Ende des Mordens verkündeten, warf Wrangel vor Wut seinen Generalshut zur Erde und zog sich sengend und brennend, mordend und plündernd nach Schweden zurück. Der deutsche Dichter Logau widmete ihm den Vers: „Der Teufel, wenn er weicht, stinkt, sagt man, desto mehr.“ Christine hatte ihn in den Grafenstand erhoben, und ihr Nachfolger übertrug ihm ein Kommando gegen Polen und dann gegen Dänemark, von wo er sieggekrönt heimkehrte. Aber gegen den Großen Kurfürsten verlor er, als er wegen Kränklichkeit das Kommando an seinen Bruder abtreten mußte, die Schlacht bei Fehrbellin.

Am Ende des 30jährigen Krieges hatte der Neffe Gustav Adolfs, der Prinz Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken an der Spitze schwedischer Truppen sich mehrfach ausgezeichnet und sich die Liebe des schwedischen Volkes errungen, so daß er auf Christinens Vorschlag als Karl X. (1622–1660) von den schwedischen Reichsständen gern zum König gewählt wurde. Da Polen seine Wahl nicht anerkennen wollte, zog der ehrgeizige und unternehmungslustige König mit seinen kriegsgewohnten Truppen, für die man nach der Rückkehr



KARL X.
König von Schweden (1622–1660)
Nach einer Miniatur von Pierre Signac

aus dem 30jährigen Krieg in der Heimat keine rechte Verwendung hatte, gegen den polnischen König zu Felde und besiegte ihn mit Hilfe des Großen Kurfürsten. Inzwischen fielen die Dänen in die deutschen Provinzen Schwedens ein, aber Karl eilte vom polnischen Kriegsschauplatz blitzschnell nach Norden, vertrieb die Dänen, überschritt mit seinem Heer, mit Kanonen und aller Bagage das zugefrorene Meer und zwang Dänemark zum Frieden. Die andern Mächte (fast ganz Europa) mischten sich ein, als Karl erneut in Dänemark einbrach, und nur das Machtwort des französischen Königs Ludwig XIV. und Mazarins, die besonders gegenüber dem Großen Kurfürsten und dem deutschen Kaiser auf strikteste Innehaltung des Westfälischen Friedensvertrages pochten, hinderten Schwedens gänzliche Niederlage.

Des Großen Kurfürsten zweite Gemahlin, die intrigante Dorothea, eine holsteinische Prinzessin, hatte ihren Gemahl verleitet, zu Ungunsten seines Sohnes aus erster Ehe, des Kronprinzen Friedrich, ihren Kindern alle seine Länder außer Brandenburg testamentarisch zu vermachen. Sie haßte ihren Stiefsohn, der an den Hof des Deutschen Kaisers fliehen mußte, dann mit kaiserlicher Hilfe nach seines Vaters Tode das Testament umstürzte und die Unteilbarkeit der Länder behauptete. Er war verwachsen, denn seine Amme hatte ihn in seiner Jugend fallen lassen. Als Friedrich III. (1657 bis 1713) bestieg er den Thron, regierte anfangs streng, aber gerecht. Bald jedoch überließ er sich seinem Hang zu üppiger Prachtentfaltung, in der er es dem französischen König gleich tun wollte. Als sein Freund und Vetter Wilhelm von Oranien König von England und der sächsische Kurfürst König von Polen geworden war, benutzte er 1701 die Gelegenheit einer Streitigkeit der übrigen Mächte, sich selbst zum König von Preußen zu krönen.

Das künstlerische und literarische Leben der deutschen Länder war in dieser Epoche stark von ausländischen, besonders romanischen Einflüssen bestimmt, gegen die sich aber allmählich Gegenströmungen bemerkbar machten. Vor allem erhoben sich gewichtige Stimmen gegen das à la mode-Wesen, das deutsche Tracht und Sitte verdrängte und die deutsche Sprache zu einem fremdländischen Kauderwelsch verdarb. Das wissenschaftliche Denken befreite sich langsam aus den Fesseln kirchlicher Dogmenstreitigkeiten. Das Aufklärungszeitalter war im Anbruch, dessen größter Vorkämpfer der universalste Geist jenes ganzen Jahrhunderts, der Philosoph, Mathematiker,

Physiker und Techniker, Jurist und Geschichtsforscher Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716) war. Er bezog als 15jähriger die Universität, erwarb mit 18 Jahren die philosophische, mit 21 Jahren die juristische Doktorwürde, war in kurmainzischen Diensten als Jurist und am hannoverschen Hof 40 Jahre lang als Bibliothekar und Jurist tätig. Diplomatische Aufträge, sowie zahlreiche politische Gutachten, Flug- und Denkschriften, die er für den hannoverschen Herzog und andere Fürsten abzufassen hatte, haben ihm einen umfassenden Einblick in das Staatsgetriebe der ganzen politischen Welt verschafft, ein unfaßbar ausgedehnter Briefwechsel brachte ihn in einen regen Gedankenaustausch mit allen politischen

und literarischen Größen Europas, langjährige Reisen nach allen Zentren geistigen Lebens vervollständigten seine weltumspannenden Kenntnisse und Erkenntnisse. Mit allem Eifer einer optimistisch veranlagten Natur strebte er die Einigung von Lutheranern und Reformierten, von Protestanten und Katholiken und von Christentum und moderner Welt- und Naturanschauung an. In zahlreichen Einzelwissenschaften fand sein betriebsamer Geist neue Wege der Forschung und neue Ergebnisse. Er ersann die erste brauchbare Rechenmaschine. Mit dem Engländer Newton stritt er um den Vorrang in der Erfindung der Differential- und Integral-Rechnung. Als Philosoph kam er im Gegensatz zu Spinoza zu der Erkenntnis, daß es außer der Substanz einfache mit Vorstellungskraft begabte Wesen (Monden) gäbe, deren höchste Stufe

Gott, die Urkraft, bilde. Alle von Gott abgeleiteten Monaden sind mit Körpern verbunden. Die nach dem Weltplane des Schöpfers harmonisch gebildete Welt ist die beste der möglichen Welten. Jedes Wesen ist zur Glückseligkeit bestimmt. Vernunftgemäßes Handeln ist das höchste Gebot. Leibniz schrieb nur wenige Werke in deutscher Sprache, er bevorzugte, vor allem in der ersten Zeit seines Wirkens, Latein und Französisch.

Die bildende Kunst hat im Deutschland des 17. Jahrhunderts ebenso wie die deutsche Literatur nur wenige Geister hervorgebracht, die sich über den Manierismus und die sklavische Nachahmung der Italiener heraushoben. Die Baukunst und Bildnerei folgten ganz dem Prunk der französischen Vorbilder, soweit die Auftrage gebenden Fürsten überhaupt die finanziellen Möglichkeiten dazu hatten. Der Dresdener Hof wußte sie sich zu verschaffen, und der brandenburgisch-preussische Herrscher Friedrich I. wollte nicht zurückstehen. Für ihn errichtete der Hamburger oder Danziger Andreas



FRIEDRICH III.
Kurfürst von Brandenburg
(Friedrich I., König von Preußen, 1657—1713)
Nach einer Miniatur von Samuel Blesendorf, 1659 (Jugendbildnis)



GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ



ANDREAS SCHLÜTER



LEOPOLD VON DESSAU

Schlüter (1634 oder 1664 bis 1714), dessen Herkunft und Geburtsjahr ungewiß sind, den Prachtbau des Berliner Schlosses, ein Bauwerk, das nicht eigentlich im deutschen Geiste erschaffen ist, vielmehr eine glückliche Verschmelzung niederländisch-italienischer Baugedanken, durchdrungen von norddeutsch-märkischer Ruhe und Gehaltenheit, darstellt. Sein Reiterstandbild des Großen Kurfürsten im römischen Imperatorengewand mit Allonge-Perücke ist eine machtvolle Verkörperung des jungen Militärstaates. Der sparsame Nachfolger Friedrichs I. hatte keine Aufträge für den Bildhauer und Architekten, der, infolge eines mißglückten Baues von stolzer Höhe gestürzt, sich 1713 nach Rußland an den Hof Peters I. begab, wo er schon im nächsten Jahr, mit Versuchen an einem Perpetuum Mobile beschäftigt, starb.

Nach dem Tode Friedrichs I., der der aufstrebenden brandenburgisch-preußischen Macht keine Gebietserweiterungen, aber mit der Selbstkrönung zum König einen nach außen und nach innen wirkenden Glanz zugeführt hatte, bestieg sein Sohn Friedrich Wilhelm I. (1688—1740) den Thron. Seine erste Regierungshandlung war, daß er die kostspielige Hofhaltung auflöste. Die ganze Günstlingswirtschaft wurde abgeschafft, die goldenen Kleider, die ungeheuren Perücken verschwanden. Der neue König erschien in einem Zopf und knapper Uniform, stets den Degen an der Seite und einen kräftigen Bambusstock in der Hand. Sein Auftreten war martialisch derb, schlicht und zeremoniell. Strenge Arbeit machte er sich und andern zur Pflicht. Eigenhändig verprügelte er zuweilen einen Berliner Eckensteher mit seinem Bambusrohr, einmal auch einen Juden, der sich vor seinem Stocke gefürchtet hatte; er schrie ihn wütend an: „Lieben sollt ihr mich, nicht fürchten!“ Fremde Fürsten und Gesandte nahm er in sein Tabakskollegium mit, wo sie mit Bier und Tabak traktiert wurden, und sein größtes Vergnügen war,

wenn sie betrunken oder wenn ihnen übel wurde. Seine ganze Liebe galt dem Militär, in der klaren Erkenntnis, daß dem kleinen und räumlich auseinandergelegenen Königreich nur ein gleichmäßig uniformiertes, zentral geleitetes und stramm einexerziertes Heer die Machtposition verschaffen konnte, die inmitten streitender Nachbarn zum Schutze des Landes notwendig war. Doch hat er seine Soldaten nur im Anfang seiner 27jährigen Regierungszeit ins Feld geführt, um Schwedens Vormachtstellung im Norden zu brechen. Vor allem für seine Potsdamer Garde der „langen Kerls“, die er mit der Werbetrommel nicht nur innerhalb seines Herrschaftsbereiches, sondern auch in den angrenzenden Ländern, oft mit List und Gewalt, zusammenbrachte, hatte er viel übrig. Er prügelte einmal seine Kammergerichtsräte durch, weil sie einen seiner Gardisten wegen Diebstahls zum Tode verurteilt

hatten. Der Bauernstand war gezwungen, seine Söhne als Soldaten zur Verfügung zu stellen, das Bürgertum war frei vom Heeresdienst, aber zur Arbeit verpflichtet, um der Staatskasse zur Erhaltung des Militärs die nötigen Gelder bereitzustellen zu können. Der König kümmerte sich deshalb auch persönlich ständig um das Wohlergehen der Bevölkerung, lobte fleißige Handwerker und tüchtige Hausfrauen. Die Berliner mußten neue Häuser bauen, „der Kerl ist reich, soll bauen“, bestimmte er. Die Offiziersstellen im Heer reservierte er dem Adel, aber gegen andere Vorrechte dieses Standes schritt er mit unerbittlicher Härte despotisch und herrisch ein, wobei er das auch für die Ausdrucksweise des Königs so bezeichnende Wort sprach: „Ich ruiniere die Junkers ihre Autorität; ich komme zu meinem Zwecke und stabilisiere die Sou-



FRIEDRICH WILHELM I.

König von Preußen (1688—1740)

Nach einer Miniatur nach dem Gemälde von Antoine Pesne

veränität wie einen rocher von bronze.“ Seiner geraden Natur lagen diplomatische Kunstgriffe nicht, daher wurde er von geschickten Unterhändlern des Kaisers eingeseift, dem er doch sein Leben lang die Treue bewahrte. Als strenger



AUGUST II., DER STARKE
 König von Sachsen-Polen (1670—1733)
 Nach einer anonymen Miniatur des 18. Jahrhunderts

Hausvater führte er auch seiner Familie, besonders seinem Sohne Friedrich, dem späteren König Friedrich d. Gr., gegenüber ein hartes Regiment.

Als bewährter General stand schon seit 1693 in Friedrichs I. Diensten der Fürst Leopold von Dessau (1676—1747), ein Mann von schlichten, rauhen Umgangsformen, Geradheit und Einfachheit, der mit einer Apothekerstochter vermählt war; aber er war auch jähzornig und trank oft über den Durst. Er unterstützte Friedrich Wilhelm in der Schulung des Heeres und sorgte nicht nur dafür, daß immer die Griffe klappten, sondern führte als genauer Kenner des Waffenhandwerks wichtige Neuerungen, wie den eisernen Ladestock, ein. Unter Prinz Eugen hatte er im spanischen Erbfolgekrieg seine ersten Lorbeeren gepflückt, am Rhein, in Italien und in den Niederlanden als Anführer preußischer Hilfstruppen gekämpft, und noch unter Friedrich dem Großen entschied der Alte Dessauer den Sieg bei Kesselsdorf. Von den zehn Kindern, die ihm seine Gattin schenkte, verlor er drei Söhne im 7jährigen Kriege.

Sachsen war im 16. Jahrhundert der mächtigste protestantische Staat unter den deutschen Ländern gewesen, aber im 17. Jahrhundert wurde es von Brandenburg-Preußen gewaltig überflügelt. Es stand unter der Herrschaft der Wettiner, die 1423 die Kurfürstenwürde erhalten hatten. 1694 folgte seinem an den Blattern verstorbenen Bruder als Kurfürst August II., der Starke (1670—1733), ein hünenhafter, ungemein starker Mann, der Hufeisen und Taler in der Hand zerbrechen konnte. Er hatte als Prinz halb Europa bereist, war in Madrid bei einem Stiergefecht in die Arena gesprungen, hatte den wildesten Stier bei den Hörnern gepackt und niedergeworfen und sich auch sonst in allerhand Abenteuer gestürzt. Als Kurfürst begann er Ludwig XIV. zu kopieren, eine ungeheure Verschwendung zu treiben und das Volk bis aufs Blut auszusaugen. Eine Matresse löste die andere ab. In seinen Lustschlössern wurden die kostspieligsten Orgien gefeiert. Ein Lustlager zu Mühlberg verschlang 5 Millionen Taler, allein die Nachtgeschirre, die dafür angeschafft wurden, kosteten schon 5000 Taler. Auf einer anderen Lustbarkeit sollen 246 seiner Söhne sich in ritterlichen Spielen geübt haben. Er trug aus

allen Ländern die kostbarsten Edelsteine, Gold- und Silberarbeiten zusammen, aber er häufte auch in den Schlössern und Gemäldegalerien unermessliche Schätze edelster Kunst auf, die den Grund zu den herrlichen Dresdener Sammlungen legten. Aus Dresden machte er ein zweites Versailles, führte Bauten von unerhörter Pracht wie den Zwinger auf und erhob seine Residenz zur ersten deutschen Kunststadt. Mit Leidenschaft sammelte er chinesische Porzellane, noch heute eine Sehenswürdigkeit Dresdens. Unter seiner Aufsicht glückte dem Goldmacher Böttger und dem Chemiker Freiherrn von Tschirnhausen die europäische Erfindung der Porzellanherstellung, die er zu einem blühenden Gewerbe ausbaute. Aber seine Verschwendung machte solche Anstrengung wieder zunichte. Dem preußischen Soldatenkönig suchte er es in der Schaffung eines stehenden Heeres gleichzutun, aber militärische Erfolge hatte er weder auf seinem Zuge gegen die Türken und schon gar nicht gegen den Schwedenkönig Karl XII., der ihn zum Verzicht auf die polnische Königswürde nötigte, die er sich mit Bestechungen, Gebietsabtretungen und seinem Übertritt zur katholischen Kirche erkaufte hatte. Einen eigentlichen Glaubenswechsel hatte er damit nicht vorgenommen, denn er hatte keine Religion zum Wechseln. Die polnische Krone erwarb er zwar nach des Schwedenkönigs Niederlage durch Peter den Großen zurück, aber er vermochte hier seine Herrschaft auf die Dauer nicht durchzusetzen. Der servile Leipziger Literaturprofessor Gottsched nannte diesen Land- und Leuteverderber lobpreisend das „Kleinode dieser Welt“, ein „von Gott selber dargestelltes Wunder“.

Eine der reizvollsten Freundinnen dieses „Wunderwerks Gottes“ war die gefeierte Gräfin Aurora von Königsmarck (1662—1728). Ihr zu Gefallen gab er seine wegen ihrer Pracht berühmten Feste zu Moritzburg. Als die Schweden unter Karl XII. gegen ihn marschierten, schickte er sie ihm entgegen, um ihn durch ihre Liebeskünste aufzuhalten, aber der Schwedenkönig wollte sie nicht sehen, und als er ihr eines Tages auf einem engen Parkwege begegnete und nicht ausweichen konnte, wendete er, wortlos den Hut ziehend, sein Pferd um und ritt eilends davon.



AURORA VON KÖNIGSMARCK
 (1662—1728)
 Nach einer Miniatur von David Richter d. J.

DER ABSOLUTISMUS

in Frankreich

IN Frankreich waren im 17. Jahrhundert die Vorbedingungen für eine nationale Staatsauffassung, wie sie der erste große Staatsmann dieser Nation, der Kardinal Richelieu, in einem absoluten Königtum verwirklicht sehen wollte, günstig, günstiger als in Deutschland, wo der Partikularismus die verschiedenen deutschen Stämme gegeneinander trieb. Im kaiserlichen Österreich aber war der Absolutismus zu stark mit dynastischen Interessen verknüpft, als daß sich eine einheitliche Staatsidee hätte durchsetzen können. Die ganze Macht in einer Person, in einem Symbol zu vereinigen, war das Bestreben der drei großen französischen Staatsmänner,

den Handel, für Künste und Wissenschaften schien ein goldenes Zeitalter herangebrochen, vergleichbar dem hohen Stand der Renaissancekultur in Italien.

Ludwig XIII. (1601—1643), der älteste Sohn Heinrichs IV. und seiner zweiten Gemahlin Maria de Medici, wurde schon im neunten Lebensjahre König von Frankreich. Er stand bis 1617 unter der Vormundschaft seiner Mutter, beschäftigte sich am liebsten mit der Jagd oder mit kindlichen Spielen, worin ihn die Höflinge bestärkten. In der Politik trat er nicht viel hervor, nur bei dem Sturz des Marschalls d'Ancre, des Günstlings seiner Mutter, zeigte er männliche Entschlossen-



LUDWIG XIII.
König von Frankreich (1601—1643)
Nach einer Miniatur von Henri Toulain



ANNA VON OESTERREICH
Königin von Frankreich (1601—1666)
Nach einer Miniatur von Jean Petitot

Richelieu, Mazarin und Colbert, verwirklicht wurde es von einem König, von Ludwig XIV., der, von seiner Gottähnlichkeit überzeugt, mit diesem Anspruch des Gottesgnadentums den Staat selbst zu verkörpern sich anmaßte. Auf den Trümmern der vernichteten kleineren Gewalten erhob sich seine gebieterische Persönlichkeit zu einem die ganze Welt umstrahlenden Glanz, aber der göttergleiche Aufstieg trug den Keim des Verfalls in sich; Allzumenschliches haftete auch diesem Sonnenkönige an. Mit Colberts Tod erblaßte Ludwigs Stern; dies war ein Wendepunkt in Frankreichs Glück.

Gewalttätige und übermütige Minister und Höflinge, eine die Kraft des Königs und das Ansehen des Staates schädigende Mätressenwirtschaft, die maßlose, nicht mehr zu deckende Verschwendung, die durch die Eroberungskriege angeschwollene Schuldenlast, Mißgriffe in der äußeren und inneren Politik — alles dies wirkte zusammen und bereitete den Sturz vor, der kommen mußte. Zu einer stolzen Höhe aber war Frankreich unter diesem glorreichen Regime emporgestiegen. Die Kräfte der Nation hatten sich eine Weile verschwenderisch entwickeln können. Für die Industrie und

heit. Wenn er öffentlich sprechen sollte, war er befangen, stotterte und suchte sich dann durch heftige Bewegungen der Arme verständlich zu machen. Unfähig, mit eigenen Händen den Staat zu lenken, war er zeitlebens von andern abhängig und führte besonders unter der kraftvollen Staatsleitung seines ersten Ministers Richelieu eine anfangs nur ungem ertragene Scheinregierung. Niemals aber haben die Intrigen, die von vielen Seiten, vor allem von der Königin-Mutter, gegen den Kardinalherzog gesponnen wurden, ihn vermocht, den Minister fallen zu lassen, dessen autoritärer Lenkung er bedurfte. Seine italienische Mutter hatte ihn 14jährig mit der gleichaltrigen Anna von Österreich (1601—1666) vermählt, einer Prinzessin aus dem spanisch-habsburgischen Hause, Tochter des spanischen Königs Philipp III. Luynes hatte die Ehegatten einander entfremdet, noch mehr aber trübte Richelieus antspanische Politik das eheliche Verhältnis, so daß König und Königin lange Jahre getrennt lebten. Eine Aussöhnung fand erst 1637 statt, und im nächsten Jahre, also nach 23jähriger Ehe, wurde Anna Mutter eines Prinzen, des späteren Königs Ludwig XIV., für den sie nach dem frühen Tode ihres Gemahls die Regentschaft in engster, man sagte

wohl mit Unrecht: in innigster Verbindung mit dem Kardinal Mazarin übernahm.

Während der Regierungszeit Ludwigs XIII. lag die wahre Staatsgewalt in den Händen des allmächtigen Kardinals Richelieu (1585—1642), der bereits mit 22 Jahren auf Verwendung Heinrichs IV. Bischof geworden und unter dem Marschall d'Ancre am Hofe der Königin Maria de Medici zu politischem Einfluß gelangt war. Als König Ludwig die Günstlingswirtschaft seiner Mutter beseitigte, mußte auch Richelieu in die Verbannung gehen. Er wurde mit Hilfe mannigfacher Intrigen Kardinal, kam 1624 durch die Königin-Mutter in den Staatsrat und wurde bald Premierminister, trieb die Reformierten aus ihren festen Plätzen und vernichtete

ihre Selbständigkeit, tastete jedoch das Edikt von Nantes, das ihnen Religionsfreiheit gewährt hatte, nicht an. Aus ihren Reihen übernahm die „rote Eminenz“ vielmehr zahlreiche befähigte Männer in höhere Ämter. Wie sich schon bei diesem Vorgehen gezeigt hatte, war sein ganzes Streben von Anfang an und auch weiterhin darauf gerichtet, jede selbständige Macht neben dem Königtum auszurotten, und während er die Rechte des alten Adels beschnitt und seinen Widerstand zielbewußt und mit maßloser Willkür brach, schuf er aus der Mitte des dritten Standes, des Bürgertums, einen neuen Beamten- und Geldadel. Ein Hauptaugenmerk richtete er auf die Organisation eines Verwaltungsapparates, der zentral geleitet alle Provinzen umfassen sollte; es gelang ihm aber nicht, der trostlosen Lage der Finanzen Herr zu werden. Das damals noch schwache französische Heer zu größeren Schlägen gegen auswärtige Gegner einzusetzen, wagte er vorläufig noch nicht; doch unterstützte er alle Unternehmungen anderer Staaten, die gegen die Habsburger gerichtet waren. Inzwischen führte er Heeresreformen durch, so daß Frankreich schließlich doch noch entscheidend in den 30jährigen Krieg in Deutschland eingreifen konnte. Seine starke Persönlichkeit, die alle Gebiete staatlichen Lebens zu umfassen strebte, hat zu Frankreichs Machtstellung im 17. Jahrhundert den Grund gelegt, ihm gelang die Umformung des mittelalterlich-geistlichen Staates in den modern-weltlichen. Er war in der Wahl seiner Mittel gänzlich skrupellos, seine Geheimagenten beobachteten jeden Schritt seiner Gegner, er hat die sich ihm in den Weg stellenden Führer des Adels, wie Montmorency und viele andere, aufs Schafott gebracht, die Königin-Mutter rücksichtslos beiseite geschoben, als sie seinen Absichten entgegen stand, den König



KARDINAL RICHELIEU
(1585—1642)
Nach einer Miniatur von Henri Touffin



RENE DESCARTES

schrakenlos beherrscht. Sich selbst und seiner Familie Vorteile zu verschaffen, hat er nicht verschmäht, seine Hinterlassenschaft soll 60 Millionen betragen haben. Als er die französische Akademie stiftete, geschah es weniger aus innerer Anteilnahme, als in der Absicht, sie als Mittel staatlicher Beeinflussung zu benutzen. Er gründete 1631 die erste regelmäßig erscheinende Zeitung, die „Gazette de France“, für die der König selbst Artikel schrieb. Als er gestorben war, folgte ihm sein König bald nach, als ob dieser sogar zu schwach gewesen wäre, allein und ohne des Kardinals starke Hand weiter zu leben.

In diesem aus dem mittelalterlichen Schlummer gewaltsam geweckten und erwachenden Frankreich erstand der erste

große philosophische Systematiker des christlichen Abendlandes: Descartes (1596—1650), dessen Namen die gelehrte Welt seiner Zeit gegen seinen Willen in die latinisierte Form Cartesius geändert hat. Er trat mit 21 Jahren in die Armee des holländischen Statthalters Moritz von Oranien ein und ließ sich 1619 für einige Jahre in das Heer des bayerischen Kurfürsten unter Tilly einreihen. Schließlich setzte er sich in Holland fest, wechselte aber seinen Wohnort oft, um unbehelligt seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben zu können. Aus Furcht vor Verfolgungen wagte er lange nicht, seine philosophischen Ideen zu veröffentlichen, er beschäftigte sich intensiv mit mathematischen und physikalischen Problemen, deren epochemachende Lösungen er in meist anonym erschienenen Schriften bekanntgab. Vielfach angefeindet, fühlte er sich bald auch in Holland nicht mehr wohl, doch lehnte er die Einladungen Mazarins nach Frankreich ab und folgte 1649 einem Ruf der schwedischen Königin Christine, für die der Philosoph ein erst vor kurzem in Upsala wieder aufgefundenes Ballet zur Verherrlichung des Friedens verfaßt hat. Er ver-

trug aber das nordische Klima nicht und starb bald darauf in Stockholm. Er hatte eine schwächliche Konstitution, schlief viel und lange. Die besten Gedanken kamen ihm im Bett, in dem er auch häufig seine Gedanken niederschrieb. Seine Beziehungen zu Frauen beschränkten sich auf seine Pariser Jugendjahre, er blieb unbewehrt. Der Grund philosophischen Denken liegt für ihn im Zweifel. Der Hauptsatz seines Systems, das berühmte Wort: cogito, ergo sum (ich denke, daher bin ich) war die Formel für seine Auffassung, daß durch die Tatsache des Denkens die wirkliche Existenz der denkenden Persönlichkeit erwiesen sei, während das durch die trügerischen Sinne Wahrgenommene anfechtbar sei. Es



BLAISE PASCAL
(1623—1662)
Nach einer Miniatur von Paul Prieur

gäbe ein göttliches Wesen; denn die Vorstellung von Gott als dem vollkommenen Wesen sei angeboren, zur Vollkommenheit aber gehöre auch die wahre Existenz. Von der wahrnehmbaren Außenwelt habe der vernunftgemäß denkende Mensch ebenfalls bestimmte Vorstellungen, ihr Vorhandensein müsse also auch bejaht werden. Die Welt besteht für Descartes aus zwei entgegengesetzten Prinzipien, der Materie und der denkenden Substanz. Diesem Dualismus stellte dann Spinoza eine Art Monismus entgegen, eine Weltanschauung, die das Bestehen einer einzigen denkenden und räumlich ausgedehnten Substanz behauptet.

In dem vernunftgemäß-mathematischen Denken des Skeptikers Descartes war kein Raum für ein tiefes religiöses Gefühl, von dem der Mathematiker und Physiker Pascal (1623 bis 1662) erfüllt war. Er erhielt von seinem Vater, einem Geometer, eine gründliche Ausbildung, so daß er nie eine Schule zu besuchen brauchte. Als 16jähriger gab er eine beifällig aufgenommene mathematische Arbeit über Kegelschnitte heraus, und er veröffentlichte später noch andere Ent-



KARDINAL MAZARIN
(1602—1661)
Nach einer Miniatur von Jean Petitot

deckungen auf mathematischem und physikalischem Gebiet. Eine kurze Zeitlang hat er sich in die Genüsse ungebundenen Lebens gestürzt und ist besonders gern in prächtigen Karossen durch die Straßen von Paris kutschiert, aber sein dann wieder aufgenommenes übermäßiges Studium schwächte bald seinen Körper, sein Geist wandte sich übersinnlichen Dingen zu. Er kasteite seinen Leib und bekämpfte das Forschen nun als einen unfruchtbaren Trieb. Die geoffenbarte Religion war für ihn die einzig haltbare Philosophie, ihn verlangte nach einem Gott, der zugleich Herz und Seele erfüllte. Er schloß sich der strenggläubigen alkatholischen Richtung des Jansenismus an und schrieb eine geistvolle, scharfe Schrift gegen die laxe Moral jesuitischer Beichtväter, womit er dem Orden einen in ganz Europa wirksamen Schlag versetzte.

Die französische Kunst und Literatur waren im 17. Jahrhundert auf der Suche nach einem der neuen Zeit entsprechenden neuen Stil. Aus den Kreisen der von Richelieu gestifteten französischen Akademie kamen die Bestrebungen, die vor allem im Drama neue Wege suchten. Aber man war durch die Renaissancebildung noch zu sehr im Studium der alten Klassiker befangen, als daß sich etwas wirklich Neues hätte herauskristallisieren können, und das burleske Volksstück galt als zu derb und unfein. Die Forderung des griechischen



PIERRE CORNEILLE

Philosophen Aristoteles, die für das Drama die Einheitlichkeit von Zeit, Ort und Handlung verlangten, wurden von neuem betont, und als es Corneille (1606—1684) wagte, in seinen ersten Dramen und dann auch im „Cid“ sich an das zu hoher Blüte gelangte spanische Lustspieltheater anzuschließen, fand er bei Richelieu und der Akademie schärfsten Widerspruch. Er fügte sich den Forderungen der Zeit nur widerwillig und hat, wenn er die Regeln der Akademie auch künftighin anwandte, doch nie seinen Hang zum romantischen spanischen Theater aufgegeben. Er war eigentlich Jurist und nur durch einen Zufall, durch ein galantes Abenteuer mit der Geliebten eines Freundes, darauf verfallen, sein heiteres Erlebnis in Form eines Lustspieles niederzuschreiben. Erst nach dem Tode Richelieus wurde er in die Akademie aufgenommen. Die um diese Zeit verfaßten Dramen entnehmen ihre Stoffe meist der politisch stark bewegten römischen Spätzeit. Heroische Konflikte, harte Charaktere, ideal geschene Personen, leidenschaftliche Sprache, starke Empfindungen und oft leere Deklamationen sind die Kennzeichen dieser Stücke. Als 1653 eines seiner Dramen durchfiel, zog er sich vom Theater zurück und übersetzte, von frommem Eifer ergriffen, das Buch „Von der Nachfolge Christi“ des Thomas a Kempis in französische Verse. Durch Fouquet, den Finanzminister Ludwigs XIV., wurde er später aber wieder veranlaßt, seine dramatische Tätigkeit fortzusetzen. Die Franzosen verehren

in ihm ihren ersten großen Dramatiker, der ihrer Dichtkunst für lange Zeit Richtung und Wege gewiesen und auch fremde Literaturen, wie die deutsche, stark beeinflußt hat.

Sterbend hatte Richelieu seinem königlichen Herrn als Nachfolger seinen treuesten Mitarbeiter Mazarin (1602—1661), einen Italiener, empfohlen, aber der König starb bald darauf, und seine Witwe, die Königin Anna, besann sich erst nach mißlungenen anderweitigen Experimenten auf ihn, als er sich schon mit dem Gedanken trug, nach Rom abzureisen. Die Königin hielt ihn zurück, und bald nahm dieser dieselbe Stellung bei Hofe ein wie sein Vorgänger Richelieu. Anna hatte aber inzwischen schon anderen Gewalten Einfluß eingeräumt, die Richelieu rücksichtslos niedergedrückt hatte. Das waren der Herzog Gaston von Orleans, mächtige Vertreter des Adels und das Parlament, die dem neuen Minister fast sein Leben lang zu schaffen machten, dreimal seine Entfernung vom Hofe durchsetzten und in langen Bürgerkriegen das Land und die Krone in Gefahr brachten. Anna von

Jahre 900 Hetzschriften gegen ihn erschienen, ließ er alle konfiszieren, um sie zu verbrennen, aber dann fand er einen Käufer, der ihm dafür eine hübsche Summe Geldes zahlte. Mazarins Größe lag in seiner diplomatisch-kaufmännischen Püffigkeit, in der Art, wie er bei Verhandlungen sein Ziel durchsetzte und seinen Gegner täuschte.

Für die Entwicklung der französischen Monarchie zur stärksten Militärmacht im 17. Jahrhundert hat niemand mehr beigetragen als Turenne (1611—1675), ein Kriegermann durch und durch, beliebt bei seinen Soldaten, verehrt vom Hof, gefürchtet vom Feinde. Seine große Zeit begann, als er das Kommando gegen Condé und die ihn unterstützenden Spanier übernahm. Er besetzte mit Hilfe der Engländer wichtige Punkte der spanischen Niederlande und schuf damit die Grundlage zu dem für Frankreich vorteilhaften Pyrenäischen Frieden. Mazarins Stellung erlangte durch seine Waffenerfolge ihre Festigkeit. Noch glänzender waren seine späteren Feldzüge in Flandern und im Elsaß unter der persönlichen Führung Ludwigs XIV. Er



HENRI DE LA TOUR D'AUVERGNE VICOMTE DE TURENNE
(1611—1675)
Nach einer Miniatur von Pierre Paul Sevin, 1670.

Österreich wie auch Ludwig XIV., der inzwischen 14jährig den Königsthron bestiegen hatte, hielten immer zu ihm, auch wenn sie zeitweilig in seine Verbannung einwilligen mußten. Anders als Richelieu war Mazarin stets zur Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit geneigt. Unter seiner Staatsleitung hat keiner seiner zahlreichen Widersacher das Schafott zu besteigen brauchen, aber es gelang ihm nicht immer, die Versöhnten sich auch gefügig zu machen, da er stets, wenn der eine besänftigt war, Verhandlungen mit einem andern Gegner anzuknüpfen hatte und damit alle enttäuschte. Seine diplomatische Gewandtheit verschaffte dem Lande im Westfälischen Frieden wie im Frieden mit Spanien die größten Vorteile, aber auch sich selbst wußte er manchen Gewinn, besonders pekuniärer Art, zu sichern. Er besaß eine Sammlung der schönsten Kunstwerke und eine glänzende Bibliothek, liebte Edelsteine und edles Metall, freute sich auch über ein kleineres Geldgeschenk, wenn er einem Anhänger eine einträgliche Stelle verschafft hatte, und trug sich mit dem Gedanken, den päpstlichen Stuhl zu besteigen. Als zur Zeit des Kampfes der Regierung mit der Fronde in Paris in einem



LUDWIG II. HERZOG VON ENGHEN PRINZ VON CONDÉ
(1621—1686)
Nach einer französischen Miniatur des 17. Jahrh.

war ein außerordentlicher Stratege, der jeden kleinsten Vorteil auszunützen verstand. Nie tat er etwas Überflüssiges, nie unterließ er Notwendiges. Er durfte es wagen, selbst gegen Anordnungen der Pariser Regierung Unternehmungen auszuführen, die ihm nötig schienen. Wohl hat er deutsche Lande, vor allem die Pfalz, aufs gräßlichste verwüstet, aber die deutschen Heere taten hier dasselbe aus dem gleichen Grunde: dem Feinde durch Vernichtung aller Lebensmittel die Ernährung zu erschweren. Reichtümer hat er nicht gesammelt, unnötige Gewalttaten mit Strenge zu verhindern gesucht. Der Einheitlichkeit der Staatsführung zuliebe trat der protestantisch Geborene später zum Katholizismus über.

Nur ein Feldherrngenie in Frankreich gab es, das dem des Marschall Turenne gleichkam: Ludwig II. Herzog von Enghien, Prinz von Condé (1621—1686), aus dem königlichen Geblüt der Bourbonen. Nach einem glänzenden Feldzuge im spanischen Flandern trat er in Paris mit grenzenlosem Selbstgefühl und unbeherrschter Anmaßung auf, so daß Mazarin durch ihn die königliche Gewalt bedroht glaubte. Der Kardinal versicherte dem Prinzen schriftlich und feierlich

seine Verbundenheit und ließ ihn zwei Tage später gefangen setzen. Aber über das ganze Land hin bildete sich eine dem Prinzen günstige Partei, der sich auch Turenne eine Zeitlang anschloß, und die bei Spanien Unterstützung fand. Mazarin flüchtete nach Deutschland. Der Prinz wurde befreit, nahm jetzt die Königin gefangen, söhnte sich aber wieder mit ihr aus, und diese setzte die Rückkehr Mazarins durch, der Turenne mit zurückbrachte. Jetzt entstand ein blutiger Bürgerkrieg und Krieg gegen Spanien, in denen Turenne und Mazarin Sieger blieben. Nach zehnjähriger Gegnerschaft wurde Condé durch Mazarin in seine Ämter und Würden wieder eingesetzt — es war dies eine Friedensbedingung Spaniens —, unter der Regierung des inzwischen König gewordenen Ludwig XIV. kämpfte der Prinz erfolgreich zusammen mit Turenne in Flandern und im Elsaß und übernahm nach Turennes Tode das Kommando. Schon längst nannte man ihn den „großen Condé“. Er war ein wahrer Kriegsheld, nicht so sicher Vorteil und Nachteil abwägend wie Turenne, sondern ein hitziger Draufgänger, der mit



MARQUISE DE MONTESPAN
(1641—1707)
Nach einer Miniatur von Jean Pétillot (1)

nannten Devolutionskrieg eroberte er einen Teil des Landes, durch weitere Eroberungskriege und die sogenannten Réunions (Wiederaneignungen von angeblich früher besessenem Gebiet) dehnte er die Grenzen seines Landes weiter aus, nahm mitten im Frieden 1681 Straßburg und überfiel 1688 die Pfalz, auf die er aus der Verbindung seines Bruders Philipp von Orleans mit der Prinzessin Liselotte von der Pfalz Erbansprüche stellte. Dank seinen Feldherrn Condé, Turenne, Luxembourg und Vendôme war seine Armee die stärkste Kriegsmacht Europas geworden, aber die Kriege erschöpften die Finanzen, so daß in späteren Feldzügen nicht alle Eroberungen behalten werden konnten, während die unter Richelieu, Mazarin und Colbert erstarkte französische Flotte von der englischen besiegt und überflügelt wurde. Im spanischen Erbfolgekrieg erreichte er trotz mancher militärischen Mißerfolge den Hauptzweck seiner äußeren Politik, die Einsetzung seines Hauses auf den spanischen Thron und die endgültige Ausschaltung des habsburgischen Einflusses auf



MARIE THERÈSE VON SPANIEN
Königin von Frankreich (1639—1683)
Nach einer Miniatur von Jean Pétillot, nach Nanteuil (1)

seinem blutbespritzten Degen selbst mutig in die Feinde einhieb, seine von ihm begeisterten Truppen mitriß und in edler Bescheidenheit nie sich selbst, sondern seinen Soldaten und Unterfeldherrn den Sieg zuschrieb. Wenn er in Paris dem verschlagenen Kardinal und andern gegenüber mit Arroganz als Prinz von Geblüt begegnete, so lag dafür der Grund in seinem rechtlich denkenden, jeder Intrige abholden Wesen. Fünfjährig wurde Ludwig XIV. (1638—1715) nach dem Tode seines Vaters Ludwig XIII. König von Frankreich unter der Regentschaft seiner Mutter Anna von Österreich. Während der Unruhen der Fronde fern von Paris großjährig geworden, zog er 1653 wieder in die Hauptstadt ein; zwei Jahre darauf soll der damals 17jährige König im Parlament, angetan mit dem Jagdrock, die Peitsche in der Hand, das Wort „L'Etat c'est moi“ (Der Staat bin ich) gesprochen haben. Nach Mazarins Tode übernahm er 1661 die Selbstherrschaft und gab damit der absoluten Monarchie den bisher fehlenden Monarchen. Ein Jahr vorher hatte er Marie Thérèse von Spanien (1638—1683), die älteste Tochter Philipps IV., geheiratet, nach dessen Tode, im Jahre 1665, er Ansprüche auf die spanischen Niederlande geltend machte. Im sog-



FRANÇOISE D'AUBIGNE MARQUISE DE MAINTENON
(1635—1719)
Nach einer Miniatur nach Jean Pétillot

der pyrenäischen Halbinsel. Durch schlaue Ausnützung innerer Gegensätze in den deutschen Ländern wußte er deren Einigung zu hintertreiben, durch Bestechungen den inneren Frieden in Deutschland dauernd zu stören. Die Politik aller europäischen Staaten war von seinen Entschlüssen abhängig. Im Innern führte er dank den Vorarbeiten der beiden großen Kardinäle Richelieu und Mazarin ein despotisches, absolutistisches Regiment. Er selbst war Leiter der inneren wie der äußeren Politik, des Kriegswesens und der Finanzen und behielt sich, auch wenn er sich leitender Staatsmänner wie Colbert und Louvois bediente, alle Entscheidungen selbst vor. Seine Selbstvergötterung erfaßte die ganze Nation, die ihn als den Roi Soleil (den Sonnenkönig), als Ludwig den Großen überschwänglich feierte. In seiner Familie hatte er durch den frühen Tod seines Sohnes, seines Enkels und seines Urenkels viel Unglück erlebt, erst seinem zweiten Urenkel, dem späteren Ludwig XV., konnte er seinen Thron vererben. Er war von übermenschlichem Ehrgeiz erfüllt,

dem König im Laufe der Jahre mehrere Kinder. Als sie für diese eine Erzieherin brauchte, nahm sie ihre Freundin, die junge Witwe des greisen Komödiendichters Scarron, ins Haus. Inzwischen hatte man dem König eine neue Freundin verschafft, die er zur Duchesse du Fontanges erhob, aber sie starb, bevor sie einem Kinde das Leben geschenkt hatte, und des Königs Gunst wandte sich jetzt der schönen, klugen und geistvollen Erzieherin seiner unehelichen Kinder zu, die er zu einer Marquise de Maintenon (1635—1719) machte. Diese war als Protestantin geboren, dann zum Katholizismus übergetreten und führte ein tugendhaftes und frommes Leben, was sie aber nicht hinderte, zu dem König in nähere Beziehung zu treten. Sie hatte sich dabei zur Aufgabe gemacht, ihn wieder zu Gott zurückzuführen. Der erste Erfolg ihrer Ermahnungen war, daß der König wieder zu seiner Gemahlin in ein freundlicheres Verhältnis trat, die dann bald darauf versöhnt starb. Immer mehr nahmen die Unterhaltungen mit der Frau von Maintenon einen intimeren Ton



LUDWIG XIV.
König von Frankreich (1638—1715)
Nach einer anonymen französischen Miniatur des 17. Jahrh.
(Jugendbildnis)

beherrschte alle Mittel verschlagener Diplomatie, kannte keine Rücksichten auf Verträge und Versprechungen, wenn es sich um die Ausdehnung seiner Macht handelte, und war doch im persönlichen Leben der untadeligste Kavalier, besonders gegen die Damen (er grüßte jede Scheuerfrau in Versailles zuerst). In seiner Jugend hatte er sein Herz einer der Nichten Mazarins geschenkt, aber der Kardinal hintertrieb die Verbindung rücksichtslos, auf seinen eigenen Vorteil verzichtend, und befürwortete die Vermählung des Königs mit der spanischen Infantin. Bald war des Königs Herz neu entflammt, und zwar für eine Hofdame seiner Schwägerin, Louise de la Vallière, die ihm eine Tochter schenkte. Sie begünstigte selbst das sich bald darauf anspinnende Verhältnis des Königs zu einer Hofdame der Königin, der Marquise de Montespan (1641—1707), und zog sich ins Kloster zurück. Da der König durch seinen Umgang mit der Frau von Montespan stets in die beste Laune versetzt wurde, fügte sich seine Gemahlin mit guter Miene. Die neue königliche Geliebte war schön und lebenslustig, aber eifersüchtig und launisch, mischte sich nie in die Politik, fand nur Gefallen und Genüge an ihrer Rolle, die sie am Hofe spielte, und schenkte



PHILIPP I. HERZOG VON ORLEANS
(als Johannes der Täufer)
(1640—1701)
Nach einer anonymen französischen Miniatur, um 1680

an, und nach kurzer Zeit war sie seine Geliebte und wohl auch, was allerdings nicht erwiesen ist, seine heimliche Gemahlin geworden, ohne sich zur Königin erklären zu lassen. Sie hat aus dem König einen frommen Katholiken gemacht, der hinfort als ein strenger Handhaber der Sittenzucht erschien, der Oper ihre schändlichen Ausschweifungen verbot, die Protestanten aufspürte und nach Widerrufung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertrieb. Sie wohnte den Sitzungen mit den Ministern bei, wußte sich aber nach außen hin stets zurückzuhalten, um nicht den Eindruck zu erwecken, als beherrsche sie den König. Aber es blieb nicht aus, daß überall ihre Ansichten sich durchsetzten, daß die Generäle und Minister sich erst ihrer Zustimmung vergewisserten, bevor sie zum König gingen.

Ludwigs XIV. Bruder, der Herzog Philipp I. von Orléans (1640—1701), war dem König in jeder Beziehung weit unterlegen. Er hatte in einigen Schlachten mitgefochten, mischte sich aber gar nicht in die Politik, lebte vielmehr seinen eigenen Vergnügungen. Er war erst mit einer englischen Prinzessin vermählt und seit 1671 mit Elisabeth Charlotte, der Tochter des pfälzischen Kurfürsten, bekannt unter dem Namen

Liselotte von der Pfalz (1652—1722). Sie hat sich selbst als „das politische Lamm, das für dieses Land geopfert wird“, bezeichnet. Ludwig XIV. hatte dafür dem Kurfürsten seinen Schutz zugesagt, fiel aber in dessen Land ein und verwüstete es. Liselottens Vater hat deshalb den französischen Feldherrn Turenne zum Zweikampf gefordert. Als er bald darauf vor Gram starb und mit seinem Sohn der Mannestamm erlosch, nahm Ludwig Teile des Landes für sich in Anspruch und besetzte es, zum großen Schmerz für Liselotte, die tief die Leiden ihrer Heimat beklagte. Sie war ein derbes Naturkind, unverbildet und weder schön noch anmutig. Sie hat am französischen Hof ihr Deutschtum bis an ihr Lebensende treu bewahrt und schrieb in herzhaftem, aber fehlerhaftem Deutsch ihre köstlichen Briefe an die Verwandten in der Heimat. Nach zehnjähriger unglücklicher Ehe wollte sie ihren Gatten verlassen und in ein Kloster gehen, auf das Zureden König Ludwigs hat sie aber ausgehalten. Ihr Sohn



LISELOTTE VON DER PFALZ
(1652—1722)
Nach einer Miniatur von Kleindeg, um 1770

Philipp II. übernahm nach Ludwigs XIV. Tode die Regentschaft für den noch unmündigen neuen König. Daß zum Kriegführen dreierlei nötig sei: Geld, Geld und Geld, hatten auch die französischen Staatsleiter im 17. Jahrhundert erkennen müssen. Weder Richelieu noch Mazarin aber hatten in die Finanzen Ordnung bringen können. Die Einziehung der Steuern geschah nicht auf dem Verwaltungswege durch einen Apparat besoldeter Beamten, sondern durch Pächter, die dem Staate das Geld vorschossen und dafür die Steuereinnahmen erhielten. Sie konnten das Geld selbst eintreiben und gewannen dabei bis zu 500 Prozent der vorgeschossenen Summen. In ganz großartigem Maße hatte es Fouquet (1615—1680) verstanden, sich durch kühne Finanzoperationen nicht nur außerordentlich zu bereichern, sondern auch sich Mazarin unentbehrlich zu machen, der ihn 1753 zum Finanzminister ernannte. Dem König waren die Unordnung und Verschwendungssucht Fouquets bekannt. Er warnte ihn, aber die Ermahnungen kamen zu spät, Fouquet hatte bereits das Einkommen von zwei Jahren im voraus verbraucht; man wies ihm nach, daß er in vier Jahren ohne Buchungen über 300 Millionen ausgegeben habe. König

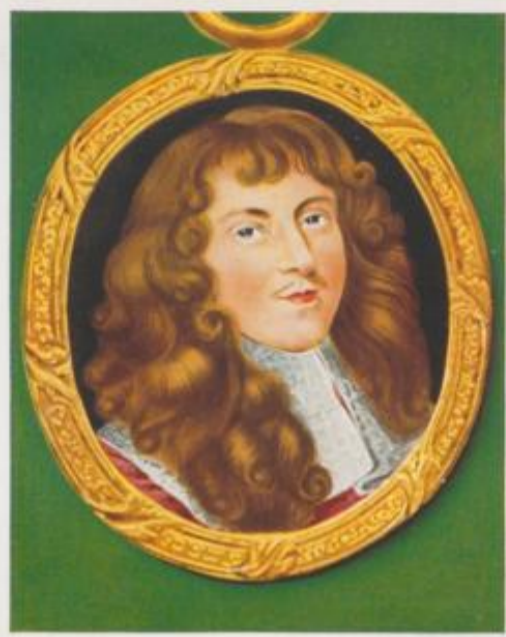


NICOLAS FOUQUET
(1615—1680)
Nach einer anonymen französischen Miniatur des 19. Jahrh.

Ludwig ließ den Unbesorgten und Ahnungslosen 1661 verhaften, aber dieser verstand es in geschickter Verteidigung seine Richter zu milder Strafe zu bestimmen, die jedoch vom König in lebenslängliche Haft verwandelt wurde. Mazarin hatte angesichts der Unregelmäßigkeiten Fouquets den aus dem Bürgertum hervorgegangenen Colbert (1619 bis 1683) zum Kontrolleur der Finanzen eingesetzt und empfahl ihn auf dem Sterbebett dem jungen König. Dieser wollte nach den schlechten Erfahrungen mit Fouquet überhaupt keinen Finanzminister dulden, setzte einen Finanzrat von fünf Männern ein, in dem Colbert die gewichtigste Persönlichkeit wurde, und behielt sich jede letzte Entscheidung vor. Colbert führte eine großzügige Finanzreform durch, verminderte nicht ohne Härte die Renten, aber allmählich auch einige besonders drückende Steuern, baute Beamte ab, und es gelang ihm trotz des kostspieligen Hofhalts des Königs



JEAN-BAPTISTE COLBERT
Marquis de Seignelay
(1619—1683)
Nach einer Miniatur von Robert Vouquet



LOUIS JOSEPH HERZOG VON VENDÔME
(1654—1712)
Nach einer Miniatur von Jean Peltit

und hoher Kriegskosten die Staatseinnahmen beträchtlich zu vermehren. Daneben widmete er seine Aufmerksamkeit der Industrie, der er die günstigsten Bedingungen schaffte, dem Handel, den er durch den Ausbau einer großen Flotte und den Erwerb einträglicher Kolonien stützte, und dem Gewerbe. Er verbesserte die Landstraßen, baute Kanäle und Häfen, gründete neue Akademien für Künste und Wissenschaften und verfolgte in allen Maßnahmen das Ziel, Frankreich zur ersten Wirtschafts- und Weltmacht zu machen. Colbert arbeitete 15 Stunden am Tag, war unfreundlich gegen jedermann, seine Schroffheit empfand auch der König als verletzend. Das Volk haßte ihn, so daß seine Leiche nachts unter militärischer Bedeckung beigesetzt werden mußte, sonst wäre sie in Stücke zerrissen worden.

In dem großen Krieg, der 1701—1715 die letzte Regierungszeit Ludwigs XIV. ausfüllte, trat neben den von der Frau



JEAN RACINE
(1639—1699)
Nach einer französischen Miniatur des 19. Jahrhunderts
(bez. A. M.) nach dem Gemälde von Larpillière

von Maintenon begünstigten unfähigen Generalen ein Mann hervor, der noch einmal die Kräfte Frankreichs zusammenriß: Vendôme (1654—1712), ein glänzender Feldherr von militärisch rauhen Sitten, genußsüchtig und ausschweifend, bei Hofe wegen seines ungeschlachten Wesens unbeliebt, aber in jeder Kriegslage geschickt und besonnen. Seine Siege gegen den Prinzen Eugen in Italien wurden zwar durch den heldenhaften Widerstand der Tiroler Bauern um den endgültigen Erfolg gebracht, in den Niederlanden konnte er, behindert durch einen ihm beigegebenen Prinzen, gegen Marlborough nichts ausrichten, aber in Spanien führte er die für Frankreich günstige Entscheidung des 15jährigen Kampfes, des sog. spanischen Erbfolgekrieges, herbei. Zu den interessantesten Frauen dieser Zeit gehörte die vielgeliebte Ninon de L'Enclos (1620—1705), die Tochter eines Edelmannes, der wegen eines Duelles flüchten mußte. Sie erhielt eine gute Erziehung, besonders in literarischen Dingen, war schon in ihrer Jugend als fleißige Leserin be-



NINON DE L'ENCLOS
(1620—1705)
Nach einer anonymen Miniatur

kannt, spielte meisterhaft die Laute und entzückte alle durch die Grazie, mit der sie den damaligen Modetanz, die Sarabande, tanzte. Die Schönheit ihrer Erscheinung, ihre Anmut, ihre witzsprühende Laune, ihre glänzende Unterhaltungsgabe verschafften ihr Zutritt zu den ersten Salons, trotzdem ihr leichtfertiger Lebenswandel Anlaß zu manchem Ärgernis gab. Anna von Österreich und die Geistlichkeit versuchten vergebens, sie ins Kloster zu sperren. Die große Gesellschaft bewunderte ihren Takt, die Skandalchronisten registrierten die lange Reihenfolge ihrer Liebhaber, rühmten ihr aber nach, daß sie zu jeder Zeit immer nur einem ihre Gunst schenkte. Die geistreiche Brief- und Memoirenschreiberin Marquise de Sévigné mußte erleben, daß die 32jährige ihren Mann, die 50jährige ihren Sohn und die 70jährige ihren Enkel in ihre Netze verstrickte. Sie verstand es, ihre Schönheit bis ins hohe Alter zu erhalten, und starb als 85jährige Greisin. In ihrem Hause verkehrte die ganze vornehme und gebildete Welt Frankreichs. Es gehörte zu den vornehmsten Aufgaben des Hofes, die ersten Künstler und Dichter an sich zu ziehen, zu beschützen und zu unterstützen. Der Architekt Mansart, nach dem die Mansarde, das Dachstübchen, ihren Namen hatte, baute in



JEAN-BAPTISTE POQUELIN DE MOLIERE
(1622—1673)
Nach einer Miniatur von Jean Petitot (1)

Versailles das prunkvolle Residenzschloß des Sonnenkönigs, dessen Inneres mit verschwenderischem Prunk ausgestattet wurde. In fünf Jahren verschlang der Bau 46 Millionen Livres. Alle Künste dienten dem Hof. Die Schriftsteller und Dichter wurden durch Jahresgehälter verpflichtet. So entstand eine geschraubte Hofpoesie, in der das eigene dichterische Erlebnis noch keine Rolle spielen konnte. Racine (1639 bis 1699) hatte sich bei Hofe durch ein Gedicht auf die Vermählung Ludwigs XIV. eingeführt, dann in einer großen Zahl von Dramen in edler Sprache, mit hohem Pathos und in anmutig fließenden Versen die Taten römischer Heroen, die Leidenschaftlichkeit griechischer und altchristlicher Helden und Heldinnen besungen. Bei Corneille, der in seiner Jugend die inneren Kämpfe seines Landes miterlebt hatte, waren es die politischen Verwicklungen des späteren Römerreiches, die Gelegenheit gaben, Charakterstärke, Mut und Entschlossenheit als edle Tugenden zu verherrlichen; Racines Helden sind nicht minder edel, aber sie sind von größerer Wärme, von zarten Gefühlen der Liebe und Sehnsucht durchglüht, von tiefer Religiosität erfüllt, von Stimmungen leidenschaftlich bewegt.

Racine hat verschiedene seiner christlich-religiösen Stücke der Frau von Maintenon, der frommen Geliebten Ludwigs XIV., gewidmet, die sie von den Zöglingen eines Mädchenstiftes aufführen ließ. Die Schauspieler und gar die Schauspielerinnen waren damals eine verfeimte Gesellschaft, ein Stand, dessen Mitglieder von der anständigen Gesellschaft gemieden wurden wie Aussätzige oder wie die Henker. Ihre Ehrlosigkeit war zwar gerade um diese Zeit durch ein königliches Dekret aufgehoben worden, aber es war doch ein gewagter Schritt, als sich Jean-Baptiste Poquelin, den wir unter dem Namen Molière (1622—1673) als größten französischen Dramatiker verehren, in seinem 35. Lebensjahr entschloß, zur Bühne zu gehen, nachdem er als Sohn eines Hoftapeziers, der den Anspruch auf das gleiche Amt hatte und sein Leben lang behielt, bei den Jesuiten in die Schule gegangen war und den juristischen Doktorhut erworben hatte. Er heiratete eine übelbeleumdete Schauspielerin und später ihre jüngere Schwester oder vielleicht ihre Tochter, die ihn betrog, und zog mit einer Schmierentruppe 13 Jahre lang durchs Land, wurde ihr Direktor, schrieb Possen und ernstere Stücke, oft in größter Eile, um ein mißliebiges Stück zu ersetzen. Er war

häßlich und unansehnlich, aber als Komiker beim Publikum und dann auch in Paris beim Hof beliebt. Während er die Titelrolle in seinem „Eingebildeten Kranken“ spielte, starb er. Nur die persönliche Fürsprache des Königs erreichte, daß die Leiche des Komödianten christlich bestattet wurde, allerdings bei Nacht und ohne jeden Pomp. Molière hat nicht wie seine beiden großen Vorläufer tragische Konflikte antiker Heroen dargestellt, sondern seine Stoffe und Menschen, wie es beim Volksstück seit alters her beliebt war, aus der lebendigen Gegenwart geschöpft. Er besaß eine erschreckende Kenntnis menschlicher Schwächen und Torheiten, er brachte seine Charaktere in Situationen, die ihrem innersten Wesen widersprachen: ein Geizhals verliebt sich in ein armes Mädchen und muß nun entweder seinen Geiz oder seine Liebe aufgeben; ein frommer Heuchler liebt eine verheiratete Frau und macht sich lächerlich, da er weder auf seine Scheinheiligkeit noch auf sein Glück verzichten will; ein Menschenfeind verfällt einer koketten Weltkame. Seine komischen Figuren streifen stets das Tragische und erregen nicht nur Lachen, sondern auch Mitgefühl.

Die lyrische Hofpoesie bewegte sich in antiker Idyllik und in schwelgerischem Pomp der Sprache und diente der Verherrlichung des göttlichen Herrschers und seiner rauschenden Feste. Über alle ragte Jean de Lafontaine (1621—1695) hinaus. Er hatte von seinem Vater das Amt eines Forstmeisters geerbt und eine Frau geheiratet, die ihm dieser aufgenötigt hatte. Bald ließ er beide im Stich, zumal ihm sein Vermögen in Sorglosigkeit zerronnen war, und ging nach Paris, wo er bald Gönner und Gönnerinnen fand, die für ihn sorgten. Besonders der Finanzminister Fouquet beschenkte ihn reichlich, und Lafontaine bewahrte ihm die Treue, als dieser gestürzt war. Unbekümmert weiter in den Tag hineinlebend, fand er stets neue Mäzene. Zwanzig Jahre lebte er im Hause einer vermögenden Edelfrau und dann bei einer anderen Wohltäterin. Er traf einmal in einer Gesellschaft einen jungen Herrn, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam, er glaubte ihn schon gesehen zu haben; es stellte sich heraus, daß es sein Sohn war, den er als Knabe ins Findelhaus gegeben hatte. Seine fünf Bände lustiger Verserzählungen und Schwänke beruhen wie seine auch in die deutschen Schullesebücher übergegangenen Fabeln fast sämtlich auf antiken oder altfranzösischen Vorbildern, aber er wußte den Stoffen immer eine anmutige Leichtigkeit, eine flüssige, liebliche Form und echt gallische Lebendigkeit und Heiterkeit zu verleihen und ihnen eine leicht skeptische Moral anzuhängen.



JEAN DE LAFONTAINE
(1621—1695)
Nach einer Miniatur von Jean Petitot

ENGLAND

unter den Stuarts und die Revolution

MIT Elisabeth sank die glanzvolle englische Renaissance ins Grab; wie auch in anderen europäischen Ländern war die geistige Haltung dieser Bewegung auf das engste mit dem Hofe verknüpft. Der dynastische Wechsel, das völlige Mißverstehen des Tudor-Absolutismus, der ein so feines Gefühl für die Grenzen der Gewalten bewiesen hatte, schuf auf allen Gebieten menschlicher Geistesäußerung gründlich Wandel. Das Zeitalter des Barock, in das nun auch England eintritt, ist für dieses Land einem Wellental zwischen den Höhen des 16. und 18. Jahrhunderts vergleichbar, es ist noch einmal ein Jahrhundert der stärksten inneren Spannungen, der erbittertsten religiösen Fehden, und es ist vor allem das Zeitalter eines republikanischen Zwischenspiels, das auf so konservativem Boden nur durch die jahrzehntelange absichtsvolle Verkennung des Volkswillens möglich war. Zweimal wird in dieser Epoche dem neuen Herrscherhaus, den Stuarts, Gelegenheit gegeben, eine bedeutende Herrscheraufgabe zu erfüllen, zweimal versagen seine Vertreter, da sie ihre Stellung durch Befriedigung persönlicher Bedürfnisse in krassem Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Tudors mißbrauchen. Aus solchen Erschütterungen vollzieht sich der Machtaufstieg des Parlaments, dessen Grundlagen schon zu Elisabeths Zeiten fest gefügt waren, aus solchen Kämpfen erwächst England ein letzter großer, von der republikanischen Idee erfüllter, das dichterische Barock zum Gipfel hebender Poet in Milton; in diesen rauhen Zeiten endlich entstehen die bedeutsamen Anfänge der exakten Wissenschaft, und nicht zuletzt entwickelt sich jetzt die von nun an unbestrittene Herrschaft der Prosa von der religiösen Streitschrift bis zum Roman, der den ersten tiefen Atemzug zu seinem Höhenflug im folgenden Jahrhundert tut.

Maria Stuarts Sohn Jakob I. (1566—1625) hatte mit der Feindin seiner Mutter Frieden gemacht, er war kein Charakter, den der unerhört blutige Ausgang dieses weiblichen Dramas

hätte in Wallung versetzen können. Er war ein gelehrter Pedant, ein Absolutist ohne Format, ein Mann, der vom Gottesgnadentum seiner Herrscherstellung so tief durchdrungen war, daß ihm das Mißverhältnis zu seiner Begabung nicht zum Bewußtsein kommen konnte. Mit etwas mehr

Geschick hätte Jakob die freundliche Stimmung seiner neuen Untertanen sich ohne Mühe erhalten können, statt dessen legten sein Absolutismus und seine Unduldsamkeit bereits den Grund zum Ausbruch des kommenden Bürgerkrieges. Da das Parlament nicht geneigt war, Jakob aus seinen fortwährenden Geldverlegenheiten zu helfen, so gewöhnte er sich daran, es so weit wie möglich auszuschalten. Obwohl er im eigenen Lande den Protestantismus und die anglikanische Hochkirche stützte, scheute er sich nicht, in katholischen Ländern nach einer Schwiegertochter Ausschau zu halten und damit die Grundlagen für jene katholische Tendenz in seinem Hause zu legen, die sich bald so verderblich erweisen sollte. Eine unwürdige Hofhaltung, abstoßende Günstlingswirtschaft und eine unglückliche Neigung zur Literatur, die er um zahlreiche langatmige Werke „bereicherte“, kennzeichnen den ersten Stuart auf dem englischen Thron. Seine Gemahlin Anna von Dänemark (1574—1626) zeigte sympathischere Züge, auch wenn sie im Gegensatz zu Elisabeth unglaublich verschwenderisch war. Von den Auswüchsen des Hoflebens unter Jakob I. hielt sie sich fern; politischer Takt und Klugheit werden an ihr gerühmt.

Van Dycks berühmtes Porträt zeigt uns Karl I. (1600—1649), Jakobs Sohn, als einen eleganten, weichen Kavalier mit wenig ausgeprägten Zügen. Im Grunde eine anständige und tief religiöse Natur, verstrickten haltloser Wankelmüt, Unfähigkeit, sich mit pflichtbewußten Ratgebern zu umgeben, diesen

Fürsten in ein unentwirrbares Geflecht von Schuld und Mißgriffen. Karls Handlungen wurden durch einen unehrlichen Zug bestimmt, der ihn in wichtigen Entscheidungen



JAKOB I.
König von England (1566—1625)
Nach einer Miniatur nach Isaak Oliver oder Nicholas Hilliard



ANNA VON DÄNEMARK
Königin von England (1574—1626)
Nach einer Miniatur von Isaak Oliver (1)

Gegnern und Freunden Zugeständnisse machen ließ. Seine ganze Regierungszeit war ein fortgesetzter erbitterter Kampf mit dem Parlament, das er willkürlich auflöste oder mit militärischen Handstreichern bedrohte. Schrittweise verstärkten die Verlegenheiten des Königs die Macht der gesetzgebenden Körperschaft, die ihm wiederholt in denkwürdigen Entschlüssen seine Mißwirtschaft entgegenhielt. Seine intolerante Haltung in kirchlichen Fragen entfremdete ihn sogar seinem Mutterlande Schottland, das erfolgreich die Waffen gegen ihn erhob. Von nun an war es ein fortwährendes Paktieren mit allen Parteien, ein ohnmächtiger Kampf gegen das Parlament, dessen anwachsende Macht drohend über Karls Haupt schwebte. Als er sich nicht scheute, Schotten und Iren gegen England mobil zu machen, brach der Bürgerkrieg aus, den Cromwells eiserne Energie, seine antimonarchische Besessenheit zu Karls Ungunsten entschied. 1649 legt der „Tyranne“ sein Haupt mit Würde auf den Block; seine Richter machten ihn zum Märtyrer im Volk, dessen Herzen trotz aller trüben Erfahrungen für den König schlugen.



KARL I.
König von England (1600—1649)
Nach einer Miniatur von M. Snelling, um 1647

Das moderne England verdankt eine ganze Reihe wichtiger Züge dem Mann, dessen eisernem Willen das englische Königtum 1649 erlag, Oliver Cromwell (1599—1658). Erst spät spielte dieser dem Landadel entstammende, militärisch ungewöhnlich begabte Mann eine Rolle im Staate. Als sich die Konflikte unter Karl I. häuften, unterstützte Cromwell das Parlament und kam durch seine militärischen Erfolge in die Höhe. Nach Karls Tod und der Ausrufung der Republik sandte ihn das Parlament als Höchstkommmandierenden nach Irland und Schottland, die in blutigstem Kampf unterworfen wurden. Das in den Wirren des Bürgerkrieges entstandene Bündnis zwischen Parlament und Heer trug jedoch den Keim zu neuen Umwälzungen in sich, sobald die verkappte Militärdiktatur die ihr durch die Volksvertretung auferlegten Fesseln sprengte. Das Heer ernannte Cromwell zum Lordprotektor der Republik, ein Amt, das dem des Monarchen gleich kam. In staunenswerter Weise zeigte sich Cromwell den Anforderungen gewachsen und entwickelte ein bedeutendes Organisationstalent im Innern und diplomatisches Geschick nach außen. Tatsächlich war es Cromwell, der Englands europäische Geltung erneut festigte, die Flotte neu organisierte und den



OLIVER CROMWELL
(1599—1658)
Nach einer Miniatur von Samuel Cooper

Kolonialbesitz beträchtlich erweiterte. Besonders gelang ihm die Niederringung der Niederlande, des letzten gefährlichen Seekonkurrenten Englands. Bei aller Anerkennung dieser Verdienste gewann sich Cromwells puritanischer Geist nicht die Herzen seiner Landsleute; die Mehrzahl der Engländer dachte monarchisch, so daß nach Cromwells Tode die Rückkehr der vertriebenen Stuarts sich ohne neue Erschütterungen vollziehen konnte.

Ihren bedeutenden literarischen Ausdruck empfängt die Zeit der Republik durch John Milton (1608—1674), auf lange Zeit hin die letzte große Persönlichkeit in der Reihe der englischen Epiker. Selten ist eine ungewöhnliche dichterische Begabung durch die politischen Ereignisse so lange von den



JOHN MILTON
(1608—1674)
Nach einer anonymen Miniatur des 17. Jahrhunderts



KARL II.
König von England (1630–1685)
Nach einer Miniatur von Samuel Cooper

eigentlichen Aufgaben ferngehalten worden wie dieser glühende Anwalt republikanischer Ideen und Verteidiger des Puritanismus. Dabei schien ihm das Schicksal durch glückliche Begleitumstände die Dichterlaufbahn zu ebnen, denn die väterliche Wohlhabenheit sicherte ihm einen lückenlosen Bildungsgang und ermöglichte ihm eine ausgedehnte Italienreise. Nach einigen nicht unbedeutenden Proben reflektierender Lyrik wird Milton in Cromwells Bann gezogen; er wird der Verfasser der die Hinrichtung Karls I. rechtfertigenden Verteidigungsschrift, deren verschiedene Fassungen den Dichter das Augenlicht kosten. Die Forderung politischer Freiheit überträgt Milton bald auf alle Gebiete menschlichen Denkens und menschlicher Beziehungen. Ganz moderne Gedanken wie Pressefreiheit beschäftigen diesen großen Puritaner. Die Rückkehr der Stuarts brachte Milton um Amt und Würden und beendete seine politische Laufbahn jäh; in großer Zurückgezogenheit lebend, durfte er nun wieder



ASHLEY COOPER EARL OF SHAFTESBURY
(1621–1683)
Nach einer anonymen Miniatur nach dem Gemälde von
J. M. Wright, um 1681/65

dem Ruf der Poesie folgen und alte Pläne zur Vollendung bringen. Die Frucht dieser Arbeit ist das „Verlorene Paradies“, eine dichterische, teilweise zu dramatischer Höhe sich erhebende Darstellung des Sündenfalls, die ihn würdig den Epikern der Weltliteratur anreicht.

Cromwells schwacher Sohn vermochte die Republik nicht zu halten, das englische Volk war nur zu geneigt, die fremde puritanische Staatsform abzuschütteln und das Haus Stuart zurückzurufen. Mit ihm kehrte das „merry old England“ (das glückliche Alt-England) zurück. Karl II. (1630–1685) war ein Fürst von gefälligen und leutseligen Formen, die ihm leicht die Herzen seiner Untertanen gewannen; da er obendrein tolerant war, so verfolgte er mit wenigen Ausnahmen Cromwells Anhänger nicht, scheute sich allerdings nicht, den Leichnam des großen Republikaners aus dem Grabe zu reißen und an den Galgen zu hängen. Geldverlegenheiten, unkluge außenpolitische Schritte und eine unheilvolle Neigung zum Katholizismus brachten Karls gutes Verhältnis zum Lande allmählich



JAKOB II.
König von England (1633–1701)
Nach einer Miniatur von Samuel Cooper, 1661

zum Erkalten; dazu kam eine furchtbare Pestepidemie, ein verheerender Brand Londons und der unglückliche Krieg mit Holland. Auch die Frage der Thronfolge rief heftige Erschütterungen hervor, da viele Engländer den protestantischen Herzog von Monmouth, einen unehelichen Sohn Karls, dem Bruder des Königs vorzogen. Eine hierauf hinzielende Verschwörung wurde blutig unterdrückt, und Karl herrschte von nun an nahezu unumschränkt. Seine Heirat mit einer portugiesischen Prinzessin vermehrte den britischen Kolonialbesitz um Tager und Bombay; der Friedensschluß mit Holland brachte die Stadt Neu-Amsterdam, die in Neu-York umgetauft wurde, in Englands Hand.

Unter den zahlreichen Ratgebern Karls II., die fast alle nur auf Erfüllung der königlichen Wünsche bedacht waren, ragt als Persönlichkeit Ashley Cooper Earl of Shaftesbury (1621–1683) bedeutsam hervor. Bis zu seinem Ende auf seiten des Protestantismus stehend, kam er nach der Rückkehr der Stuarts bald in die höchsten Ämter. Mit außerordentlichen Fachkenntnissen ausgestattet, förderte er den englischen Handel entscheidend und war an der Kolonisierung Nordamerikas hervorragend beteiligt. Der in religiösen

Fragen halsstarrige Parlamentskurs brachte ihn, der im Grunde eine tolerante Natur war, auf die Seite der Opposition, die durch ihn aus den Niederungen persönlicher Interessen zum Sprachrohr einer geistigen Haltung emporgeführt wurde. Der König entließ den unbequem gewordenen Politiker, holte ihn wieder und machte ihm schließlich den Prozeß, dem dieser durch freiwilligen Aufenthalt auf dem Kontinent entging. Shaftesbury ist für England der erste große Parteiführer und Oppositionsredner im Parlament.

Trotz aller religiösen Bedenken konnte nach Karls Tod sein katholischer Bruder als Jakob II. (1633—1701) den englischen Thron besteigen. Er hatte nach seiner zweiten Eheschließung den Glauben gewechselt und eine seiner Zeit weit vorausseilende Neigung zu religiöser Toleranz erkennen lassen. Der Einsetzung von Katholiken und Gegnern der Staatskirche in hohe Stellungen hatte die heftigste Opposition des Parlaments und der anglikanischen Kirche zur Folge. Jakobs Vorgehen gegen widerspenstige Bischöfe



ISAAK NEWTON
(1642—1727)
Nach einer Miniatur von Henry Pierre Bone nach dem Gemälde von J. Vanderbank

brachte den aufgehäuften Zündstoff zur Explosion und kostete ihn den Thron (1688). Sein Schwiegersohn Wilhelm von Oranien erschien, vom Volke gerufen, auf englischem Boden und wurde zum Herrscher ausgerufen. Mit ihm ist die Zeit der katholischen Experimente vorbei, und die endgültige Eingliederung Englands in die antifranzösische Front vollzog sich unter ihm. Der entflohenen Stuart starb in Frankreich, wo er am Hof Ludwigs XIV. Zuflucht gefunden hatte.

Mit Shaftesbury befreundet und wie dieser durch die kirchliche Unduldsamkeit zur Flucht nach dem Kontinent getrieben, war John Locke (1632—1704) unbestritten der hervorragendste Denker des ausgehenden 17. Jahrhunderts in England und Begründer eines bis in die letzte Zeit in dem Inselreich gültigen Systems. 1690 erscheint sein Hauptwerk über den menschlichen Verstand, dessen Ursprung und Grenzen er kritisch untersucht. Schon ähnelt also Lockes Ziel dem Kants, aber Locke läßt alle Erkenntnis einzig und allein nur aus den Sinneseindrücken, also der Erfahrung, ihren Ursprung nehmen. Die religiösen Fragen, die England in dieser Zeit erneut so schwer erschütterten, behandelt er in einem Traktat



ANNA
Königin von England (1665—1714)
Nach einer Miniatur von Charles Bold

über die Duldsamkeit und in einer Schrift über die Vernunftgrundlagen des Christentums. Seine Toleranz erscheint allerdings noch immer reichlich eingeengt, da sie sich nicht auf die Katholiken erstreckt. Von besonderer Wichtigkeit ist schließlich Lockes Werk über die Regierungsform, dem er den Begriff der Volkssouveränität zu Grunde legt. Der Verfasser rechtfertigt die Revolution von 1688, da ein Herrscher, der die ihm von der Volksvertretung zur Durchführung übergebenen Anordnungen überschreitet, sein Amt verwirkt hat. Es gibt kein Gebiet des öffentlichen Lebens, dem Locke nicht seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Er ist der geistige Vater der nun mit Macht hervorbrechenden Aufklärung.

Hatte England bei der Ergründung des menschlichen Denkprozesses im Vordergrund gestanden, so überflügelt es jetzt auf naturwissenschaftlichem Gebiet alle übrigen Völker der Erde. Schon in der Zeit des Bürgerkriegs war eine gelehrte Gesellschaft zusammengetreten, aus der sich dann 1662 die berühmte Königliche Akademie entwickelt. In dieser Zeit findet Isaak Newton (1642—1727) die Infinitesimalrechnung und widmet sich meist fern von London optischen Studien. Die ungewöhnlichen Fortschritte auf diesem Gebiet, die neuen Teleskope ermöglichten den Gelehrten den Einblick in die bisher noch sehr durch religiöse Irrlehren verschleierte Himmelswelt. Tatsächlich liegt denn auch die ganze Gravitationslehre, die Lehre von den im Weltenraum geltenden Gesetzen, in der Luft und wird von zahlreichen Gelehrten dieser Epoche umkreist. Ihre Lösung verdankt die Welt Newton, dem es gelingt, die Gültigkeit der einfachsten Fallgesetze auf die Beziehungen der Planeten untereinander zu übertragen. Auf Kopernikus und Kepler fußend, baut er eine mathematische Mechanik des Himmels auf, indem er von den mystischen Geheimnissen der unendlichen Ferne den Schleier reißt und die menschliche Vernunft das Welt-



JOHN LOCKE



JOHN CHURCHILL DUKE OF MARLBOROUGH
(1650—1722)
Nach einer Miniatur von Thomas Forster, 1712

gebäude durchdringen läßt. Sein unsterbliches Werk, die „Principia“, erschien 1687 im Druck.

Nur die Mitglieder des Hauses Stuart, an deren protestantischer Einstellung kein Zweifel bestand, gelangten nach der Revolution noch auf den Thron. Es waren dies Jakobs Töchter aus erster Ehe, Maria und Anna. Maria starb noch vor ihrem Gemahl Wilhelm von Oranien, dem 1702 Anna (1665 bis 1714) folgte. Von den bedeutenden Geistesströmungen ihrer Zeit unbeeindruckt, war sie ihrem Lande eine freundliche, aber völlig unbedeutende Herrscherin, deren Neigungen nur der anglikanischen Hochkirche galten. Durch Jahre hindurch wurde sie durch ihre Freundin Sarah Jennings, der Gattin des Herzogs von Marlborough, entscheidend beeinflusst, wobei die Königin eifrig darauf bedacht war, keine der Parteien zur vollständigen Macht kommen zu lassen. Die Nachfolgefrage wurde im Sinne der protestantischen Sache entschieden, so daß mit ihrem Tode die letzten Mitglieder des Hauses Stuart ausgeschlossen blieben und das Haus Hannover auf den englischen Thron berufen wurde.

Die Regierungszeit der Königin Anna ist außenpolitisch verknüpft mit dem Ruhm englischer Waffenerfolge auf dem Kontinent während des Spanischen Erbfolgekrieges. Die Truppen, die England damals der europäischen Koalition gegen Ludwig XIV. zuführte, standen unter dem Befehl von John Churchill Earl of Marlborough (1650—1722). Früh als Page in den Hofdienst gekommen, bekleidete er unter



DANIEL DEFOE

Jakob II. bereits kleinere Posten mit so großem Erfolg, daß man ihn bald mit verantwortungsvollen Aufgaben betraute. Jakobs Übergang zum Katholizismus machte Marlborough nicht mit, sondern schloß sich sofort Wilhelm von Oranien an. Jedoch erst unter Königin Anna gelangte er auf den Gipfel seiner Laufbahn durch sein militärisches Genie und das diplomatische Geschick seiner Gattin Sarah Jennings

(1660—1744), die als vertraute Freundin der Königin ihrem Mann alle innerpolitischen Hindernisse aus dem Wege räumte. Im Spanischen Erbfolgekrieg hatte er viel unter der Uneinigkeit und Eifersucht der verbündeten Armeen zu leiden und wurde oft genug um die Früchte seiner großen Siege betrogen. Die Schlachten von Blenheim, Oudenarde und Malplaquet sind durch ihn Ruhmesblätter in der Geschichte des englischen Heeres geworden. Innerpolitisch stand er auf seiten der liberalen Partei, deren endgültiger Sturz 1711 auch ihn traf. Den Rest seines Lebens verbrachte er in Zurückgezogenheit.

Der politische Charakter der englischen Literatur, den bereits Locke erkennen ließ, wird nirgends deutlicher als bei Daniel Defoe (1660/1—1731), den man in der Regel nur als Romanschriftsteller würdigt. Wieder verteidigt hier ein Mann den wahren Protestantismus gegen die Engherzigkeit der herrschenden Hochkirche. Defoe begrüßt Wilhelm von Oranien, dem er durch eine politische Schrift unschätzbare Dienste leistet; sein reges Interesse für alle Fragen des öffentlichen Lebens, in einem berühmten „Essay on Projects“



SARAH JENNINGS DUCHESS OF MARLBOROUGH
(1650—1744)
Nach einer anonymen Miniatur des 18. Jahrhunderts

erprobt, läßt ihn Verwendung im Staatsdienst finden. Unter der Königin Anna aber muß er sich gegen die Hochkirche wehren, die ihn an den Pranger und in das Gefängnis bringt. Rastlos ist sein Geist tätig; er gibt eine Zeitung heraus, die eine Vorläuferin der „Moralischen Wochenschriften“ darstellt, und bringt 1707 die Parlamentsunion zwischen England und Schottland zustande, ein Ereignis von größter politischer Tragweite. Mit dem Regierungsantritt des Hauses Hannover tritt Defoe auf dem Gebiet des Romans hervor. 1719 erscheint sein unsterbliches Buch, der „Robinson Crusoe“, außer der Bibel wohl das meistübersetzte Buch der Weltliteratur. Seine ungewöhnlich eindringliche, dabei ganz einfache Erzählkunst weiß in diesem Abenteuerroman, der sich zu einem wahren Kulturroman weitet, die unwahrscheinlichsten Dinge glaubhaft zu machen. Die Anregung kam ihm durch einen tatsächlichen Vorfall; zahllose Abenteuerbücher waren vorhergegangen, aber den Aufbau eines kleinen Staatswesens vom Urzustand durch Arbeit und Tüchtigkeit hatte kein Vorgänger so geschildert. Die Ideen von Hobbes und Locke sind hier verarbeitet und lassen das Werk auch in der Reihe der politischen Romane bedeutungsvoll erscheinen. Keines seiner späteren Werke hat auch nur annähernd den Erfolg des Robinson erreicht.

ENGLAND

im 18. Jahrhundert

MIT der „glorreichen“ Revolution von 1688 endete der fürstliche Absolutismus in England. Die Thronbesteigung Georgs I. aus dem Hause Hannover 1714 bedeutete die endgültige Einführung eines parlamentarischen Regierungssystems und damit den Beginn des bis auf den heutigen Tag geführten Streites der Tories und der Whigs oder der konservativen und liberalen Partei. Es beginnt jetzt die Zeit der großen Parlamentsführer. Die Philosophie des ausgehenden 17. Jahrhunderts, besonders Lockes Deutung aller Vorgänge aus der menschlichen Erfahrung heraus, Newtons naturwissenschaftliches Weltgebäude, die zur Prosa übergehende Entwicklung der Literatur, die Ereignisse auf der politischen Bühne Europas, dazu die Anfänge religiöser Duldsamkeit, sie alle führten in England das Zeitalter einer vernunftgemäßen Betrachtung der Dinge, kurz das Zeitalter der Aufklärung herauf. Im Gegensatz zu Frankreich wandelt sich das englische Leben zur Ausprägung eines betont bürgerlichen Gesichtes. Dem Bürgertum entstammen die geistigen Führer; der gewaltige Aufschwung des öffentlichen Lebens, der Literatur und Kunst liegt in seinen Händen. Das englische Rokoko trägt einfachere Züge, es hat nicht die leuchtenden Farben des Festlandes, nicht die Hingabe an grenzenlose Genußsucht und Üppigkeit. Aus England kommt Europa

der mächtige Antrieb der Aufklärung. Die Literatur von der politischen Satire bis zum vielbändigen Roman — diese Literaturgattung nimmt ihren ruhmvollen Ausgang von hier — wird zur beherrschenden Macht des Jahrhunderts, das im Wesen literarisch wie kein zweites ist. Die Blüte der Geisteswissenschaften fördert gleichzeitig die bildenden Künste und das Theater. In dem Maler Hogarth findet die bürgerliche Gesellschaft ihren ersten großen Kritiker, und am Ende des Jahrhunderts stehen Porträt- und Landschaftsmalerei auf einem kaum wieder erreichten Gipfel. Außenpolitisch ist dieser Zeitabschnitt erfüllt von der großen Auseinandersetzung mit Frankreich, die mit der Aufsaugung des französischen Kolonialbesitzes durch England und der Begründung des englischen Weltreichs endet. Es folgt die durch eine kurzsichtige Handelspolitik hervorgerufene Loslösung der amerikanischen Kolonien, die von nun an als selbständiges Staatswesen auftreten. So ist im 18. Jahrhundert England im euro-

päischen Staatengefüge der gebende Teil; seine geistige Haltung verleiht ihm hohe Festigkeit in den Stürmen der Zeit, wenn es sich gegen die französische Revolution, mit deren Grundgedanken es sympathisiert, abschließt, sobald ihre Wendung zur Gewalttätigkeit das englische Volk abstößt, und wenn es ab 1800 die Seele des Vernichtungskampfes gegen Napoleon wird.

Den beiden ersten Königen aus dem Hause Hannover Georg I. und Georg II. (1683—1760) gelang es nicht, sich das Vertrauen des von ihnen beherrschten Landes zu erwerben. Das Volk empfand sie als Ausländer, denen die deutschen Ländereien mehr am Herzen lagen als das neue Reich, das ihnen durch die Gunst der Erbfolge zugefallen war. 1715 und 1745 machten die letzten Nachkommen des Hauses Stuart erfolglose Versuche zur Rückgewinnung der Macht. Nach langer Friedenszeit führte von 1742 an Georg II. England der großen europäischen Koalition gegen Frankreich zu und kämpfte zeitweilig persönlich auf den Schlachtfeldern des Kontinents. Es sei erwähnt, daß in seine Regierungszeit Handelsberufung nach England fällt, und daß er die Universität Göttingen gründete.

Der führende Staatsmann während der Regierungszeit dieser beiden Herrscher war Robert Walpole (1676 bis 1745), der sich 21 Jahre lang als Leiter der englischen Politik behaupten konnte. In

mannigfachen Staatsstellungen vorgebildet, in allen Kabinettsintrigen erfahren, brachte ihn das Jahr 1721 in die leitende Stellung. Es war das gleiche Jahr, in dem der große Skandal der Südseegesellschaft aufgedeckt wurde und damit die Anrüchigkeit der englischen Finanzgebarung offen zu Tage trat. Mit großer Energie sorgte Walpole in der Folgezeit für die Gesundung der staatlichen Geldwirtschaft, wobei er allerdings in der Anwendung der Mittel mit äußerster Skrupellosigkeit vorgeht. Die Regierung scheute sich nicht, schwankende Stimmen zu kaufen, um sich auf alle Fälle die Mehrheit zu sichern. Mit ätzender Schärfe hat Hogarth diese Mißstände in einer Gemäldereihe geißelt, die die Praxis der englischen Parlamentswahlen der damaligen Zeit schildert. Auf der anderen Seite nahm die englische Wirtschaft in den langen Friedensjahren, die Walpoles geschickter Außenpolitik zu danken waren, einen ungeahnten Aufstieg, der England bereits am Ende des 18. Jahrhunderts an die

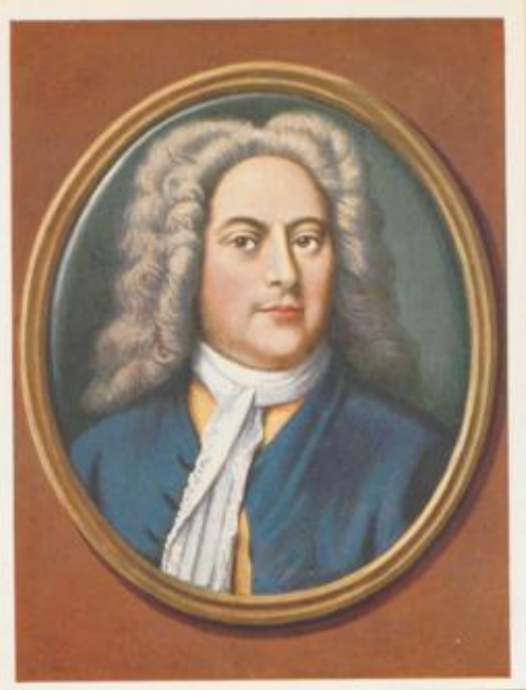


GEORG II.

König von England (1683—1760)
Nach einer Miniatur von Christian Friedrich Zincke, 1717



JONATHAN SWIFT



ROBERT WALPOLE
(1676—1745)

Nach einer Miniatur von Christian Friedrich Zincke

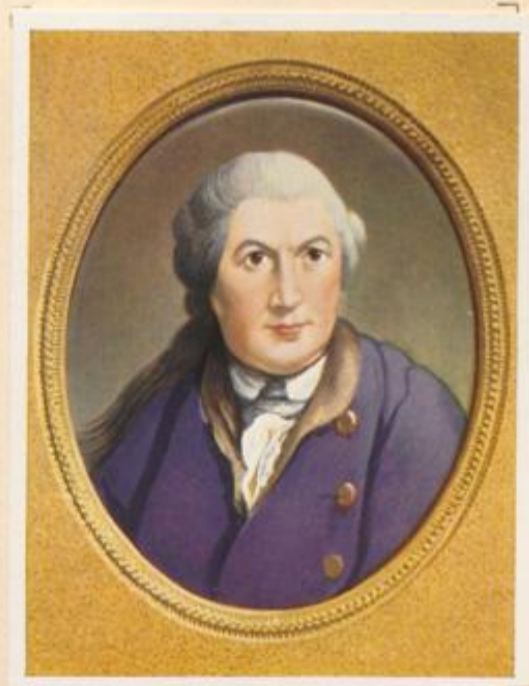
Spitze der europäischen Industriestaaten hob. Als nach 1740 eine kriegerische Auseinandersetzung mit Spanien und Frankreich nicht mehr vermeidbar war, trat Walpole zurück und lebte auf seinem mit erlesenem Kunstgeschmack ausgestatteten Schloß in Norfolk, das noch heute als hervorragendes Baubispiel des englischen Rokoko gilt. Walpoles Sohn war Horace Walpole, der berühmte Briefschreiber, Sammler und Romanschriftsteller.

Die Regierungszeiten der Königin Anna und Georgs I. waren erfüllt von innerpolitischen Kämpfen der um die Macht ringenden Parteien. In diesem erbitterten Kleinkrieg trat an die Seite der Intrige als ein wichtiges Kampfmittel die politische Flugschrift, die in Form der bissigen Satire zu einer gefürchteten Waffe wurde. Da diese Zeit einen ausgeprägten Schriftstellerberuf noch nicht kannte, so sehen wir fast alle führenden literarischen Geister auch in die politischen Kämpfe verwickelt. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, gehört Jonathan Swift (1667—1745), den man meist nur als Romanschriftsteller würdigt, unter die Politiker. In Irland, dem Stiefkind Englands, geboren, als Sekretär des Staatsmannes Temple bald mit der Politik vertraut, wurde er Geistlicher, wobei ihm die Erlangung eines Bischofssitzes als höchstes Ziel vorschwebte. Eine bissige Satire auf die verschiedenen Bekenntnisse hatte den Hof mißtrauisch gemacht, so daß er skrupellos von den Whigs zu den Tories überging. Zahlreiche Satiren und ein Tagebuch an Stella sind aus dieser Zeit erhalten. Sein kaltes Machtstreben hatte ihn allen Parteien verhaßt gemacht, so daß er von nun an als Geistlicher meist in Irland leben mußte. Erst 1724 griff er mit seinen „Briefen eines Tuchmachers“ in den Kampf der Insel mit England ein und setzte die Rücknahme von Ungerechtigkeiten durch. Zwei Jahre später erschien endlich der „Gulliver“, das Buch, das seinen Welt- ruhm begründete. Unter der phantastischen Einkleidung, die die beiden ersten unter Zwergen und Riesen spielenden Teile zu einem Kinderbuch hat werden lassen, verbirgt sich der bedeutendste satirische Roman der Weltliteratur, der mit ätzender Schärfe den Staat und die Gesellschaft seiner Zeit kritisiert. Diese Satire wird besonders in dem wenig bekannten dritten und vierten Teil auf die Spitze getrieben, die eine Verhöhnung der Gelehrten und die Flucht zu den Pferden enthalten. Hierauf schrieb Swift noch zahlreiche Satiren, darunter

„Anweisungen für Dienstboten“, die an Bosheit nichts zu wünschen übrig lassen. 1745 endete dieser zersetzende Geist, eine politische Natur, wie sie Europa kaum wieder gesehen hat, von den Mitmenschen gefürchtet und gemieden, in geistiger Umnachtung.

Robinson Crusoe und Gullivers Reisen bilden den glanzvollen Auftakt der englischen Literatur im 18. Jahrhundert, und bald werden Prosa und Dichtung, von Gipfel zu Gipfel eilend, maßgebend für die europäische Literatur überhaupt. Kein Wunder also, wenn der feinere Geschmack nun auch das Theater kultiviert und dabei auch den ausübenden Künstler, den Schauspieler, auf ein hohes Niveau hebt. So finden wir in London den hervorragendsten Schauspieler des Jahrhunderts David Garrick (1716—1779), den man eigentlich den ersten großen Star Europas nennen könnte. Der Zufall führt ihn zusammen mit Dr. Johnson, dem Literarkritiker, nach London, wo er den Beruf des Weinhändlers aufgibt und die Theaterbesessenheit ihn auf die Bretter bringt. Im Jahre 1741 erschüttert er die Weltstadt mit seinem Richard III., und bald spielt er innerhalb von 6 Monaten 18 Rollen, darunter tragende Shakespeare-Gestalten. Bald ist er Herr des Drury-Lane-Theaters und spielt, klein und untersetzt — die Zeitgenossen rühmen seine wundervollen Augen — mit unerbittlicher Wahrheitstreue ernste und heitere Rollen. Ja, die Nachwelt flicht ihm Kränze, denn er geht als Unsterblicher in die zeitgenössische Literatur, in den Roman, in die Tagebücher und Briefe ein, nachdem er selbst mehrere Lustspiele verfaßt hatte, welche die burlesken Erzeugnisse seiner Zeit um ein Beträchtliches überragen.

Der hohen Blüte der Literatur steht die Kunst der Politik in keiner Weise nach; Ideengehalt und Verantwortungsbewußtsein heben sie endlich aus den Parteiniederungen auf ein hohes Niveau. Ihr vornehmster Repräsentant ist William Pitt d. Ä. (1708—1778), ein politischer Kopf von ungewöhnlicher rednerischer Begabung, der um die Mitte des Jahrhunderts mit fester Hand der Außenpolitik Ziel und Inhalt gibt. Im Unterhaus war er Jahre hindurch der heftigste Gegner Walpoles, weil er die kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich als unvermeidlich ansah und sie daher suchte. Mit großem Geschick überließ er die Führung des Festlandkrieges dem Preußenkönig Friedrich II., während er die



DAVID GARRICK
(1716—1779)

Nach einer Miniatur von William Essex nach dem Gemälde von Robert Edge Pine



WILLIAM PITT D. Ä.
Earl of Chatham

englischen Kräfte in Amerika und Indien einsetzte, so daß der Friedensschluß von 1763 den französischen Kolonialbesitz in Englands Hand gab. Die engstirnige Politik des inzwischen zur Regierung gelangten Georg III. duldeten keinen überlegenen Kopf im Kabinett, so daß Pitt in den Hintergrund trat, nachdem er durch seine Erhebung zum Earl of Chatham das Unterhaus mit dem Oberhaus vertauscht hatte. Auch hier kämpfte er mit edler Beredsamkeit gegen die

Unterdrückung der Opposition, welche durch die innerpolitischen Maßnahmen der Regierung in ungeahnter Weise answoll. Noch einmal erhob Pitt kurz vor seinem Tode prophetisch die Stimme, als er vor der Durchführung der Steuerpolitik gegen die nordamerikanischen Kolonien warnte; mitten in dem ausbrechenden Krieg, dessen Ausgang seine Befürchtungen voll bestätigte, starb er. Noch vor Ablauf des Jahrhunderts sollte er in seinem Sohn, dem jüngeren Pitt, einen würdigen Nachfolger in der durch ihn begonnenen Reihe der großen Parlamentsredner finden.

Georg III. (1738—1820) rühmte sich bei seiner Thronbesteigung, als erster Herrscher aus dem Hause Hannover in England geboren zu sein. Dennoch gelang es ihm nicht, sich die Liebe des englischen Volkes zu erwerben, woran vor allem seine Neigung zu persönlichem Regiment schuld war. Nach Pitts Rücktritt fand er nach endlosen Kabinettswechseln schließlich in North ein gefügiges Werkzeug. Seine Art, den Herrscherberuf aufzufassen, glich mehr der eines kleinen Beamten, der sich engherzig um Kleinigkeiten kümmert, als der eines Staatsmannes. Georgs Politik scheiterte, als die kleinliche Behandlung der Kolonien die Loslösung des amerikanischen Besitzes vorbereitete. Pitts und Burkes warnende Stimmen verhallten ungehört. Die nun folgenden Schikanen, vor allem die schroffe Besteuerung der Kolonien, die als Gegenleistung wenigstens die Vertretung im englischen Parlament verlangten, führten den Ausbruch des mehrjährigen Krieges herbei, der mit der Loslösung der „Vereinigten Staaten“ endete. Georg III. war klug genug, seine



GEORG III.
König von England (1738—1820)
Nach einer Miniatur von Richard Cosway



SIR JOSHUA REYNOLDS
(1723—1792)
Nach einer Miniatur von W. H. Craft nach dem Selbstbildnis von Reynolds von 1785

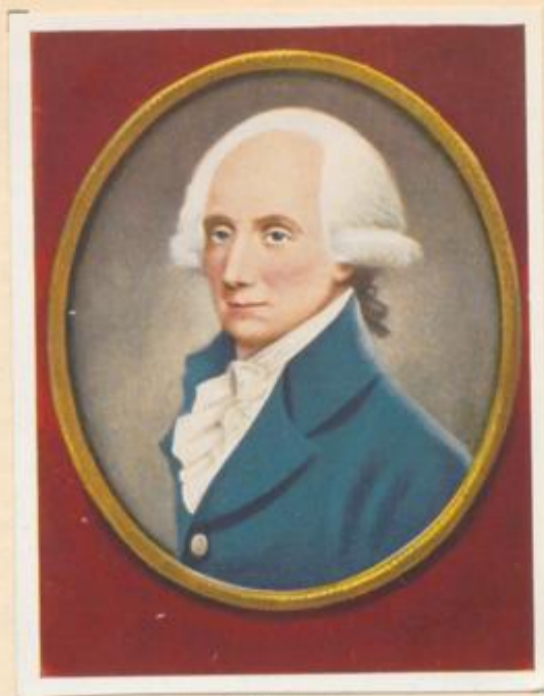
Fehler einzusehen und die Staatsgeschäfte nun endlich in die Hände eines bedeutenden Mannes, des jüngeren Pitt, zu legen. Sein Geist hatte sich inzwischen verdüstert, so daß er die letzten Jahre seiner Regierungszeit in völliger geistiger Umnachtung dahinsiechte.

Die Förderung, welche Kunst und Literatur durch diesen Monarchen erfuhren, ist nicht unbeträchtlich. Im Jahre 1768 wurde die Königliche Akademie ins Leben gerufen und Joshua Reynolds (1723—1792) zu ihrem ersten Präsidenten ernannt. Dieser Maler stand damals bereits auf der Höhe seines Ruhms und war mit den bedeutendsten Geistern seiner Zeit eng befreundet. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien war er der Porträtmaler Englands geworden, von dem gemalt zu werden zum guten Ton gehörte. Reynolds männliche Porträts sind charaktervoll, die Kinderbilder natürlich und ohne Süßlichkeit und die weiblichen Köpfe nicht kühl und dekadent wie die der Franzosen, sie zeigen vielmehr eine gesunde Ungezwungenheit. Seine Herzoginnen schämten sich nicht ihrer natürlichen Gefühle, wenn sie sich, wie die Herzogin von Devonshire, mit ihren Kindern scherzend malen lassen, oder wenn sie sich zu ihren Liebhabereien bekennen und ihre Schoßhündchen durch Reynolds Pinsel unsterblich machen. Seine Aufträge gingen ins Uferlose, wie das erhaltene Tagebuch, in dem er die täglichen Sitzungen vorzumerken pflegte, erkennen läßt. Ruhm und Erfolg streute ihm das Glück mit vollen Händen auf den Lebensweg, während ihn die Natur mit Schwerhörigkeit und schließlich auch mit Blindheit schlug.

Der englische Schöngest Horace Walpole hatte recht, als er im Jahre 1759 schrieb, die Glocken seien ganz dünn vom Siegesläuten geworden. England war damals im Begriff, sich Nordamerika und Vorderindien einzuverleiben, und der ältere Pitt stand auf der Höhe seiner Laufbahn. Die außerordentlichen Waffenerfolge im Kriege verdankte es zwei Männern,



ROBERT CLIVE



WARREN HASTINGS
(1732—1818)
Nach einer anonymen Miniatur

Robert Clive (1725—1774) und Warren Hastings (1732—1818), die beide jung als Schreiber der Ostindischen Kompanie nach Indien kamen. Clive trat dort ins Heer ein und griff mit ungewöhnlichem Geschick in das Intrigenspiel der einheimischen Fürsten und der Franzosen ein. Er wurde Gouverneur von Madras und besiegte den Nabob von Bengalen bei Plassey 1757, wodurch Indien endgültig in Englands Hand geriet. Die dunklen Geschäfte der Ostindischen Kompanie, die Clive genau kannte — die ersten Reformmaßnahmen stammten von ihm —, brachten ihm gehässige Angriffe ein, als er mit einem riesigen Vermögen zurückkehrte. Durch Opiumgenuß zerrüttet, endete er sein Leben durch Selbstmord. Die Vollendung seiner Pläne fiel Warren Hastings zu, der unter Clive als Freiwilliger in Indien gedient hatte. Diesem feinen Diplomaten und gründlichen Kenner der indischen Verhältnisse gelang es, mit List, Verschlagenheit und Gewalt aller Schwierigkeiten Herr zu werden und auch die erneut auftauchende französische Gefahr zu bannen. Inzwischen war Indien das beliebteste Streitobjekt der Parteien im Parlament geworden, so daß sich Hastings die Beordnung eines Rates gefallen lassen mußte. Man scheute sich nicht, ihn nach seiner endgültigen Rückkehr unter Anklage zu stellen, um nach 7jähriger Prozeßdauer das Urteil „Unschuldig“ zu fällen. Ruiniert lebte er auf seinem bescheidenen Landbesitz bis zu seinem Tode; mit ihm verlor England einen Verwaltungsbeamten größten Stils, einen Förderer der Wissenschaften und Künste, der als erster die Sanskritschätze der europäischen Kultur zugänglich gemacht hat.

Sobald die englische Flotte die Weltmeere beherrschte, widmete sie sich außer ihren kriegerischen auch wissenschaftlichen Aufgaben. Der hervorragendste Vertreter des neuen Seefiziententyps war James Cook (1728—1779), der seine Fähigkeiten als Vermessungsoffizier, Mathematiker und Astronom bereits in amerikanischen Gewässern erprobt hatte. Die Welt glaubte damals noch an das Vorhandensein eines Kontinents im Süden des Stillen Ozeans. In drei großen Expeditionen gelang



BENJAMIN FRANKLIN

Cook die Zerstörung dieser Illusion und die endgültige Festlegung eines verlässlichen Kartenbildes der Inselwelt der Südsee. Ihm verdankt England die Erforschung Neuseelands und die Besitzergreifung der australischen Ostküste. Die zweite Reise führte ihn an die südliche Treibeisgrenze und endete mit einer vollständigen Weltumsegelung, wobei er die Osterinsel mit ihren rätselhaften Kulturresten für Europa wiederentdeckte. Cooks letzte Reise sollte endlich das Problem der Nordwest-Passage, der Umfahrung des nordamerikanischen Kontinents von Westen nach Osten, lösen. Sein zäher Entdeckermut scheiterte an einer unüberwindlichen Eisbarriere in der Beringstraße. Cook mußte umkehren und fuhr nach den Hawaiiinseln zurück, wo er bei einem Streit mit Eingeborenen niedergeschlagen wurde, so daß seine ruhmvolle Entdeckerlaufbahn ein vorzeitiges Ende fand.



JAMES COOK

Die amerikanische Unabhängigkeitsbewegung, das einschneidendste Ereignis dieser Epoche, wird von zwei Männern bestimmt: Washington und Franklin. George Washington (1732—1799) stammte aus einer in Amerika ansässigen Familie und verdiente sich die ersten militärischen Sporen in den Grenzkämpfen mit Indianern und Franzosen. Nach dem Friedensschluß von 1763 lebte er als Großgrundbesitzer auf seinen ausgedehnten Ländereien. Bei Ausbruch des Krieges mit dem Mutterland trat er 1775 als Oberfeldshaber an die Spitze des amerikanischen Heeres, dessen Leitung er bis zum Friedensschluß 1783 mit wechselndem Kriegsglück innehatte. Die günstige Wendung des Krieges wurde vor allem durch die französische Waffenhilfe herbeigeführt. Nach Schaffung einer Verfassung für das junge Staatswesen berief ihn das amerikanische Volk in die höchste Staatsstellung. Zweimal leitete er als Präsident im ganzen acht Jahre lang die Geschicke des Landes mit außerordentlicher Umsicht, wobei er mit glücklicher Hand einen Stab hervorragender Staats-



GEORGE WASHINGTON
(1732—1799)
Nach einer anonymen Miniatur, bes. W. P.



WILLIAM PITT D. J.
(1759—1806)
Nach einer Miniatur von Horace Hone

männer als Mitarbeiter um sich versammelte. Es gelang ihm, jede Einbeziehung der jungen Republik in die europäischen Wirren und auch einen drohenden Krieg mit England zu vermeiden. Im Gegensatz zu seinen Ministern war er eine von den großen Geistesströmungen des Jahrhunderts wenig berührte Persönlichkeit, aber ein Mann, der im Augenblick der Gefahr selbst im hohen Alter alle Kräfte rückhaltlos dem Vaterlande zur Verfügung stellte und dem daher seine Landsleute gern den Namen „Vater des Vaterlandes“ geben.

Eine ähnliche geachtete Stellung nimmt Benjamin Franklin (1706—1790) ein, der als Buchdruckerlehrling begann und

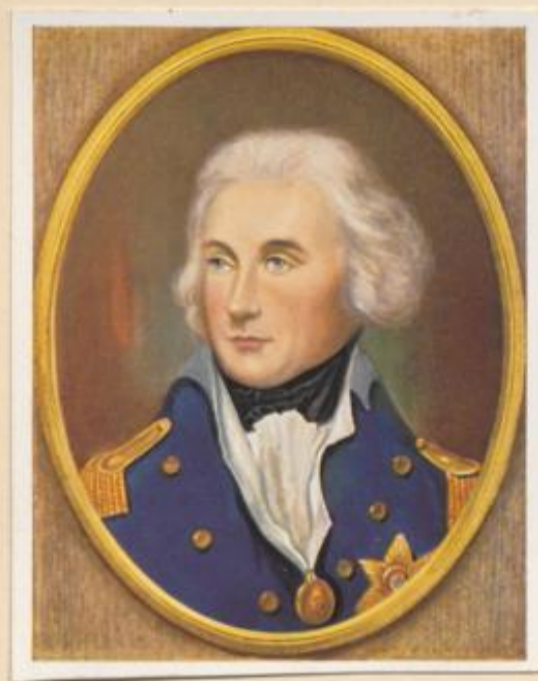
als einer der bedeutendsten Vertreter des amerikanischen Volkes, in der ganzen Welt geachtet, starb. Von ausgesprochen naturwissenschaftlicher Begabung kam er im Gegensatz zu Washington durch seinen Beruf früh in Berührung mit den literarischen Strömungen seiner Zeit. In vielseitiger Prosa, in einem berühmten Almanach, der durch 25 Jahre hindurch erschien, zeigte Franklin einen Stil von ungewöhnlicher Prägnanz und Schönheit. Besonders interessierte ihn das Gebiet der Elektrizität, auf dem er zahlreiche noch heute gültige Erkenntnisse aufstellte und durch die Erfindung des Blitzableiters bekannt wurde. 1753 rückte Franklin zum Generalpostmeister der Kolonien auf und vertrat sie bei der Zuspitzung des Konfliktes mit dem Mutterlande in bedeutender Weise in London. Als seine eindringliche Stimme ungehört verklang, hielt er sich während des Krieges in Frankreich auf, ein gefeierter Gast der Pariser Salons. Den Friedensvertrag von 1783, der die staatliche Anerkennung der Vereinigten Staaten brachte, unterzeichnete er als Bevollmächtigter der nun selbständigen Kolonien. Fleiß, Klugheit, Takt und Toleranz sind die her-



LADY EMMA HAMILTON
(1765—1815)
Nach einer Miniatur von Henry Bone, 1803

vorstehenden Eigenschaften dieses auf allen Gebieten menschlichen Denkens tätigen Mannes, der auch bereits die Idee der Sklavenbefreiung formulierte, die erst nach hundert Jahren zur Tat werden sollte.

Nach dem Friedensschluß von 1783 mußte sich Georg III. endlich dazu entschließen, die Staatsgeschäfte einem von Verantwortungsbewußtsein erfüllten Politiker zu übertragen. Mit 22 Jahren hält William Pitt d. J. (1759—1806) bereits im Parlament seine erste Rede, über deren Vollkommenheit die Zeitgenossen übereinstimmend berichten. Ihm übergibt Georg III. 1784 die Staatsgeschäfte. Die Senkung der ungeheuren Schuldenlast macht Pitt zu seiner vornehmsten Aufgabe, ein Unterfangen, das ihm viele Feinde, darunter den verschwenderischen Prinzen von Wales, machte. Die wissenschaftliche Unterlage seiner finanztechnischen Maßnahmen bildeten die Theorien von Adam Smith, dem Vater der modernen Nationalökonomie. Napoleons Auftreten zwang Pitt den Krieg auf, den er mit kurzen Unterbrechungen mit zäher Energie führte; den Erfolg seiner rastlosen Bemühungen zu erleben, war ihm nicht vergönnt. Eine kühle, ja sarkastische Natur, erwarb er durch seine Finanzmaßnahmen das Vertrauen des Volkes, ein Vertrauen, das sich in Verehrung, jedoch nicht in Liebe äußerte. Manche seiner Pläne, so die



HORATIO VISCOUNT OF NELSON
(1758—1805)
Nach einer Miniatur von William Essex nach dem Gemälde von Lemuel F. Abbott

vorgeschlagene Milderung der irischen Gesetzgebung, scheiterten an der Beschränktheit seiner Umgebung, die dem weitausschauenden Politiker in das Reich der politischen Notwendigkeiten nicht zu folgen vermochte.

Mit der englischen Flotte, Pitts vorzüglichstem Werkzeug im Kampf gegen Frankreich, ist der Name des Admirals Horatio Nelson (1758—1805) für alle Zeiten verknüpft. Körperlich klein und schwächlich, später einäugig und einarmig, von verzehrendem Ehrgeiz erfüllt, der Formen wahrhafter Besessenheit annimmt, schlägt er den Gegner nahezu auf allen Weltmeeren. Seine großen Seesiege (St. Vincent 1797, Aboukir 1798, Kopenhagen 1800, Trafalgar 1803) begründeten den Ruhm der englischen Flotte in der Neuzeit. Durch seine Tatkraft und Geschicklichkeit wurden Napoleons Anstrengungen, auch zur See Erfolge zu erringen, und vor allem die geplante Landung in England vereitelt. Nelsons langjährige Tätigkeit in den Gewässern des Mittelmeeres führte ihn 1793 in Neapel mit Lady Hamilton (1765—1815) zusammen, an die ihn bis zu seinem Tode eine heftige Leidenschaft fesselte. Diese berühmte Abenteurerin, in Gesang, Tanz, Schauspielkunst ausgebildet, von den vorzüglichsten Malern der Zeit im Bilde der Nachwelt übermittelt, spielte durch ihre Liebesbeziehungen zu führenden Staatsmännern eine bedeutende Rolle in der Politik und unterstützte Nelson wesentlich bei seinen Unternehmungen. Nach seinem Tode sank sie bald, durch Spielleidenschaft ruiniert, von der stolzen Höhe herab und starb im Schuldgefängnis. Nelson sollte die Früchte seiner Siege nicht mehr reifen sehen, im Getümmel der Seeschlacht von Trafalgar fiel er. Sein Admiralsschiff, die „Victory“, liegt noch heute als Erinnerung an eine Zeit stolzester Seegelung Englands in einem englischen Hafen.

Der Engländer pflegt das 18. Jahrhundert als das der vier George zu bezeichnen. Dynastisch findet es seinen Abschluß mit Georg IV. (1762—1830), den die ungewöhnlich lange Regierungszeit seines Vaters erst spät (1820) auf den Thron gelangen ließ, nachdem er allerdings schon Jahre hindurch die Regentschaft ausgeübt hatte. Gebildet, vergnügungssüchtig, hübsch — die großen Porträtisten der Zeit haben diesen „ersten Gentleman Europas“ gemalt —, in heftiger Opposition zu seinem Vater, erstickte er in einer ungeheuren Schuldenlast, die das Parlament widerwillig durch außerordentliche Bewilligungen tilgte. Seine Residenz Carlton House war der Treffpunkt der eleganten Welt, ihr unbestrittener Mittelpunkt der junge Prinz. Nach vielen oberflächlichen Tändeleien heiratete er heimlich Mary Fitzherbert, die einzige Frau, der er in aufrichtiger Liebe verbunden war. Die später vom Vater erzwungene Ehe mit einer deutschen Prinzessin fand ihren Abschluß in einem unwürdigen Skandalprozeß, der Georg IV. in ungünstigstem Lichte zeigte. An den weltbewegenden Ereignissen seiner Zeit nahm er keinen Anteil, wie er in späterer Zeit auch nicht mehr die Politik des Landes beeinflusste. Sein liederlicher Lebenswandel machte ihn bei allen Schichten des englischen Volkes so unbeliebt, daß sich die Volkserregung in Pöffen bei seinem Erscheinen, ja in Steinwürfen auf seinen Wagen Luft machte.

Unter den Herzoginnen von Devonshire, die immer wieder von den großen englischen Porträtmalern des Rokoko gemalt werden, ist eine der anziehendsten und interessantesten Gestalten die schöne Lady Elisabeth Foster (gest. 1824). Sie heiratete früh und kam, bald Witwe geworden, als Erzieherin in das Haus des Herzogs von Devonshire, wo ihr eine Tochter des Herzogs anvertraut wurde, die ihm eine seiner Freundinnen geschenkt hatte. Lady Foster befreundete sich aufs innigste mit der herzoglichen Gemahlin Georgiana wie auch mit dem Herzog selbst, dem reichsten Großgrundbesitzer Englands. Dieses dreieckige Freundschaftsverhältnis endete erst mit dem Tode der Herzogin 1806, und der Herzog



GEORG IV.
König von England (1762—1830)
Nach einer Miniatur von Henry Bone

heiratete die junge Witwe, die als neue Herzogin von Devonshire ein großes Haus führte und besonders auf ihrer römischen Besitzung den Sammelpunkt aller Künstler und Schriftsteller bildete.

Mit Georg IV. schließt das genußfreudige 18. Jahrhundert in England. Wenn er auch noch bis 1830 regierte, so blieb er doch ein echtes Kind der vorigen Epoche, die nun unter den wuchtigen Tritten der mit neuen Problemen erfüllten Zeit zusammenbrach.



ELISABETH FOSTER
Duchess of Devonshire († 1824)
Nach einer Miniatur von Richard Cosway

FRANKREICH

unter Ludwig XV.

ALS Ludwig XIV. gestorben war, verkündete der wartenden Menge ein Herold mit schwarzer Feder am Hut: „Le Roi est mort“ (der König ist gestorben), verschwand und kam sogleich mit weißer Feder hervor, um die Worte zu sprechen: „Vive le Roi“ (es lebe der [neue] König). Der Leichenzug des Sonnenkönigs wurde mit Jöhlen und Pfeifen begleitet. Von einer Vergötterung des Monarchen war angesichts der Mißwirtschaft am Hofe und im Staate längst keine Rede mehr, nur Furcht hatte die Menge im Zaum gehalten. Der ein Jahrhundert lang geduckte alte Adel war ebenso wie die hohe Geistlichkeit im üppigen Hofleben verweichlicht und demoralisiert, so daß von dieser Seite kein Heil erwartet werden konnte. Während der Herrschaft des begabten, aber liederlichen Regenten Philipp II. von Orleans regte sich das Parlament unter dem Eindruck der Vorgänge in England, das mit Hilfe dieser Institution einen mächtigen Auftrieb erlangt hatte. Von hier kam auch der Anstoß zu der gewaltigen, anfangs im Stillen wirkenden, anfangs nur literarischen Bewegung, die allmählich die Herzen aller mit neuen Idealen erfüllte und ihren Ausbruch fand in der mit schweren Erschütterungen und starken Ausschreitungen vor sich gehenden Revolution am Ende des Jahrhunderts. Noch aber war es nicht so weit, noch wagte die Masse des Volkes, eingelullt von den Verheißungen der Regierenden, betört von den Hoffnungen des Aktienschwindels des schottischen Abenteurers John Law, dann verelendet unter den Wirkungen des Staatsbankerotts, nicht den Kampf. Noch konnte das Zerrbild eines

Potentaten, ein der Jagdliebhabelei und den Mätressen ergebener galanter König, wie es Ludwig XV. war, den Staat und das Volk nach seinem Gutdünken regieren und zur Befriedigung seines Vergnügens aussaugen. Alles diente dem Wohlleben des Feste feiernden Hofes. Auch die Kunst, durch und durch höfisch und spielerisch, ließ sich zu seiner Verherrlichung mißbrauchen und hat doch dabei eine glanzvolle Epoche durchgemacht. Das aufgeplusterte, breit ausladende, schwer wuchtende Wesen der barocken Kunst Frankreichs im 17. Jahrhundert hatte nach dem Ableben des machtvoll gebietenden, Pomp und Prunk liebenden Ludwig XIV. seine Daseinsberechtigung verloren. Es folgte ein Jahrhundert der Leichtlebigkeit und Unbeschwertheit, wenigstens in den Bezirken des Hofes und seiner Ableger in der Provinz, und da aus diesen Kreisen die Aufträge für die Künstler kamen, so war notwendigerweise auch die Kunst auf dieses Treiben

eingestellt. Die heitere Arabeske, die schnörkelige Verzierung überzog alle ihre Äußerungen. Immer blieb die Antike Vorbild und Muster, die fröhlichen Liebesgeschichten der antiken Mythologie waren ihr Inhalt. Der höfische Stil des Rokoko erfüllte mit seiner Heiterkeit und Lebensfreude die Fassaden der Paläste, die Wände und Decken der Säle, die Teppiche und Möbel, die Gebrauchsgegenstände, besonders das Porzellan, die Bildhauerei und vor allem die Malerei der Watteau und Lancret, der Boucher und Fragonard.

Ludwig XIV. hatte die Leitung des Staates für die Zeit der Minderjährigkeit seines Urenkels einem Regentschaftsrat testamentarisch übertragen, in dem Philipp II. von Orleans (1674—1723), der Sohn Philipps I. und der Liselotte von der

Pfalz, eine Stimme haben sollte. Diesem gelang es aber, die andern Ratsmitglieder auszuschalten und sich zum alleinigen Regenten erklären zu lassen. Allerdings mußte er sich zu einer Reihe von Zugeständnissen an das Parlament bereitfinden, das wieder zu erheblichem Einfluß gelangt war. Bei dem Versuch, mit Hilfe des Schotten Law die Finanzen des Staates aus ihrem Tiefstand zu retten, geriet er in die größten Schwierigkeiten. In seiner Jugend war er durch seinen Vater in schlechte Gesellschaft geraten. Sein Auftreten war so roh, verletzend und sittenwidrig, daß seine Mutter, die pfälzische Prinzessin, wünschte, er möge zu der Ninon de L'Enclos in Beziehung treten, von der er wenigstens Anstand und feines Benehmen lernen könne. Er suchte in Ausschweifungen alle zu übertrumpfen, trank und aß

unmäßig und tobte sich in schamlosen Orgien aus, war dabei aber in Künsten und Wissenschaften durchaus gebildet, malte, musizierte, philosophierte besonders gern, trieb archäologische und chemische Studien (als seit 1711 zahlreiche Mitglieder der königlichen Familie starben, verdächtigte ihn das Volk des Giftmordes), er hat der großen Bibliothek eine würdigere Aufstellung gegeben und sie dem allgemeinen Studium geöffnet. In den Sitzungen der Akademie der Inschriften zeigte er eine ausgedehnte Kenntnis der Arbeiten auch der minder berühmten Mitglieder. Liselotte, seine Mutter, schrieb über ihn in einem ihrer köstlichen Briefe: „Das Muß ich gestehen, dass Mein sohn gott sey danck nicht von verstandt fehlt, Er hatt auch nicht übel studirt und weiss Ein wenig mehr, alß die andere fürsten vom Königlichen hauß, In die schwerste sachen hatt Er seine grösste lust, daß macht auch, daß Er oft die leichsten sachen zu viel negligirt.“ Er



PHILIPP II. HERZOG VON ORLEANS
(1674—1723)

Nach einer anonymen französischen Miniatur des 18. Jahrh. (F)



JOHN LAW

starb, als er sich nach einer angeregten Unterhaltung mit einer schönen Freundin vom Stuhle erhob, um sich zum jungen König, den er mehr liebte als seinen Sohn, zum Vortrag zu begeben. Der Titel des Regenten ist nicht nur dem französischen Übergangsstil der Régence verblieben,

überschritt um ein Vielfaches die Deckung, so daß bald der Zustand eintrat, den wir alle aus der jüngsten Vergangenheit kennen: Inflation. Das Papiergeld verlor immer mehr an Wert, Metallgeld war nicht genügend vorhanden, um es einzulösen; 1720 war der allgemeine Bankkrach da. Das Ver-



LUDWIG XV.
König von Frankreich (1710—1774)
Nach einer anonymen französischen Miniatur, um 1740



MARIA LESZCINSKA
Königin von Frankreich (1703—1768)
Nach einer anonymen Miniatur

sondern auch einem berühmten großen Diamanten, „der Regent“, den Philipp einem Engländer für 12 Millionen Livres (aus der Staatskasse) abkaufte, um ihn einer seiner Geliebten zu schenken.

Die Staatsschulden Frankreichs zu dieser Zeit werden mit etwa 3000 Millionen Livres geschätzt, was einer heutigen Summe von 20 Milliarden Goldfranken entsprechen dürfte. Die Patentlösung dieser Finanzmiserie glaubte der Regent in einem Vorschlage des schottischen Edelmannes J o h n L a w (1671 — 1729) gefunden zu haben, Papiergeld in Noten und Aktien auf die angeblich großen Schätze, die in den neuen Kolonien lägen, herauszugeben. Dieser Glücksritter hatte England wegen eines Duells verlassen müssen, war wegen Falschspiels auch anderwärts ausgewiesen worden. In Paris durfte er 1716 eine Notenbank, im nächsten Jahr eine Handelsgesellschaft zur Ausbeutung der Kolonien gründen, er erhielt das Tabaksmonopol, die Generalpacht der Steuern und andere Privilegien. Das von der Bank ausgegebene Papiergeld fand mehr Vertrauen als das verschlechterte Metallgeld, jedermann nahm lieber Papier als Gold. Der Wert der Mississippi-Aktien stieg schwindelhaft, bis man einsah, daß die Versprechungen von den Schätzen der Kolonien Täuschungen waren. Das ausgegebene Papiergeld

mögen Laws wurde beschlagnahmt. Der Spekulant floh und starb gänzlich verarmt im Ausland. Unermeßlich war die Zahl derjenigen, die ihr ganzes Geld verspekuliert hatten.

Philipp, der Regent, hatte den jungen König Ludwig XV. (1710—1774) in den Strudel seines liederlichen Lebens hineingezogen. Dieser Monarch, der, 1723 großjährig geworden,

keine große Lust an den Regierungsgeschäften an den Tag legte, überließ nach des Regenten Tode die Leitung des Staates zunächst einem Kardinal, der nach dem Staatsbankrott die Finanzen wieder in Ordnung brachte und für Frankreich die Anwartschaft auf Lothringen erwarb. Nach dessen Tode 1743 übernahm der König die Regierung selbst, suchte aber jede Arbeit von sich abzuwälzen, ging lieber auf die Jagd oder zu seinen Freundinnen und lebte getreu seinem infamen Wort: „Nach mir die Sintflut!“ Er hatte 1725 die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszcinski, die um sieben Jahre ältere Maria Leszcinska (1703—1768) geheiratet, die bei Hofe bald an die Seite gedrückt wurde und sich inmitten des lustigen Treibens



LUDWIGS XV. TÖCHTER
Nach einer Miniatur in der Art des Peter Adolph Hall

um sie her entsetzlich langweilte. In einem ihrer Briefe heißt es: „Die Einsamkeit in Versailles ist schrecklich, viel lieber wäre ich in einem Kloster.“ Sie hat dem König zehn Kinder geschenkt, zwanzig weitere erhielt er von seinen

Freundinnen. Von den acht Töchtern Ludwigs XV. starben zwei bereits in frühester Jugend, vier wurden schon als Kinder ins Kloster geschickt. Louise war damals erst ein Jahr alt; als sie 12jährig wieder an den Hof kam, konnte sie nicht einmal lesen; sie wurde von ihrem Vater „Lumpchen“ titulierte, während er Victoire mit dem Schmeichelnamen „Schmutznickel“ belegte und Sophie, die als Kind viel in den Keller gesperrt wurde und so verschüchtert war, daß sie niemand ins Gesicht sehen konnte, bei ihm nie anders als „Krähe“ hieß. Nur eines der Mädchen, das älteste, heiratete. Am Hofe schaltete neben dem König seit 1745 an Stelle der Königin eine andere Frau, die Marquise von Pompadour (1721—1764). Sie hatte als Fräulein Jeanne Antoinette Poisson einen einfachen Edelmann geheiratet, war dann an den Hof gekommen und bald die Geliebte des Königs geworden. Sehr bald aber war diese ehrgeizige Frau dem immer neuen Freuden entgegeneilenden König gleichgültig geworden, so daß sie bis zu ihrem Tode, 19 Jahre lang, verzweifelt stets auf Neues kommen mußte, um sich, von Neidern umlauert, des Königs Gunst zu er-



MARQUISE DE POMPADOUR
(1721—1764)
Nach einer Miniatur von Peter Adolph Hall

halten. Sie kümmerte sich um alle Fragen der Politik, nahm dem trägen Monarchen die Arbeit der Entscheidungen ab, ernannte und entließ Generäle und Minister und schloß mit dem Bevollmächtigten Maria Theresias von Österreich ein Bündnis gegen Friedrich II. von Preußen. Damit war die seit Jahrhunderten bestehende antihabsburgische Politik Frankreichs aufgegeben. Maria Theresia ließ sich in ihrer Not herab, sie in einem Brief als Kusine anzureden. Im Siebenjährigen Krieg zeigte sich, daß das glorreiche französische Heer von seiner stolzen Höhe hinabgesunken war. Gänzlich geschlagen mußte Frankreich Frieden schließen, es verlor an England seinen gewaltigen Kolonialbesitz in Amerika. Im Innern sank die Macht des Königtums, das Parlament gewann trotz militärischer Bedrohung ständig an Einfluß. Vor allem aber erhob sich in der Publizistik und der Literatur dieser Jahre ein Geist der Auflehnung gegen die verlotterte Spitze der Monarchie, ein Geist, der früher oder später zur Revolution führen mußte. Nach dem Tode der Pompadour las Ludwig aus einer der berühmtesten Pariser Straßen eine frühere Modistin auf, verheiratete sie mit einem Grafen, wodurch sie den Namen Gräfin Dubarry (1743—1793) erhielt, und ließ sie am Hofe schrankenlos schalten und walten. Nach Ludwigs Tode ging sie auf ihre Güter, wurde aber in der Schreckenszeit der



GRÄFIN DUBARRY
(1743—1793)
Nach einer Miniatur in der Art des Peter Adolph Hall, 1779

Revolution 1793 wieder hervorgeholt und auf Veranlassung Robespierres guillotiniert. Sie war fast das einzige Opfer der Revolution, das Feigheit zeigte.

Die Kunst diente den verschwenderischen Launen des Hofes. Die Wände und Decken der Prunksäle und Boudoirs überzogen sich mit Zierat, in dessen Flächen die Liebesgötter der Antike und die Freuden ländlichen Glücks in leuchtenden Farben heiterste Stimmung weckten. Unter den Hofmalern des Rokoko, die für diese dekorativen Arbeiten bevorzugt wurden, nahm Boucher (1703—1770), ein Pariser, der sich wie üblich in Italien herangebildet hatte, die erste Stelle ein.



FRANÇOIS BOUCHER
(1703—1770)
Nach einer Miniatur von Bernet

Die Pompadour begünstigte ihn, er hat sie häufig porträtiert. 1765 wurde er Direktor der Akademie. Für die königlichen Teppich- und Gobelin-Manufakturen hat er eine große Zahl von Entwürfen geliefert. Über seine Bilder und Kartons schweben die nackten Nymphen und Göttinnen des klassischen Altertums und die wenig gekleideten nicht minder klassischen Schönheiten der Pariser Lebe- und Genußwelt, eine ausgelassene, pikante Gesellschaft in zarter, süßer Farbigkeit und voll lockender, häufig frivoler Sinnenlust.

Ganz im Gegensatz zu der dem Hof verpflichteten bildenden Kunst entwickelte sich die Literatur. Zwar blühte auch unter Ludwig XV. das Gewerbe der Hofpoeten, aber Anspruch auf Weltgeltung gewann nur die selbständig wachsende Dichtkunst, deren glänzendste Vertreter Voltaire und Rousseau uns heute allerdings weniger als Dichter, mehr aber als die Verbreiter neuer Gedanken zu sagen haben. Voltaire (1694—1778), mit eigentlichem Namen François Marie Arouet, aus begütertem Hause, wurde wie üblich von den Jesuiten erzogen, kam dann als Page eines Marquis nach Holland. Schon früh zu Spott und witziger Bosheit neigend, wurde er wegen einiger frecher Gedichte auf den Regenten verbannt und ein Jahr lang eingesperrt. Einsperrung und Verbannung widerfuhren ihm ein zweites, ein drittes Mal. In England lernte er den neuen Geist der Aufklärung kennen, seine „Philosophischen Briefe“ wurden in Frankreich verboten, trotzdem aber stark gelesen. Er erkaufte sich die Erlaubnis zur Rückkehr, vermehrte sein großes Vermögen durch glückliche Spekulation. Durch die Gunst der Pompadour erhielt er 1746 einen Sitz in der Akademie, 1750 folgte er einem Ruf des Preußenkönigs Friedrich II., mit dem er sich nach einigen Jahren inniger Freundschaft durch sein beleidigendes Auftreten und dem König mißliebige Geldgeschäfte überwarf. Auf der Rückreise in Frankfurt verhaftet, mußte er seine Orden und einige Papiere herausgeben, deren Bekanntwerden Friedrich verhindern mußte. Er residierte dann fürstlich auf seinem Gut bei Genf, gefeiert wie ein Monarch, wohlthätig gegenüber den Armen, sich mutig aufopfernd für die Verfolgten, aufgesucht von allen Großen aus ganz Europa wie aus Amerika, in 20 Jahren 8000 Briefe schreibend. Briefe an seine gleichgesinnten Freunde hat er häufig mit den Worten geschlossen: „Ecrasez l'infame“ (zerschmettert die schändliche [Kirche]). Im Triumph zog der 84jährige in Paris ein, wurde vom Volk zum Dichter gekrönt, starb aber kurz darauf an der Aufregung. Er war zeitlebens Zeuge, oft Opfer zahlreicher Mißbräuche gewesen, hatte in England früh die bürgerliche Freiheit kennen gelernt, in allen seinen dramatischen, epischen, wie auch philosophischen Schriften erscheint er als ein Kämpfer für die Freiheit, vor allem für Gewissensfreiheit, für Duldsamkeit und Aufklärung,



FRANÇOIS MARIE AROUET DE VOLTAIRE
(1694—1778)
Nach einer Miniatur von Louis Chéron



JEAN JACQUES ROUSSEAU

chergesellen“ Rousseau sein unentwegtes Festhalten an Aristokratie und Monarchie.

Rousseau (1712—1778), Sohn eines französisch-reformierten Uhrmachers, in der calvinistischen Republik Genf aufgewachsen, entflohen einer harten Lehre bei einem Graveur, fand 15jährig bei einer fast 30jährigen katholischen Dame allzu liebevolle Aufnahme, trat zum Katholizismus über, um später wieder den alten Glauben anzunehmen. Sein Leben lang irrte er, mit Notenabschreiben sich dürftig ernährend, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, immer wieder fand er Gönner und vor allem Gönnerinnen, Verehrer und Verehrerinnen (Friedrich d. Gr. verschaffte ihm ein Asyl im damals preußischen Neuenburg in der Schweiz), vertrat sich, leicht reizbar und mißtrauisch, mit niemand und lebte schließlich im Wahn, verfolgt zu werden. Er wohnte Jahrzehnte lang mit einer ungebildeten Xantippe zusammen, heiratete sie kurz vor seinem Tode und schickte seine Kinder ins Findelhaus. An den Zerwürfnissen mit seinen Freunden und Beschützern trug das unfreundliche Wesen seiner Frau häufig Schuld. Durch Sonderbarkeiten, wie das ständige Tragen eines langen Armenierrockes und einer Pelzkappe, machte er sich bei seinen Mitbürgern lächerlich und sogar verhaßt. Seine empfindsamen Romane, philosophisch lehrhaft und langatmig, aber in einer edlen Sprache und voll Naturbegeisterung geschrieben, seine scharf durchdachten philosophischen Schriften, voll Geist und hinreißender Beredsamkeit, seine von revolutionärem Pathos erfüllten Streitschriften — alles, was er geschrieben hat, war aus übervollem Herzen gekommen, aus einer starken persönlichen Anteilnahme. Er predigt angesichts einer demoralisierten und demoralisierenden Kultur die Rückkehr zur Natur, zur Einfachheit ländlicher Idyllik, zur natürlichen Erziehung,

gegenüber der Herrschaft einzelner Fürsten die gleichmäßige Beteiligung eines jeden Staatsbürgers an den Rechten und Pflichten zum allgemeinen Staatswohl und gegenüber der klügelnden Vernunft das natürliche moralische Gefühl, die glückliche reine Unwissenheit. Seine beredt vorgetragenen Lehren verschafften ihm einen gewaltigen Einfluß über die Grenzen Frankreichs und der Schweiz hinaus, die Männer der Revolution am Ende des Jahrhunderts bekannten feierlich, von ihm ihren entscheidenden Anstoß empfangen zu haben.

gegen Aberglaube, kirchlichen und staatlichen Zwang, oft unglaublich zynisch, stets aber geistreich, witzig, scharf, überzeugend und aufrichtig. Ein Zeitalter der Vernunft und Humanität sehnt er herbei, eine Gemeinsamkeit der gebildeten Menschen, während er für das arbeitende, dumpf lebende Volk nichts übrig hat; von den fortschrittlicher gesinnten Enzyklopädisten Diderot, d'Alembert u. a. trennt ihn sein unerschütterter Gottesglaube, von den republikanischen Träumen des „Uhrma-

OESTERREICH

im 18. Jahrhundert

DER Absolutismus, auch noch der Leitgedanke der Fürsten dieses Zeitabschnitts, wurde gegen Ende des Jahrhunderts unter dem Eindruck revolutionärer Bewegungen im Ausland und unter dem Einfluß einer sich vor allem in England, Amerika und Frankreich mächtig entfaltenden geistigen Regsamkeit im Bürgertum, das jetzt mit seinen Ansprüchen allenthalben auf den Schauplatz der Weltbühne trat, modifiziert. Das deutsche Kaisertum war durch das Erstarren einzelner deutscher Landesfürsten in seiner weltbeherrschenden Stellung erschüttert, nicht einmal in den kleineren deutschen Staaten konnte es die Achtung vor seinem Gebot durchsetzen, die es ein Jahrhundert vorher noch besessen hatte. Seine Macht in Deutschland beschränkte sich jetzt nur auf die dem deutschen

zukehren; er antwortete: „Ja, aber mit den Waffen in der Hand“. Er hielt Wort und drang im österreichisch-französischen Krieg durch Oberitalien siegreich in Frankreich ein. Inzwischen Feldmarschall geworden, trieb er die Türken aus Ungarn und Siebenbürgen und wäre beinahe wegen einer zu früh begonnenen Schlacht vors Kriegsgericht gestellt worden. Nach erneuten Siegen gegen die Franzosen in Oberitalien wurde er Präsident des Hofkriegsrats und führte Heeresreformen durch. Weitere erfolgreiche Feldzüge folgten, in Italien, in Flandern und vor allem wieder gegen die Türken, denen er durch einen glänzenden Sturm Belgrad entriß. Hier entstand damals das berühmte Lied: „Prinz Eugen, der edle Ritter . . .“ Er war ein Staatsmann und Kriegsheld von



EUGEN PRINZ VON SAVOYEN
(1663—1736)
Nach einer Miniatur von Benjamin Arlaud



FRANZ I.
Deutscher Kaiser (1708—1765)
Nach einer Miniatur von Gaetano M'antini, 1751

Kaiser aus dem Hause Habsburg als dem gleichzeitigen Kaiser von Österreich gehörenden österreichischen Erblande, wozu im Südosten und Osten weite Gebiete gehörten, die den Türken abgenommen waren. Ein großer Teil Italiens gehörte dazu, die Niederlande von 1711—1789, Lothringen bis 1738. So repräsentierte das Haus Habsburg noch immer eine achtunggebietende Macht, vor allem zu Beginn des Jahrhunderts, als sich der Ruhm seiner von Prinz Eugen geführten Waffen der bisherigen stärksten Festlandsmacht Frankreich gegenüber behauptete und die Macht der Türken brach.

Prinz Eugen von Savoyen (1663—1736) war von seiner Mutter her ein Großneffe des französischen Kardinals Mazarin. Er lebte am Hofe Ludwigs XIV. von Frankreich, war zum Geistlichen bestimmt, erbat sich aber vom König das Kommando eines Reiterregiments. Abgewiesen verließ er voll Zorn den Hof und Frankreich und trat in die Dienste des Deutschen Kaisers gegen die Türken, die er in vielen Schlachten, besonders bei Mohacs, schlug. Ludwig XIV., sein Unrecht gegen den Prinzen einschend, befahl ihm zurück-

größten Ausmaßen, dabei klein und häßlich, trug, um größer zu erscheinen, stets eine hohe Perücke, liebte die Frauen nur von fern und blieb unvermählt. Er schnupfte so stark, daß sein Überrock immer mit braunem Tabak beschmiert war. Seinen Namen schrieb er gern in drei Sprachen: Eugenio von Savoye, um seine italienische Abkunft, seine deutsche Gesinnung und seine französische Geburt zu dokumentieren.

Am Hof des Deutschen Kaisers in Wien hatten sich zu der Zeit, als in Frankreich der Sonnenkönig regierte, genau der gleiche Pomp und Prunk, die gleiche Verschwendungssucht entfaltet wie dort. Zum Hofstaat Karls VI. gehörten 40 000 Personen, die das Staatseinkommen verzehren halfen. Hier verlebte auch Franz I. (1708—1765), der Sohn des lothringischen Herzogs, seine Jugendjahre. Sein Herzogtum mußte er später dem vertriebenen Polenkönig Stanislaus Leszczynski abtreten, wofür er das Herzogtum Toskana erhielt. Auf diese Weise ging damals das deutsche Lothringen dem Deutschtum verloren. Inzwischen hatte er des Kaisers Tochter Maria Theresia (1717—1780) geheiratet, die nach dem Tode



MARIA THERESIA
Kaiserin von Österreich (1717–1780)
Nach einer Miniatur von Heinrich Friedrich Füger

ihres Vaters als Kaiserin von Österreich ihren Gemahl als Mitregenten einsetzte, aber an der Staatsleitung nicht Anteil nehmen ließ. Nur die Finanzverwaltung überließ sie ihm, wofür er auch viel Geschick zeigte, da er eine kaufmännische Veranlagung besaß. Er beteiligte sich mit seinem Privatvermögen heimlich an Handelsgesellschaften, pachtete mit dem Kaufmann Schimmelmann die sächsischen Zölle und steuerte der Verschwendung am Hofe. 1745 wurde er in Frankfurt zum Deutschen Kaiser gekrönt, währenddes sich seine Gemahlin versteckt hielt, um ihm allein die Huldigungen zukommen zu lassen. Sie hatte von ihrem Vater, mit dem das Haus Habsburg im Mannestamm erlosch, das deutsche Kaisertum nicht direkt erben können, mit Erfolg hatte es ihr der bayerische Kurfürst Karl Albrecht streitig gemacht, der 1742 mit Hilfe Frankreichs zum Deutschen Kaiser gewählt war. Er verbündete sich mit Frankreich, Spanien, Sachsen und dem jungen Preußenkönig Friedrich II. gegen Maria Theresia, verlor aber nach anfänglichen Erfolgen alles, auch sein Stammland, und starb 1745, worauf Maria Theresia und ihrem Gemahl die Kaiserkrone zufiel. Die Kaiserin hatte in ihrer Bedrängnis die Ungarn, deren Königin sie seit einigen Monaten war, zu Hilfe gerufen. Aber trotz großer Anstrengungen verlor sie an Preußen große Teile Schlesiens. Maria Theresia, die ihr Land Österreich 41 Jahre und als Deutsche Kaiserin 35 Jahre regiert hatte, war eine markante Persönlichkeit von klugem und entschlossenem Wesen, dabei eine schöne und sittenstrenge Frau, die ihrem Gemahl eine zahllose Nachkommenschaft schenkte; als er gestorben war, wollte sie in ein Kloster gehen. Anständige Gesinnung und Großmut zeichneten sie aus; sie warnte einmal während eines Feldzuges ihren Gegner Friedrich von Preußen vor Anschlägen gegen seine Person. Unterstützt von tüchtigen Staatsmännern, wie dem Grafen Kaunitz, war sie den Diplomaten auswärtiger Mächte durchaus gewachsen. Im Innern führte sie zwar ein absolutistisches Regiment, bemühte sich aber redlich und unermüdlich, ihr Land aus den Verheerungen durch frühere Kriege und aus dem Elend einer jahrhundertlangen Mißwirtschaft herauszuführen, wobei kaum ein Gebiet staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens vernachlässigt wurde.

Mit ihrem Sohn Joseph II. (1741–1790) wurde der habsburgische Mannestamm wieder neu begründet, aber dieser unglückliche Monarch, dessen Tragödie es war, stets Großes

zu wollen, ohne es durchsetzen zu können, verlor nach dreijähriger Ehe seine erste Frau und seine beiden Töchter in jugendlichem Alter, nach zweijähriger Ehe seine zweite Frau, die kinderlos starb. Seitdem blieb er unvermählt. Er war 1765 Deutscher Kaiser geworden und wurde von seiner Mutter als Mitregent in Österreich eingesetzt. Er schaffte allen spanischen Hofprunk und die Leibeigenschaft ab, gab allen Religionen, auch der jüdischen, gleiche Duldung, der Presse eine bis dahin unerhörte Freiheit, besteuerte den noch steuerfreien Adel, hob eine große Zahl von Klöstern auf, wovon ihn der Papst durch einen Besuch in Wien vergeblich abzubringen suchte. Aber die Art, wie er die neuen Segnungen durch Befehle und mit Militärgewalt durchführte, und die Art, wie sie von seinen Organen ausgeführt wurden, erregte viel böses Blut, so daß er manche seiner überstürzten Reformen selbst wieder zurücknehmen mußte. Er bewunderte den Preußenkönig Friedrich, mit dem er eine Verständigung erstrebte, der aber im bayerischen Erbfolgekrieg und später Josephs Absicht auf Bayern durchkreuzte. Die Ungarn und Niederländer erhoben sich gegen seine Neuerungen, besonders gegen seinen Versuch, sein großes von so verschiedenartigen Völkern bewohntes Land auch sprachlich unter einen Hut zu bringen. Er hatte halb Europa besucht, meist inkognito unter dem Namen eines Grafen Falkenstein, hatte durch seine Leutseligkeit in Paris alle Herzen für sich gewonnen, hatte Rousseau aufgesucht und war von den Bestrebungen der Aufklärer aufrichtig durchdrungen.

Allenthalben regte sich Bildung und Streben in den deutschen Ländern. Einer der wirksamsten Wegbereiter der Weltgeltung deutscher Musik war der Opernkomponist Gluck (1714–1787). Einfachsten Verhältnissen entstammend — sein Vater war Förster im Oberpfälzischen — erhielt er seine erste musikalische Ausbildung in einer böhmischen Jesuitenschule, schlug sich in Prag schlecht und recht als Chorsänger und Tanzgeiger durch, um schließlich nach langen Lern- und Wanderjahren, die ihn durch alle Hauptstädte und Musikzentren Europas führten, in dem ehrenvollen Posten eines Hofkapellmeisters in Wien den äußeren Gipfelpunkt seiner Laufbahn zu erreichen. Gluck gehört zwar nicht zu den ganz überragenden Genies, und niemand hat seine Grenzen deutlicher erkannt, als er selbst, wenn er bekennt: „Einer kann nicht alles und wenn er klug ist, so will er nichts, als was er kann.“ Aber er wußte



JOSEPH II.
Deutscher Kaiser (1741–1790)
Nach einer Miniatur von Heinrich Friedrich Füger, um 1776



CHRISTOPH WILLIBALD
RITTER VON GLUCK

bestimmt hatte), wonach die Oper nur Mittel zur Entfaltung gesanglicher Virtuosität und rauschenden Prunkes sei, und eroberte ihr den musikalischen Ausdruck seelischer Vorgänge, menschlicher Charaktere und dramatische Wahrheit, indem er Handlung, Wort und Ton zur Einheit zu binden suchte. So siegte Gluck mit seinen monumentalen Opern „Iphigenie in Aulis“ und „Iphigenie auf Tauris“ in einem großen musikalischen Wettstreit in Paris, der die Gemüter aufs höchste erregte, gegen die italienische Richtung, nachdem schon früher, mit „Orpheus und Eurydike“, sein neuer Stil, die direkte Vorstufe des Wagnerschen Musikdramas, sich erfolgreich angekündigt hatte.

„Ich danke meinem Vater noch im Grab, daß er mich zu so vielerlei angehalten hat, wenn ich auch mehr Prügel als zu essen bekam“, so erinnert sich Joseph Haydn (1732—1809) seines väterlichen Erziehers und einer arbeits- und entbehrungsreichen Jugend, die er aber mit seinem im Grunde heiteren Naturell ebenso standhaft ertrug wie später die lange Ehe an der Seite einer „höllischen Bestie“. In Wien haust der junge Musiker, nachdem er durch den Stimmbruch seine Stellung als Kapellsänger verloren hat, dank der Gnade eines Wiener Bürgers in einer Dachkammer mit einem wurmstichigen Klavier und schult sich an Bach sowie den modernen italienischen Meistern. Als Kapellmeister der Hauskapelle des Fürsten Esterhazy in Eisenstadt bekommt er die unwürdige soziale Stellung des Künstlers jener Zeit, ein Mittelding zwischen uniformiertem Musikbeamten und Bedienten, zu spüren, aber er findet sich darin, kann er doch mit seinem Orchester praktisch erproben, was er an neuen musikalischen Formgebungen versucht. Streichquartett, Symphonie und Sonate haben durch Haydn ihre noch heute gültige Struktur erhalten. Mit der geistig-musikalischen Individualisierung der einzelnen Instrumente gelingt ihm ein ganz neuer Stil für Orchester, dem auch mengenmäßig ein überaus großer Teil seines ungewöhnlich fruchtbaren Schaffens gewidmet ist. Neben den großen weltlichen Oratorien „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“ hat Haydn, dessen ganzes Musizieren tief im Volkstum wurzelt, mit der Melodie der österreichischen Kaiserhymne, der später auch der Text „Deutschland,

die Fähigkeiten, die ihm gegeben waren, in hart ringender unablässiger Arbeit, unberührt vom modischen Beifall oder Tadel seiner Umgebung, zielstrebig in den Dienst einer einzigen Idee zu stellen und in ihr wegweisend für die Zukunft zu werden. Glucks Lebensaufgabe galt der Oper. Er überwand schließlich die bis dahin allein herrschende italienische Auffassung (die lange Zeit auch seine eigenen Werke be-

Deutschland über alles“ unterlegt wurde, sich einen unverlierbaren Platz im Bewußtsein des deutschen Volkes erobert. Seinen Lebensabend verbrachte er, unterbrochen durch zwei erfolgekrönte Englandreisen, in Wien, wo er noch die Anfänge Beethovens sowie den Aufstieg und frühen Tod Mozarts, mit dem ihn menschlich und künstlerisch wechselseitig fruchtbare Freundschaft verband, erlebte.

Wenn je eine Landschaft zum Tönen gebracht wurde, so die Salzburger mit ihrer wundervollen Mischung von südlicher Architekturpracht und herber Schönheit deutschen Alpenvorlandes im Werk ihres größten Sohnes, des Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791). Von frühester Jugend an bekundet sich in ihm eine phänomenale musikalische Begabung, die von dem Vater, dem erzbischöflich salzburgischen Vizekapellmeister Leopold Mozart, verständnisvoll entwickelt, freilich auch in zahlreichen Kunstreisen zur Schau gestellt wurde, früher wohl, als es dem zarten Körper zuträglich war. Aber der künstlerische Erfolg gab ihm recht. Die musikliebenden Höfe Europas schütteten Ruhm und Ehrungen auf den Wunderknaben, dessen kleine Finger die schwierigsten Klavier- und Orgelwerke spielend bewältigten, der mit zwölf Jahren Opern komponierte, der 13jährig vom Papst zum Ritter des Ordens vom goldenen Sporn ernannt und nach einer unerhört schweren Prüfung als Mitglied in die philharmonische Akademie Bologna aufgenommen wurde, die größte Ehre für einen Musiker seiner Zeit. Dabei blieb



JOSEPH HAYDN



WOLFGANG AMADEUS MOZART
(1756—1791)
Nach einer anonymen Miniatur des 18. Jahrhunderts

Mozart, trotz alles Bewußtseins seiner Leistung, bei jener Bescheidenheit, die den wahren Genius bezeugt, und war in seinem ganzen Wesen von bestrickender Liebesswürdigkeit, stets hilfsbereit, so daß er selbst zeitlebens mit Mangel zu kämpfen hatte. Neben seinen überaus zahlreichen Instrumentalwerken und Kirchenkompositionen, die vollendete Beherrschung aller Kunstmittel mit tiefster musikalischer Beiseelung – von göttlicher Heiterkeit bis zur dunklen Tragik – verbinden, bezeichnen vor allem die unvergänglichen Opern seine siegreiche Bahn. Er schuf mit der „Entführung aus dem Serail“ im Auftrag Kaiser Josephs II. die erste deutsche komische Oper; „Figaros Hochzeit“ setzte sich durch, trotz der Intrigen italienischer Sänger, die absichtlich schlecht sangen, der „Don Giovanni“ wurde in Prag triumphal aufgenommen.

Nur 35 Jahre waren dem Frühvollendeten beschieden. In seinem letzten Werk, dem „Requiem“, das er auf eine geheimnisvolle Bestellung des Grafen Walsegg hin in fliegender Hast, von Todesahnungen erfüllt, entwarf, hat er noch einmal sein tiefstes Menschliches in Musik ausströmen lassen und so sich selbst das ergreifendste und dauerndste Totenmal gesetzt.

FRIEDRICH DER GROSSE

und seine Zeit

UNTER den ersten beiden Königen hatte Brandenburg-Preußen im Anfang des 18. Jahrhunderts sich zu einer achtunggebietenden Stellung innerhalb Deutschlands emporgearbeitet, unter dem neuen König Friedrich II. aber wuchs Preußen aus einer innerdeutschen zu einer europäischen Macht heran. Gleichzeitig und gewiß nicht ohne Beziehung zu dem gewaltigen Impuls, der von einer großen Persönlichkeit auch ohne besonderes Zutun ausgeht, erwachten die schlummernden Kräfte der Nation und führten ein erhabenes Zeitalter herauf, das goldene Zeitalter der klassischen deutschen Dichtkunst, das schon jetzt vorbereitet wurde von Dichtern wie Klopstock und Lessing und den ersten großen deutschen Tonmeistern, ein Zeitalter, dem das philosophische Weltgebäude eines Immanuel Kant den Unterbau schuf.

Der Preußenkönig Friedrich II. (1712—1786), bereits nach dem zweiten schlesischen Krieg als „der Große“ begrüßt, später auch „der Einzige“ und gern „der Alte Fritz“ genannt, hatte als Sohn eines soldatisch harten Vaters eine überaus traurige Jugend gehabt. Seine künstlerischen Neigungen, sein Flötenspiel, seine Vorliebe für französische Literatur und französisches Wesen, sein Hang zur Freigeisterei waren dem Soldatenkönig zuwider, der aus seinem Sohn einen tüchtigen Soldaten und Verwaltungsbeamten machen wollte. Im Einverständnis mit seiner Mutter versuchte Friedrich 1730 nach England zu fliehen, wurde aber unterwegs aufgegriffen und auf die Festung Küstrin gebracht. Vor seinen Augen enthauptete man seinen treuen Gefährten Leutnant Katte, der Prinz fiel bei dem Anblick in Ohnmacht. Der Vater wollte auch Friedrich zum Tode verurteilen lassen, begnadete ihn aber auf Einspruch des Kaisers und anderer auswärtiger Höfe zu strenger Kerkerhaft, die erst nach einem Jahr gemildert wurde. Friedrich, schon in früher Jugend zur Heuchelei und Vertuschung seiner geheimen Neigungen gezwungen, mußte sich jetzt völlig dem harten Willen seines Vaters beugen, heiratete widerwillig eine ihm aufgezwungene Prinzessin, arbeitete sich ebenso widerwillig, aber mit wachsendem Eifer in die Kanzlei- und Verwaltungsgeschäfte ein und nahm unter dem Prinzen Eugen am Rheinfeldzug teil. Nach sechs Jahren war er mit seinem Vater so weit ausgesöhnt, daß er das Schloß Rheinsberg als heiteren Musensitz zugewiesen bekam. Hier durfte er seinen künstlerischen und philosophischen Neigungen leben, von hier aus trat er mit den französischen Aufklärern in Beziehung, hier entwickelte er sich zu dem freien Denker, der alle übernatürliche Offenbarung und den Glauben an eingeborene Ideen ablehnte, der die Ideale der Humanität

mit den politischen Erfordernissen zu vereinen strebte, hier schrieb er seinen „Anti-Machiavell“, in dem er sich zu den Pflichten des Herrschers bekannte, für das Wohl der Gesamtheit als erster Diener des Staates zu wirken. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Regierung im Sinne eines aufgeklärten Despotismus, löste das kostspielige Potsdamer Grenadierregiment auf, verkündete Gewissensfreiheit und eroberte in drei wechselvollen Kriegen einen großen Teil

Schlesiens. Im letzten Krieg, dem Siebenjährigen, sah sich Friedrich einer übermächtigen Koalition von Österreich, Frankreich, Sachsen, der Reichsarmee — durch einen Druckfehler war in der Reichsacht gegen Friedrich aus der eilenden Reichsarmee eine elende Reichsarmee geworden, was denn auch den Tatsachen mehr entsprach — und von Rußland gegenüber, erlitt, für den Fall des Zusammenbruchs stets Gift mit sich führend, manche schwere Niederlage, gewann aber auch dank seiner genialen Erfassung der Schwächen seiner Gegner und von glücklichen Konstellationen begünstigt, die glänzendsten Siege und alle drei Feldzüge. Die Idee eines nationalen deutschen Reiches lag seinen Gedankengängen noch allzu fern, ihm war es nur um die Vergrößerung seiner Macht auf Kosten des Kaisertums und der kleinen Fürsten



FRIEDRICH II., DER GROSSE
König von Preußen (1712—1786)
Nach einer Miniatur von Daniel Chodowiecki

zu tun. Inzwischen hatte er auch Ostfriesland, das fruchtbare Marschland an der Nordsee, seinem Reich einverleibt, später erwarb er in der ersten Teilung Polens noch die Verbindungsbrücke nach Preußen dazu. Im Innern suchte er die schlimmen Kriegsfolgen zu mildern, neue Industrien zu gründen, fremde Gewerbetreibende einzustellen, den Handel zu begünstigen. Er ließ die Kartoffel anbauen, führte das Tabak- und Kaffee-Monopol ein und kümmerte sich um die Rechtspflege. Die einlaufenden Bittgesuche versah er mit witzigen Randglossen in seiner originellen Orthographie, denn er konnte seine Muttersprache nur unvollkommen schreiben. Der deutschen Literatur widmete der vielseitig interessierte König 1780 eine ermunternde Schrift, aber sonst stand er der deutschen Dichtkunst fremd gegenüber; nur Gellert ließ er mit einiger Einschränkung gelten. Als sich der große deutsche Kunstgelehrte Winckelmann um eine Bibliothekarstelle bewarb, fand Friedrich, daß die Hälfte des geforderten Honorars genug sei. Die Akademie der Wissenschaften wurde mit Franzosen besetzt. Seine intimsten Freunde waren Franzosen, wie Voltaire; er selbst schrieb, dichtete und sprach fast nur französisch. Von den zahlreichen Anekdoten, die über ihn im Umlauf und jedermann bekannt sind, gehört die von der Mühle von Sanssouci in das Gebiet der Hohenzollernlegende. Was ihn

zu der verehrungswürdigen nationalen Heldengestalt gemacht hat, war die zielbewußte Einhaltung eines einmal beschrittenen Weges, die meisterhafte Durchführung seiner auf die Er-starkung seines Landes gerichteten Pläne, war die Geschlossen-heit einer wirklichen Persönlichkeit, das preußisch-strenge Pflichtbewußtsein, war seine heldische Größe im Ringen mit übermächtigen Gewalten.

An den Erfolgen Friedrichs des Großen in seinen schlesischen Kriegen, besonders im Siebenjährigen Kriege, hatte sein Bruder Heinrich, Prinz von Preußen (1726—1803), einen nicht geringen Anteil, trotzdem verstanden sich die Brüder nicht besonders gut. Nach Friedensschluß widmete dieser sich auf Schloß Rheinsberg seinen vielseitigen Interessen. 1770 war er in diplomatischer Mission am Zarenhof, um die Teilung Polens mit Katharina II. zu besprechen.

Der andere Bruder Friedrichs d. Gr., August Wilhelm, war zum Thronfolger bestimmt gewesen, starb aber bald, und sein ältester Sohn wurde nach Friedrichs Tode als Friedrich Wilhelm II. (1744—1797) König von Preußen, ein un-



FRIEDRICH II., DER GROSSE
mit seinem Bruder Heinrich, Prinz von Preußen
(1726—1803),
und seinem Neffen Friedrich Wilhelm II., König von Preußen
(1744—1797)
Nach einer anonymen Miniatur, um 1770

würdiger Nachfolger des großen Friedrich. Er beteiligte sich an verfehlten Unternehmungen, wie dem Feldzug gegen die französische Republik 1792—1794, ließ seine Günstlinge herrschen, die ihn mit Geisterspuk unterhielten, und widmete sich seinen zahlreichen Freundinnen. Durch ein reaktionäres Religionsedikt machte er dem friderizianischen Zeitalter der Aufklärung ein Ende. Eine Verschärfung der Zensur engte die Pressefreiheit stark ein. Durch die zweite und dritte Teilung Polens belastete er sein Land mit einer Gebiets-erweiterung, die sich auf die Dauer als ein unvereinbarer Fremdkörper erweisen sollte.

Schon im Heere Friedrich Wilhelms I. diente seit 1720 Kurt Christoph Graf von Schwerin (1684—1757). Friedrich II. machte ihn bei seinem Regierungsantritt zum General-feldmarschall, und dieser schon in früheren Kriegen bewährte alte Kämpfe errang gegen die kriegserfahrenen österreichischen Truppen, in denen noch die Tradition des Prinzen Eugen lebendig war, die erste Schlacht des Krieges und entschied damit das Schicksal Schlesiens. Im Siebenjährigen Krieg verlor er vor Prag, 73 Jahre alt, sein Leben, als er vom Pferde steigend und die Fahne ergreifend die wankende Infanterie wieder in die Schlacht führen wollte, von fünf Kartätschen-kugeln getroffen.



KURT CHRISTOPH GRAF VON SCHWERIN

In der ersten Schlacht des ersten schlesischen Krieges, bei Mollwitz, hatte die preußische Reiterei gegenüber den mit ihren Pferden verwachsenen Ungarn versagt. Aber bald darauf schon bewährte sie sich unter der Führung des späteren Generals Hans Joachim von Zieten (1699—1786), der mit seinen Husaren in Geplänkeln und Schlachten zahl-reiche Siege erfocht, so bei Jägerndorf, Hohenfriedberg (aus einem Busch hervorbrechend), Hennersdorf, wo er verwundet wurde, so daß er für den Rest des zweiten Feldzuges vom Kriegsschauplatz abtreten mußte, dann im Siebenjährigen Krieg bei Reichenberg, Prag, Leuthen, und vor allem bei Torgau, wo er die schon fast verlorene Schlacht rettete. Er war klein von Gestalt, leicht reizbar und hatte eine zu schwache Stimme, so daß er sich anfangs nicht durchsetzen konnte. Vor der Schlacht pflegte er stets mit dem Säbel in der Luft ein Kreuz zu schlagen, weswegen ihn Friedrich gern verspottete.

Der große Sieg Friedrichs bei Roßbach über die Reichs-armee wurde durch die Entschlossenheit eines andern kühnen Reiterführers entschieden. Es war Friedrich Wilhelm von Seydlitz (1722—1773), einer der glänzendsten Reiter seiner Zeit. Er ritt einmal unter einem tausenden Wind-mühlensflügel hindurch. Auf der Oderbrücke in Frankfurt fragte ihn einst Friedrich, was er tun würde, wenn ihn hier der Feind von vorn und hinten angriffe, worauf Seydlitz, ohne zu antworten, in die Oder sprang und ans Ufer schwamm. Nach der Niederlage bei Kunersdorf kam er bei dem König in Un-gnade, wurde später aber wieder mit einem Kommando betraut.



FRIEDRICH WILHELM VON SEYDLITZ



HANS JOACHIM VON ZIETHEN
(1699—1786)
Nach einer Miniatur von Daniel Chodowicki

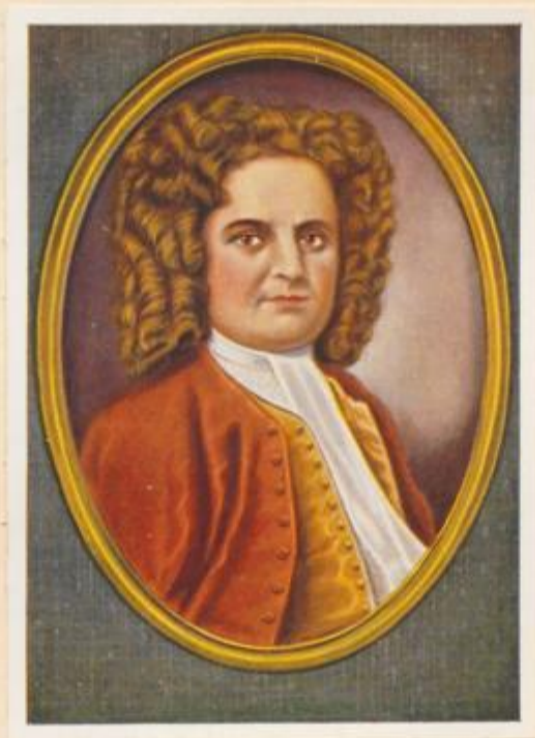
In Sachsen hatte nach Augusts des Starken Tode sein Sohn August III. (1696—1763), der als Kurfürst den Namen Friedrich August II. führte, den Thron bestiegen, und im gleichen Jahr wurde er gegen den französischen Kandidaten Stanislaus Leszcinski zum König von Polen gewählt. Er ließ in Sachsen seinen Günstling, den Grafen Brühl, als Minister für sich regieren, der eine ungeheure Verschwendung trieb und Heer und Finanzen verkommen ließ, während man sich um Polen so gut wie gar nicht kümmerte. Seit dem zweiten schlesischen Kriege war Sachsen auf seiten der Maria Theresia; der König flüchtete mit seinem Minister nach Warschau, als Friedrich im Siebenjährigen Krieg Sachsen besetzte und als Operationsbasis benutzte. Erst nach Friedensschluß kehrte er zurück.

Eine der ausgeprägtesten Barockfiguren in der Musikgeschichte ist Georg Friedrich Händel (1685—1759) in seiner Mischung von Kosmopolitismus und künstlerischem



AUGUST III.
König von Sachsen-Polen (1696—1763)
Nach einer Miniatur von Jörgen Gylden

Aristokratentum, seinem Drang nach Bewegungsfreiheit und einem weithin sichtbaren Wirkungsfeld, in seiner schier unerschöpflichen geistigen und physischen Kraft. Nach frühen kompositorischen Erfolgen an der Hamburger Nationaldeutschen Oper ging Händel nach dem gelobten Land der Musik, nach Italien, um sich dort im Opernstil zu vervollkommen, triumphierte aber bald mit seinen eigenen Schöpfungen über seine Lehrmeister. Dann folgte er einer Einladung nach London, das, abgesehen von kürzeren Unterbrechungen, nun sein ständiger Wohnsitz wurde. Zunächst schrieb er dort neben Klavier- und Orgelwerken zahlreiche Opern im italienischen Stil, gekennzeichnet durch dramatische Affektdarstellung. War bis dahin Händel von Erfolg zu Erfolg geschritten, so blieb ihm nun als künstlerischem Leiter mehrerer großer italienischer Operntruppen in London das Glück weniger hold. Nicht nur brachen wegen finanzieller Schwierigkeiten sowie kleinlicher Intrigen und Zänkereien



GEORG FRIEDRICH HÄNDEL
(1685—1759)
Nach einer Miniatur von Christian Friedrich Zincke

der Sänger untereinander alle diese Unternehmungen nach kürzerer oder längerer Frist zusammen, sondern es wehrte sich auch die künstlerisch sehr viel anspruchslosere englische Volksmusik, vor allem Gays „Bettleroper“ (Vorbild der Dreigroschenoper), mit Erfolg gegen das sich übersteigernde italianisierende Virtuositentum, mit dem Händel sein Opernschaffen verknüpft hatte. Aber die kraftvolle Natur des Meisters ließ sich von keinem Mißerfolg auf die Dauer zu Boden drücken. In der Folgezeit hat er im weltlichen und geistlichen Oratorium, das er von kultischen Bindungen löste und ausschließlich künstlerischen Zwecken bestimmte, seine eigenste und größte Leistung geschaffen und zugleich England eine nationale Musikform an Stelle der italienischen Oper geschenkt. Besondere Bedeutung wies er dem Chor zu, der ähnlich wie in der antiken Tragödie teils mithandelnd, teils als idealer Zuschauer eingesetzt wird. Vor allem „Der Messias“, „Judas Makkabäus“ und „Israel in Ägypten“ haben bis heute ihre unvergängliche Kraft bewiesen und Händels Namen unter die ganz Großen seiner Kunst eingereiht.

Stand Händels Person und Schaffen im Licht europäischer Öffentlichkeit und fand dort seinen Ruhm, so durchlief das

Leben des Johann Sebastian Bach (1685—1750), dessen gigantisches Werk zu wahrhaft zeitloser Größe emporragt, äußerlich eine ungleich bescheidenere Bahn. Die Vorfahren schon waren Musikanten im Thüringischen. Johann Sebastian erlernte das Orgel- und Violinspiel und lebte, von kürzeren Kunstreisen nach Norddeutschland, dem Sitz der großen Orgelmeister, abgesehen, mit dem Beruf eines Organisten — als solcher bald berühmt —, Violinisten oder Konzertmeisters in kleinen mitteldeutschen Residenzen und Städten, bis er schließlich 1723 an das Kantorat der Thomaskirche in Leipzig berufen wurde, als Bewerber zweiter Garnitur, „da man die Besten nicht hatte haben können und die Mittleren zu nehmen“ sich entschloß. Durch ihn hat die Thomaskirche, eine der ältesten deutschen Pflegestätten vokaler Musik überhaupt, dann ihren Weltruf erhalten. Nur eine Reise zu Friedrich d. Gr., der Bachs virtuoses Klavierspiel ehrend anerkannte, unterbrach diese langen Leipziger Jahre, die er in großer Zurückgezogenheit, nur seiner Familie, seinen Schülern, vor allem aber seinem Amt und gerade damit seiner Kunst lebend, verbrachte: das Leben eines beamteten Kantors, weit ab von jedem Künstlerdünkel und gerade in



JOHANN SEBASTIAN BACH

dieser innerlichen Bescheidung, in seiner tiefen überkirchlichen Gläubigkeit von solch gewaltiger künstlerischer Kraft, daß selbst die erweiterten Begriffe des Genius seine Erscheinung kaum noch zu fassen vermögen. Seine musikgeschichtliche Bedeutung mit seiner Vereinigung von Polyphonie und Melodieentfaltung auf harmonischer Grundlage, die ihn an der Wende zweier Zeiten zum Gipfel der vorausgegangenen Periode und zum Wegbereiter der Klassik macht, wiegt fast gering gegenüber der zeitüberdauernden Kraft, die von seinem auch der Menge nach ungeheuren Werk ausstrahlt. Eine Bachsche Orgelphantasie und Fuge: Katarakten gleich stürzen Bruchstücke von Tonmassen herab, irren noch ohne Richtung und doch von geheimer Kraft bewegt durch den musikalischen Raum, entwirren sich allmählich zu einzelnen Stimmen, die einander greifen, sich ablösen, verschlingen und schließlich immer klarer, durchsichtiger zu letztem harmonischen Zusammenklang sich vereinen. Und alle diese vielen Hunderte von Chorkantaten, von Orgelphantasien und Fugen, Choralvorspielen, von Klavier- und Kammermusikwerken bis hin zu den gewaltigen Chorpässionen nach Johannes und Matthäus sowie dem Gipfel seines Schaffens, der „Hohen Messe in H-moll“, diese unermeßliche Fülle — sie hätte nicht als „Kunst“, nicht für den Konzertsaal entstehen können, sie wuchs als „Gelegenheitsmusik“ in engster Ver-

bindung mit dem täglichen Leben und den Erfordernissen des Kirchenjahres, mehr noch: als musikgewordenes Leben selber mit seiner Not und seinem gläubigen Aufschwung aus dem Inneren eines begnadeten Meisters — für alle Zeiten. Einer seinesgleichen, Beethoven, erkannte den Maßstab seines Wirkens, wenn er ausrief: „Nicht Bach, Meer sollte er heißen!“

Die deutsche Literatur war im Zeitalter des Barocks, im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, auf einem derartigen Tiefstand in jeder Beziehung angelangt, daß ihre Erzeugnisse uns heute als völlig ungenießbar, ja abstoßend erscheinen. In einem sprachlich schwerfälligen, mit Schwulst überladenen Stil wurden Poesien konstruiert, die jeglichen Gefühls entbehrten, von einer natürlichen Ausdrucksweise wie von einer echten Empfindung war man gleich weit entfernt. Neben diese Dichter der überschwenglichen Kunstpoesie traten, von der „Aufklärung“ der französischen Enzyklopädisten angeregt, pedantische Versdrehler, die überhaupt jeden Schwung aus der Poesie vertreiben wollten. Nur ganz vereinzelte Persönlichkeiten ragten aus dieser Tiefebene hervor, vor allem die Dichter frommer Kirchenlieder beider Konfessionen. Der erste, der wieder eine natürliche Ausdrucksweise in seinen Dichtungen erreichte, der übrigens auch den Briefstil von seinen Geschraubtheiten reinigte, war der Fabeldichter Christian Fürchtegott Gellert (1716 bis 1769), Sohn eines sächsischen Predigers, einer von seinen 15 Kindern, der früh durch Aktenabschriften sein Brot verdienen mußte, die Leipziger Universität besuchte und hier dann als Professor Vorlesungen über Poesie, Beredsamkeit und Moral hielt. Während des Siebenjährigen Krieges rief ihn Friedrich d. Gr. in Leipzig zu sich und fragte ihn, bei wem er sich gebildet habe, worauf er antwortete: „Majestät, ich bin ein Original“. Friedrich sprach sich dann lobend über Gellert aus. Sein Bruder Prinz Heinrich schenkte dem Dichter seinen ungemein zahmen Schimmel, auf dem Gellert ins Kolleg zu reiten pflegte. Er war ein arger Hypochonder, der sich mit seinen eingebildeten Leiden zu Tode qualte. Als Lehrer der Jugend hatte er unermeßlichen Einfluß, er war mit Rat und Tat immer bereit zu helfen und hat eine grenzenlose Verehrung genossen. Ein Bauer, der seine Fabeln gelesen hatte, lud einmal vor seinem Hause einen Wagen voll Brennholz für den Dichter ab. Von Gellert stammt der hübsche Vers: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben.“ Und getreu dieser Maxime hat er gelebt und gedichtet, das sittenstrenge, fromme Leben eines Bürgers, ja eines Spießbürgers. Er war eine durchaus problematische Natur, unter seiner tugendhaften Hülle steckte ein Mensch, dem die Laster und Sünden der Welt nicht fremd waren. Aber es war nicht Heuchelei, wenn er in seinen frommen Liedern, die in keinem Gesangbuch fehlen, das Lob Gottes und das Hohelied der Tugend sang, oder wenn er allen seinen Fabeln, die jeder aus dem Schullesebuch kennt, einige Zeilen handfester Moral anhängt, sondern er war von der Pflicht zu gesitteter Lebensführung tief durchdrungen. Sein Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G.“ steckt aber so voller Schlüpfrigkeiten und Unanständigkeiten, und auch unter seinen Fabeln finden sich recht frivole Stücke, daß man sich kaum vorstellen kann, wie sich beide Seiten in einem Menschen vereinigen lassen.

Die stimmungsfeindliche Ödheit der vernünftelnden Versmacher im Anfang des 18. Jahrhunderts in Deutschland rief unerwartet einen wirklichen Dichter auf den Plan: Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803), den Begründer der neueren deutschen Dichtung. Er war seinem Vater, einem verarmten Advokaten, als erstes Kind unter acht Söhnen und neun Töchtern geboren worden, studierte Theologie, war Hauslehrer und erhielt seit Anfang

der 50er Jahre vom Dänenkönig, an dessen Hof in Kopenhagen er fast 20 Jahre lebte, einen lebenslänglichen Ehrensold. Als 22jähriger veröffentlichte er die ersten Gesänge seines Epos „Messias“, die begeisterte Aufnahme fanden. Erst 27 Jahre später war das Werk vollendet. Die von wehevoller Stimmung durchtränkten ersten Gesänge hatten dem deutschen Volk die Augen und Sinne für die Schönheiten der deutschen Sprache geöffnet, aber das ganze Werk mit seinen 20 Gesängen und über 20 000 ungereimten Hexametern (mehr als Homers Ilias und Odyssee zusammen) ermüdeten infolge des gänzlichen Fehlens einer bewegten Handlung und der endlosen Aneinanderreihung von erregten Gefühlswallungen. Um die Worte der Schrift „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe“ auszudrücken, brauchte er 29 Hexameter. Es dürfte außer Spezialforschern heute kaum einen Menschen geben, der das ganze Werk gelesen hat; schon Lessing klagte: „Wer wird nicht einen Klopstock loben, doch wird ihn jeder lesen?“



FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK

(1724–1803)
Nach einer Miniatur von Johann Eberhard Ihle, um 1770



CHRISTIAN FURCHTEGOTT GELLERT

(1715–1769)
Nach einer anonymen Miniatur des 18. Jahrhunderts

— Nein!“ Seine Dramen sind völlig ungenießbar, in seinen „Oden“ aber finden sich einzelne Stellen von hoher Schönheit und edlem Wohlklang, obgleich sie in den der deutschen Sprache unzugänglichen Versmaßen des Horaz gedichtet sind. Manches ist aber auch in diesen Gedichten, das durch sein gesteigertes Pathos, durch seine rokokohafte Schnörkelei unerträglich, oft lächerlich wird, so wenn er seinen ergrauten Kopf beschreibt: „Und auf dem Scheitel blühet mir es winterlich schon; auch ist es hier und da öde.“ Dennoch ist er der erste deutsche Dichter nach den Zeiten des Minnesangs, der eigenes Erlebnis in wohlklingender Sprache stimmungsvoll wiederzugeben vermag.

Goethe, in seiner Jugend vom Klopstockschen „Messias“ begeistert, hat später zu seinem Sekretär Eckermann gesagt: „Klopstock war kein epischer und kein dramatischer Dichter, ja überhaupt kein Dichter.“ Gleiches hat man vielfach von Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) behauptet, aber ebenfalls mit Unrecht. Denn seine kritisch eingestellte Natur, die tendenzgeschwängerte Atmosphäre seiner Dramen, die kühle Verstandesschärfe, die er bei dem Aufbau seiner

Dramen anwandte, verhinderten nicht, daß hier für das deutsche Theater die ersten wirklich lebensvollen Menschen geschaffen waren, keine antiken Heroen mehr und keine konventionellen Puppen, sondern Menschen mit den Gesinnungen und Empfindungen der Zeit. Ja, nicht allein das — es war eigenstes Erleben des Dichters, das diesen Gestalten ihr Leben einhauchte. In der „Minna von Barnhelm“, dem ersten klassischen Lustspiel in Deutschland, war die gekränkte Soldatenehre des abgebauten Offiziers gewiß ein aus dem Leben gegriffenes Motiv, aber es war auch das Schicksal Lessings und der andern deutschen Dichter wie Klopstock und Gleim, die über die Zurücksetzung von seiten des großen und verehrten Preußenkönigs, über seine Geringschätzung jeder deutschen Geistesregung erbittert waren. In der „Emilia Galotti“, der ersten politischen Tragödie in Deutschland, handelt es sich um die Ehre eines aufrechten Mannes und seiner Tochter am Hofe eines schrankenlosen Despoten, um die Anerkennung menschlicher Würde, ein Stoff, der bei der Willkür der zahlreichen kleinen Tyrannen in Deutschland und



GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

(1729–1781)
Nach einer anonymen Miniatur des 18. Jahrhunderts

anderswo in der Luft lag; für Lessing hatte er aktuelle Bedeutung, war er doch seit drei Jahren im Dienst eines Fürsten, den seine aufgeklärte Denkweise nicht hinderte, Lessing die Fortführung seines Streites mit der protestantischen Orthodoxie zu untersagen. Lessing befreite sich von dem lästigen Zwang durch seinen „Nathan den Weisen“, das Hohelied der Duldsamkeit. Er war zeitlebens ein edler Kämpfer im Sinne der Aufklärung und des Humanitätsgedankens gegen Willkür und Zwang gewesen. In seinem kunstkritischen Werk „Laokoon“ hat er die Grenzen zwischen Malerei und Poesie geistvoll festgelegt, in der „Hamburgischen Dramaturgie“ trat er für Shakespeare ein gegen die klassische Tragödie der Franzosen. Als sächsischer Pfarrersohn

geboren, hatte er Theologie, Medizin und Philosophie, besonders Philologie, studiert, war Magister geworden, wirkte sieben Jahre lang als Rezensent an der „Vossischen Zeitung“ in Berlin, geriet dann in Schulden (er war ein leidenschaftlicher Spieler), wurde Sekretär des Generals Taubert, darauf Dramaturg am Deutschen National-Theater in Hamburg. Zuletzt war er als Bibliothekar am braunschweigischen Hofe in Wolfenbüttel tätig.

Aus der deutschen Rokokoliteratur, in der die anmutige, aber gezierte Hirtenpoesie gepflegt wurde, wuchs einer zum wirklichen Dichter heraus: der gemütvoll, fromme Holsteiner Matthias Claudius (1740—1815). Er war wie mancher deutsche Dichter jener Zeit ein Predigersohn, studierte Theologie, dann Staatswissenschaften, war Sekretär eines Grafen, Redakteur, gab den „Wandsbeker Boten“ heraus, wurde auf Herders Empfehlung Oberlandkommissär in Darmstadt und später durch den dänischen Kronprinzen erster Revisor einer Bank in Altona. Seiner prosaischen Amtstätigkeit zum Trotz hat dieser gemütvoll Poet in Gedichten, Geschichten und Aufsätzen den echten Volkston getroffen und Lieder verfaßt, die noch heute in aller Munde sind, wie „Der Mond ist aufgegangen ...“, „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben ...“, „War einst ein Riese Goliath ...“, „Wenn einer eine Reise tut“. In diesen stimmungsvollen Liedchen liegt, wie Herder treffend sagt, „etwas für gewisse Silbersaiten des Herzens“. In wenigen Worten weiß er vor uns eine Landschaft von bezauberndem Reiz erstehen zu lassen: „Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel wunderbar“. Das klingt anders als die Poesie der deutschen Anakreontiker jener Zeit, die als Landschaftsschilderung nur einen „Rasen mit Klee“ nennen können, auf den sie „Kanapee“ reimen.

In Immanuel Kant (1724—1804), der im gleichen Jahre wie Klopstock geboren wurde, erreicht das geistige Zeitalter der Aufklärung seinen philosophischen und ethischen Höhepunkt. Als Sohn eines armen Sattlermeisters in Königsberg war es ihm nur mit Hilfe von Verwandten möglich, die Universität zu besuchen, wo er dann als Privatdozent Vorlesun-



IMMANUEL KANT
(1724—1804)
Nach einer Miniatur-Zeichnung
von Veit Hans Schnorr von Karolsfeld, 1789

thropischen und kulturellen Bestrebungen mit wärmstem Interesse unterstützte. Der äußere Eindruck von Pedanterie, der etwa aus der strengen Regelung von Kants tätigen Leben entstehen konnte, trifft doch nur sehr oberflächlich das Wesen einer Persönlichkeit, die mit so viel Wärme, die durch alle Verhaltenseiten hindurch spürbar wird, die Pflicht zur Herrin ihres Lebens macht. Hier liegt wohl auch der tiefste Grund — die Pflicht, der Obrigkeit in letzter Instanz sich nicht zu widersetzen — für seine Unterwerfung unter das Religionsedikt von 1794, das als Antwort auf seine kritischen Gedanken in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ seine Lehrfreiheit zeitweise beschränkte. Kants epochale philosophische Leistung, die mächtigen Einfluß in der gesamten geistigen Welt ausübte, beruht vor allem auf der Überwindung der spekulativ-metaphysischen Konstruktionen seiner Vorgänger. Kant stellt fest, daß in der menschlichen Erkenntnis nicht die Dinge, sondern der erkennende Mensch im Mittelpunkt stehe, und daß darum die Vernunft nicht die uns unbekannt „Dinge an sich“, sondern nur die Welt ihrer Erscheinungen, die aber keine Scheinwelt ist, mit ihrer Erkenntnis durchdringen könne. Die Vernunft gibt also keine gesicherte Erkenntnis über den Bereich menschlicher Erfahrung hinaus, und das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens, die das menschliche Denken von altersher zu beweisen sucht, lassen sich nicht beweisen. Sie bleiben nur als notwendige, lebenregulierende Ideen bestehen, weil Kant unsere Welt als moralisch bestimmt und darum das Leben durch das Ideal des höchsten

Gutes geregelt sieht. Diese Erkenntnis des Moralprinzips, des berühmten „kategorischen Imperativs“, ist das höchste Vermögen der praktischen Vernunft: „Handle so, daß die Maxime (Leitsatz) deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ In diesem Satz, in dem Kant den Willen unter dem Gesetz und den freien Willen gleichsetzt, findet er die nur scheinbar paradoxe Lösung des Widerspruchs von den zwei Elementen im Wesen des Menschen: Natur und Freiheit.



MATTHIAS CLAUDIUS

RUSSLAND

DAS im Osten Europas gelegene große russische Reich war im 17. Jahrhundert die Beute machtgieriger Nachbarn geworden. Die Ostseeküsten waren von den Schweden besetzt, im Süden waren die Türken weit vorgedrungen und das Zentrum des Landes stand unter der Gewalt eines polnischen Prinzen. Gegen diesen erhob sich ein Volksaufstand, und Adel, Geistlichkeit und Bürger wählten einen Großfürsten aus dem Bojarengeschlecht der Romanow zum Zaren und übertrugen ihm die unumschränkte Gewalt. Ein gewalttätiges, im Blute wattendes und schließlich blutig ausgerottetes Geschlecht war damit zur Alleinmacht gelangt. Anfangs blieb aber Rußland noch im Dunkel eines halbasiatischen Staates stecken.

Erst mit dem vierten Romanow, mit Peter d. Gr., und jetzt allerdings mit einem Schlage, trat Rußland in die Geschichte Europas ein. Mit einer Gewalttat begann der 17jährige Peter I., d. Gr. (1672—1725) seine Regierung: er schob die Regentin Sophia, seine herrschsüchtige Schwester, beiseite und steckte sie ins Kloster, erstickte mit Hilfe einer aus Ausländern gebildeten Truppe den Widerstand der militärischen Hauptmacht im Staate, der Strelitzen, und schuf sich nach dem Beispiel der Westmächte ein stehendes Heer. Mit einer neu erbauten Flotte schlug er die Türken und setzte sich am Schwarzen Meer fest. Dann bereiste er das Ausland, arbeitete in Holland inkognito in einer Schiffswerft (bekannt aus Lortzings Oper „Zar und Zimmermann“), schlug, zurückgekehrt, einen neuen Aufstand der Strelitzen nieder, deren Anführer er — 130 Mann — vor den Fenstern seiner mitverschworenen Schwester aufknüpfte, und steckte seine vielleicht ebenfalls am Aufstand beteiligte erste Gemahlin ins Kloster. Mit Hilfe einer großen Zahl aus dem Ausland mitgebrachter Ingenieure und Offiziere suchte er dann mit Riesenschritten seinem Reiche einen westeuropäischen Anstrich zu geben, gründete Druckereien, stiftete Schulen und ordnete das Kirchenwesen, indem er sich an die Spitze der neuen kirchlichen Organisation stellte. Jetzt galt es, auch im Norden des Reiches einen Zugang zum Meere zu erhalten. Er erklärte dem Schwedenkönig

Karl XII. den Krieg, wurde anfangs schwer geschlagen, trieb ihn aber dann durch sein ganzes Land nach Süden ab. Der Norden Rußlands war nun Schweden entrissen. Peter gründete auf ungünstigem Boden seine neue Residenz Petersburg. Aber von Karl XII. angestiftet drangen jetzt wieder die Türken vor und umzingelten ihn mit seinem Heer. Da rettete ihn die List seiner zweiten Gemahlin, die er als Bauernmagd in Litauen zu sich genommen und zunächst heimlich geheiratet hatte. Es war die nachmalige Kaiserin Katharina I. (1684—1727). Sie bestach mit ihren Juwelen den türkischen Großwesir und befreite so das russische Heer aus der Umklammerung. Wieder wandte er sich gegen die Schweden und sicherte seine

Grenze im Norden, um dann im Südosten des Landes gegen Persien vorzugehen, wo er seine Herrschaft erweiterte. Inzwischen hatte er im Innern wieder einen Aufstand niederzuschlagen, was mit rücksichtsloser Gewalt geschah, und wobei auch sein Sohn aus erster Ehe hingerichtet wurde. Seine Gemahlin Katharina wurde nun zur Kaiserin erklärt und in Moskau gekrönt. Als Peter gestorben war, verheimlichte sie eine Zeitlang im Einverständnis mit wenigen Günstlingen dem Volk den Tod des Zaren, um Zeit zu gewinnen und ihre Herrschaft zu befestigen. Sie regierte noch zwei Jahre.

Peters großer Gegner Karl XII. von Schweden (1682 bis 1718) wurde bereits 15jährig König der damals in Nord-europa vorherrschenden Macht. Gegen ihn verbündeten sich Rußland, Sachsen, Polen und Dänemark und fielen 1700 über ihn her. Allein der tatenlustige, jetzt 18jährige König Karl schlug die Dänen und zwang sie zum Frieden, stürzte sich dann mit 8000 Mann auf die zehnmal stärkeren Russen, warf sie zurück, trieb in schnellem Siegeszug die Sachsen aus Polen hinaus, wo er Stanislaus Leszcinski zum König einsetzte, und nötigte August II. zum Frieden und Verzicht auf Polen. Inzwischen hatte Zar Peter die schwedischen Ostseeprovinzen besetzt, Karl aber drang mitten in Rußland ein bis in die Ukraine. Hier stellte und schlug ihn Peter vernichtend bei Poltawa, so daß Karl auf türkisches Gebiet flüchten mußte.



PETER I., DER GROSSE
Kaiser von Rußland (1672—1725)
Nach einer anonymen französischen Miniatur des 18. Jahrhunderts



KATHARINA I.
Kaiserin von Rußland (1684—1727)
Nach einer Miniatur von Charles Bolt nach dem Gemälde von Nattier

Er hetzte die Türken gegen Rußland und versuchte, als die erste Unternehmung bald beigelegt war, die Türkei in weitere Kriege gegen Peter d. Gr. hinauszutreiben, bis diese ihn schließlich gefangensetzten. Karl befreite sich aber, ritt verkleidet in 16 Tagen ununterbrochen bis Stralsund und setzte, als die Stadt von den Sachsen und Preußen erobert wurde, nach Schweden über. Bei einem Angriff auf Norwegen traf ihn eine wahrscheinlich schwedische Kugel tödlich.

In Rußland war auf Katharina I. zunächst ein Enkel Peters I. gefolgt; nach drei Jahren bestieg Anna, eine Tochter des schwachsinnigen Iwan V., den Thron; erst 1741 folgte Elisabeth, die Tochter Katharinas I., die unvermählt 1762 starb und die Krone an den Sohn ihrer Schwester Anna, Peter III., abgab. Dieser wurde bereits nach zwei Monaten unter Mitwissen seiner Gemahlin gestürzt und dann ermordet, und wieder trat an die Spitze des gewaltigen Reiches eine Frau, Peters III. Witwe Katharina II. (1729—1796), die den Namen Sophia Augusta (von Anhalt-Zerbst) gleichzeitig mit



KARL XII.
König von Schweden (1682—1718)
Nach einer Miniatur von Axel Sparre

ihrer Religion ablegte, als sie 16jährig den russischen Thronfolger heiratete. Ihre Ehe mit dem immer betrunkenen Peter war unglücklich. 34 Jahre lang war sie Alleinherrscherin des Riesenreiches und hat in diesen Jahren das ganze Land einer durchgreifenden Reform im Sinne des aufgeklärten Absolutismus unterzogen. Sie gründete Schulen, Akademien und Krankenhäuser, zog fremde Kolonisten in ihr Land, u. a. die Wolgadeutschen, beseitigte die Folter, nicht aber die Leibeigenschaft, die im Gegenteil unter ihrer Regierung sich am schlimmsten auswirkte. Sie war eine kluge und tatkräftige Frau, stand mit den bedeutendsten Persönlichkeiten ihrer Zeit in regem Briefwechsel, dichtete eine Anzahl Theaterstücke, schrieb pädagogische Abhandlungen und ihre sehr interessanten Memoiren. Außenpolitisch trat sie bei den Teilungen Polens, die ihr Werk waren, hervor. Berüchtigt war sie wegen ihrer Günstlingswirtschaft, ihrer ungezügelter Leidenschaft, wegen des schnellen Wechsels ihrer zahllosen Liebhaber.

Auf Katharina folgte ihr (aber wahrscheinlich nicht Peters) Sohn, Paul I. (1754—1801), den sie bis zu seinem 42. Lebensjahre von jeder Betätigung im Staatsdienst fernzuhalten verstand, und dem sie nur einmal erlaubte mit seiner Gemahlin, einer



KATHARINA II.
Kaiserin von Rußland (1729—1796)
Nach einer anonymen Miniatur des 18. Jahrhunderts

deutschen Prinzessin, eine längere Auslandsreise zu machen. Das strenge Regiment seiner Mutter hatte ihn so verbittert, daß er nach ihrem Tode sofort ein Thronfolgesetz erließ, das der männlichen Nachkommenschaft vor der weiblichen stets den Vorrang gab. Im übrigen machte er die Maßnahmen seiner Mutter rückgängig, wo er konnte, und ließ sich in unglückliche auswärtige Unternehmungen, wie gegen die französische Republik, ein. Auch sein Eintritt für den Maltheserorden und gegen England zeigte seine sprunghafte, jähzornige Natur, denn er forderte alle Könige, die sich nicht mit ihm gegen Englands Gewalttaten erklärten, zum Duell heraus. Sehr interessant ist sein Vorschlag der bewaffneten Neutralität, die Rußland, bei kriegerischen Verwicklungen seiner Nachbarn untereinander, bewahren sollte; aber er drang damit nicht durch. Seine strengen Unterdrückungsmaßnahmen gegen den Adel riefen eine Verschwörung herauf, der er 1801 zum Opfer fiel.



PAUL I.
Kaiser von Rußland (1754—1801)
Nach einer anonymen französischen Miniatur des 18. Jahrh.
(Jugendbildnis)

DIE GOETHEZEIT



ANNA AMALIA
Herzogin von Sachsen-Weimar

jeweiligen Hofes anpassen muß, soweit es ihm nicht gelingt, den Hof nach seinem Genius zu formen. Klopstock fand nicht in Deutschland, sondern in Dänemark seinen Mäzen; Lessing mußte lange vagabundieren, ehe er sein Brot als Bibliothekar in fürstlichem Dienst hatte; Schiller erhielt erst spät eine Anstellung, die ihm die Muße seines Schaffens gewähren sollte, anfangs ohne Gehalt (während des ihm der dänische König jährlich 1000 Taler für fünf Jahre schenkte), dann mit 200 Talern im Jahr, wozu er von seiner Schwiegermutter einen Zuschuß von 250 Talern erhielt. Später erhöhte der Herzog sein Gehalt auf 400 und dann auf 800 Taler, während der Dichter ein Angebot des preußischen Hofes mit 3000 Talern abschlug. Der kleine Hof von Weimar mit einer Hauptstadt von knapp 6000 Einwohnern,

wurde, wie in der italienischen Renaissance Florenz und Ferrara, der Musensitz zahlreicher Dichter und Künstler, der geistige Mittelpunkt Deutschlands, die Wiege der deutschen Klassik. An der Spitze des weimarischen Herzogtums stand seit 1758 die verwitwete Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar (1739—1807), eine braunschweigische Prinzessin und Nichte des Preußenkönigs Friedrich II. Sie hatte sich mit 16 Jahren vermählt, war mit 17 Jahren Mutter, mit 18 Jahren wieder Mutter und Witwe und Regentin des Ländchens geworden, eine verständige und kluge Fürstin und Frau. Sie schrieb die Musik zu Goethes Singspiel „Erwin und Elmira“, zeichnete und verstand allerliebste Silhouettchen zu schneiden. Im Alter zog sie sich von dem lauter gewordenen Treiben am Hofe ein wenig schmollend zurück und bildete mit den alten Herren eine Art Nebenhof in ihrem Weimarer Wittumspalais und dem reizenden Tiefurter Schlößchen.

Im 18. Jahrhundert vollzieht sich in der deutschen Literatur wie anderswo die Wendung von der unpersönlichen höfischen Kunst zur Erlebnisdichtung, wenn gleich auch jetzt noch zunächst der Dichter meist von der Gunst der Höfe oder vermöglicher Mäzene abhängig bleibt und somit einen großen Teil seines Schaffens, seines Dichtens und Denkens dem Geist des

Ihr ältester Sohn war der nachmalige Herzog und Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar (1758 bis 1828), ein, soweit das damals möglich war, freiheitlich gesinnter, temperamentvoller Herrscher, dem es am Herzen lag, das zerberstende deutsche Reich unter Preußens Führung noch einmal zusammenzukitteln. Als preußischer General marschierte er gegen das revolutionäre Frankreich. Vor Napoleon, der ihn einen der unruhigsten Fürsten Europas nannte, war er anfangs geflüchtet, 1806 aber schloß er sich dem Rheinbund an und wurde von Napoleon zum Großherzog gemacht. Später leistete er der preußischen Politik, besonders dem preußischen Zollverein, hartnäckige Gegenwehr. Gegen den Willen seines reaktionär gesinnten Staatsministers Goethe führte er die Pressefreiheit und als erster deutscher Fürst eine

landständische Verfassung ein. Goethe gegenüber, den er duzte, war er ein aufrichtiger Freund, er hatte ihn kurz nach seiner Thronbesteigung an seinen Hof gezogen, mit ihm alle Freuden eines ungebundenen Lebens genossen, wobei er seine junge Gemahlin ungebührlich vernachlässigte und oft den Unwillen des Hofes erregte, der anfangs in dem „ausländischen Günstling“ den Verfänger des jungen Herzogs sah. Zu seinem Erzieher hatte die Herzogin Anna Amalia 1772 den Dichter Christoph Martin Wieland (1733—1813) an den Weimarer Hof berufen, der, als schwäbischer Pfarrerssohn geboren, im Geiste des frömmlichen Pietismus erzogen war, dann aber unter dem Eindruck der Aufklärungsphilosophen eine ganz andere Richtung eingeschlagen hat. Er hatte bereits einige Hauslehrerstellen innegehabt, war städtischer Kanzleidirektor in



KARL AUGUST
Großherzog von Sachsen-Weimar (1758—1828)
Nach einer Miniatur von Heinrich Müller (?)
nach dem Gemälde von Heinrich Kolbe, 1823

Biberach, dann Akademieprofessor in Erfurt geworden. Von hier kam er nach Weimar, drei Jahre bevor Goethe dort eintraf, und blieb hier bis an sein Lebensende, literarisch unermüdlich tätig, dichtend, übersetzend und rezensierend, sowie als Leiter der Zeitschrift „Der teutsche Merkur“ eine starke Wirkung ausübend. Die religiöse Schwärmerei seiner Jugend hatte er längst über



CHRISTOPH MARTIN WIELAND

Bord geworfen, aber die Veranlagung zu schwärmerischen Exzessen, wenigstens im Dichterischen, blieb ihm und ist in seinen Romanen und Verserzählungen stets spürbar, auch wo er sie mit überlegener Vernunft zu bändigen strebt. In leicht fließender melodischer Sprache plaudern und fabulieren seine amourösen, leicht frivolen Geschichten, die meist in Verfallskulturen spielen. Er liebt die Natur, vor allem den Märchenzauber des Waldes, aber das Einmalige einer Stimmung zu schildern vermag er noch nicht; noch sind Hain und Höhle, Quelle und Bach opernhafte Kulissen. Der galante Weltmann und lächelnde Ironiker Wieland verkörperte in Weimar noch die vorklassische Zeit, die Zeit des anmutigen Spiels leicht tändelnder unpersönlicher Gedanken, die Zeit der graziösen Arabeske des Rokoko.

Ganz im Pietistischen blieb demgegenüber der schwärmerische Zürcher Johann Kaspar Lavater (1741—1801) stecken, der, Sohn eines angesehenen Arztes, sich früh der Theologie zuwandte, Geistlicher wurde, seit 1769 als Pfarrer in seiner Heimatstadt wirkte, und als die von Frankreich vordringende Revolution auch die Schweiz erfaßte, für einige Monate eingesperrt und dann von der verirrtten Kugel eines französischen Revolutionssoldaten zu Tode verwundet wurde, als er einem am Boden Liegenden Trost spendete. Seine Gedichte und Erbauungsbücher, seinerzeit viel gelesen, sind heute verdienstweise vergessen, aber aus seiner Sehnsucht nach dem Wunderbaren, aus seinem Interesse an allem Übernatürlichen, an Geisterbeschwörung und Prophezeiungen und aus seinem von ungeduldigem Bekehrungseifer erfüllten Hang zur Bezeugung werktätiger Menschenliebe erwuchs eine der seltsamsten Schriften jener Zeit: die mit vielen Bildnissen geschmückten „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“. Die damals entstehende Mode der Schattenrisse gab ihm die Möglichkeit, sich die Bildnisse aller bedeutenden Zeitgenossen zu verschaffen, an denen er in schwülstigem Orakelton seine Kunst der Seelenzergliederung übte. Er glaubte an die Wahrheit seiner Interpretationen, verstieg sich mehr und mehr in seinen Ausdeutungen und Prophezeiungen und las das Abstruseste aus den Bildnissen, die ihm von allen Seiten eingeschickt wurden. Wenn er auch wohl manchmal hineingelegt wurde, so fühlte er sich doch, als man zu ihm als einem Wunder wallfahrtete, in seiner grenzenlosen Eitelkeit als ein von Gott begnadeter Seelenkennner. Auch Goethe gehörte lange zu seinen Bewunderern und Mitarbeitern.



KATHARINA ELISABETH GOETHE
(Frau Eul)

Von diesem skurrilen Phantasten zu dem weltumspannenden Humanitäts-Prediger Johann Gottfried Herder (1744 bis 1803) ist ein weiter Sprung. Dieser, als Sohn eines früheren Webers, dann Kantors und Küsters in einem ostpreußischen Städtchen geboren, hatte, veranlaßt und gefördert von einem deutsch-russischen Militärarzt, in Königsberg begonnen Medizin zu studieren, aber er wurde



JOHANN GOTTFRIED HERDER



FRIEDERIKE BRION

bei der ersten Sezierung einer Leiche ohnmächtig und wandte sich dann der Theologie und Philosophie zu. Von innerer Unrast getrieben, fühlte er sich nirgends glücklich, war Lehrer und Prediger in Riga, gab diese einfluß- und erfolgreiche Stelle auf, unternahm eine mehrmonatige Seereise nach Frankreich, nach Nantes und Paris, war dann Reisebegleiter eines unerzogenen und melancholischen Prinzen, trennte sich von diesem in Straßburg, war Hauptprediger im pietistisch-frommen Bückeberg und kam dann, durch Karl August berufen und von Goethe gerufen, an den Weimarer Hof, wo er die höchsten Kirchenämter bekleidete und bis an sein Lebensende wirkte. Herder hatte in Königsberg die Vorlesungen Kants besucht, sich zunächst der Ideenwelt dieses kühnsten und klarsten Denkers angeschlossen, dann aber hatten die eigenwilligen, der Aufklärung entgegenwirkenden Gedankengänge der magischen Persönlichkeit Hamanns ihn mächtig ergriffen, wie auch Rousseaus Evangelium der Natur seinen Geist auf Ursprünglichstes, Ungekünsteltes richtete. So kam er zur Volkspoesie, in der er den ursprünglichsten Ausdruck des Menschengeschlechts, eine wirkliche Gelegenheitsdichtung erkannte. So kam er zum Sammeln der Dichtungen der Völker, zum Begriff der Weltliteratur, zur Übersetzung der spanischen Romanzen vom „Cid“, so auch zum ungekünstelten Genie Shakespeares, dessen Dramen ihm ein „Meer von Begebenheiten“ sind, der aus der Volksdichtung schöpfte. Mit dem Feuer eines Predigers entwickelte er seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, zeigte in der stufenweisen Entwicklung ein bewußtes Vorwärtstreben mit dem Ziel einer allgemeinen Menschlichkeit, der Humanität. Herder gewann mit seiner edlen Sprachbeherrschung, mit der Bildkraft seines Ausdrucks, mit seinem hohen Gedankenflug einen mächtigen Einfluß auf seine Generation und auf die Jüngeren. Er

war nicht selbst ein ursprünglicher Dichter, da er die Vielheit seiner Empfindungen und Gedanken nicht bändigen konnte, aber ein unübertrefflicher Nachempfänger fremder Poesien, ein gewaltiger Anreger, der vor allem Goethe die Wege wies, die zur klassischen deutschen Dichtung führten.

Johann Wolfgang von Goethe (1749—1832) war der glückliche Vollender dessen, was Lessing und Herder und die andern erstrebt hatten, die geniale Persönlichkeit, die in sich alles das vereinigte und zum höchsten Gipfel führte, was vor ihm versucht oder nicht einmal versucht war, die in sich eine Entwicklung vollzog, zu der in anderen Literaturen eine lange Reihe schöpferischer Kräfte, zu der anderswo nicht ein knappes Jahrhundert, sondern eine Anzahl von Jahrhunderten benötigt wurde. Er war es, der sich in der Lyrik von der anakreontisch-unpersönlichen Schäferdichtung des spielerischen Rokoko zum echten Dichter eigenster, einmaliger Empfindungen, Stimmungen, Erlebnisse durchrang und damit zum größten Lyriker der Weltliteratur wurde; er war, als er sich vom gesetzmäßigen Drama der Antike und dem der klassischen Franzosen abwandte und Shakespeares einzigartiges Schaffen



JOHANN KASPAR LAVATER

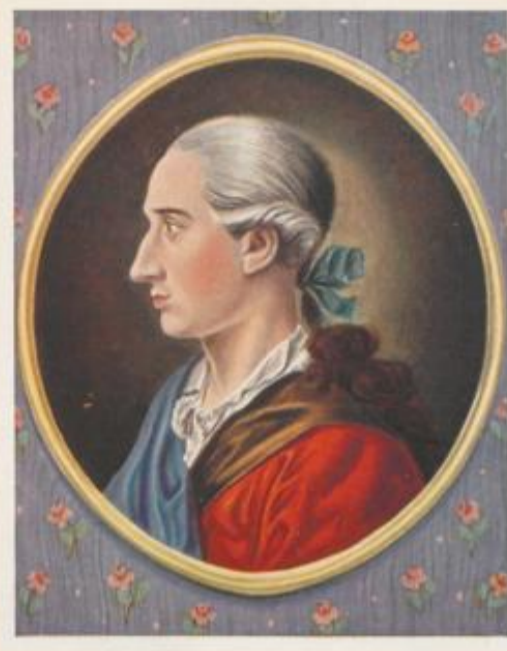
zum Vorbild nahm, der Bahnbrecher des neueren Dramas; er war der Begründer des modernen Romans und der Novelle; daneben hat er in Epigrammen, im Lehrgedicht, in der Satire, in theoretischen und kritischen Schriften Höchstleistungen hervorgebracht. Und wenn ihm auch sein Dichten als seine Hauptaufgabe erschien, so hat er darüber nicht die andern Bezirke des Lebens vernachlässigt; groß war auch sein wissenschaftliches Streben, Forschen und Wirken und unvergleichlich sein unaufhörliches Arbeiten an sich selbst, an der Formung seiner Persönlichkeit, an der „Pyramide seines Daseins“. Goethe entstammte einem Frankfurter Patriziergeschlecht. Sein Vater, ein kaiserlicher Rat, war ein ernster, nicht sehr tätiger Mann, seine Mutter *Katharina Elisabeth Goethe* (1731—1808), die „Frau Rat“, auch „Frau Aja“ genannt, eine temperamentvolle Gattin, eine verständige, liebevolle Mutter, die ihren Sohn verhätschelte, eine liebenswürdige Briefschreiberin, eine „Froh natur“, wie der Sohn sie nannte. Goethe studierte Jurisprudenz,



CHARLOTTE BUFF
(1753—1828)

Nach einer anonymen Miniatur, um 1755

erst in Leipzig, dann in Straßburg, wo der fünf Jahre ältere Herder einen großen Eindruck auf ihn machte, ihn auf die Volkspoesie, auf Shakespeare, auf die Entstehung von Sprache und Dichtkunst im innern Erleben des Menschen hinwies. In Sesenheim bei Straßburg lernte Goethe 1770 *Friederike Brion* (1751-1813), die Pfarrerstochter, kennen und lieben, und aus dieser Liebe und Leidenschaft erwachsen seine schönsten Gedichte und Lieder, die ersten Zeugnisse des großen Dichters, man kann sagen: die ersten Erlebnisgedichte der modernen deutschen Lyrik. Goethe riß sich mit Gewalt aus Friederikens Armen, war eine Zeitlang als Anwalt und Referendar in Frankfurt und Wetzlar tätig. Es ist eine Zeit der Gärung, die sogenannte Sturm- und Drang-Periode, die das Schaffen der jungen Dichtergeneration allgemein ergriff. Shakespeares handlungsreiche Stücke reißen die Dichter zu stürmisch-kraftgenialischer Betätigung und Steigerung ihres Schaffens hin. Goethes „Götz von Berlichingen“ entsteht, ein Drama voll wilder Handlung und packender Menschendarstellung, und der Roman „Leiden des jungen Werther“ voll leidenschaftlichen Überschwangs und gesteigerter Empfindung, der Roman eines unglücklich Liebenden und weichen Gefühls-



JOHANN WOLFGANG VON GOETHE
(1749—1832)

Nach einer Miniatur von J. D. Bager, 1773

menschen. In Wetzlar war Goethes Leidenschaft 1772 heftig erglüht für ein feingebildetes junges Mädchen, *Charlotte Buff* (1753—1828), die Braut eines seiner Bekannten, den sie später heiratete. Der große Schmerz des Verzichts, der Goethe dem Selbstmord nahe brachte, und der Selbstmord eines Wetzlarer Bekannten aus unglücklicher Liebe waren die Veranlassung zu dem *Werther-Roman*, der alle zu Tränen rührte, wegen seiner Gefährlichkeit für Selbstmordkandidaten an einigen Orten verboten wurde und den Dichter zu einer europäischen Berühmtheit machte. In Frankfurt verlobt sich Goethe 1775 mit der reichen und eleganten Bankierstochter *Lili Schönemann* (1758—1817), der er die schönsten Gedichte dieser Zeit widmet. Aber auch hier flieht er den Zwang der Ehe, und Lili heiratet 1778 den Straßburger Bankier *von Türckheim* (gest. 1831). Als 1806 am Tage der Schlacht von Jena und Auerstedt Goethe aus seiner bedrohten Wohnung ins Herzogliche Schloß gebracht wurde, geleitete ihn ein junger französischer Offizier; es war Lilis Sohn. 1775 folgt Goethe dem dringenden Ersuchen des 18jährigen Herzogs



LILI SCHÖNEMANN

(1758—1817) und ihr Gatte H. Fr. v. Türckheim
Nach einer anonymen Miniatur

Karls August nach Weimar, wird hier mit 30 Jahren Geheimer Rat, und führt mit dem Herzog ein ausgelassenes Genieleben, „vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd“. Als Beamter verwaltet er den Wegebau, die Finanzen, das Kriegswesen (eine Armee von 300 Mann), seit 1782 ist er Kammerpräsident und wird geadelt, seit 1788 ist sein einziges Ressort Kunst, Schule, Wissenschaft, von 1791—1817 war er Leiter des Hoftheaters in Weimar. In diese Zeit fällt seine bewußte Selbsterziehung zu innerer Sicherheit, Mäßigung und Vollendung, wofür er ein Vorbild und Sinnbild in einer früheren Hofdame der Herzogin Anna Amalia findet, in Charlotte von Stein (1742—1827), der Frau des herzoglichen Oberstallmeisters, dem sie sieben Kinder schenkte. Zehn Jahre lang schickt er ihr fast täglich ein Briefchen, ein Billettchen, ein Gedicht, er ist ihr demütiger Anbeter, stürmischer Liebhaber und verehrender Freund. Mit ihr bespricht er seine dichterischen Pläne, liest mit ihr den bewunderten Spinoza und lernt von ihr, durch ihre Beherrschtheit und Sanftmut, seinen Dämon bezwingen, den Sturm in seinem Innern besänftigen. Aber erst seine heimliche Abreise nach Italien 1786, die einer Flucht gleichkommt, bringt ihm das Gleichgewicht seiner Seele. Nach fast zwei Jahren zurückgekehrt, ist er ein anderer Mensch. Die schwer errungene Mäßigung überträgt sich auf seine Dichtkunst. „Egmont“ ist gegenüber dem „Götz“ schon fast ein klassizistisches Drama mit straffgebändigter Handlung. In „Iphigenie“ und „Tasso“ erreicht er den Höhepunkt seiner „Klassik“, ja im „Tasso“ haben wir das erste moderne

deutsche Drama. Die Beruhigung seines Dämons war nicht mehr eine erzwungene Mäßigkeit, sondern eine innere Wandlung. In Weimar hat er nicht mehr nötig, sich Zwang aufzuerlegen. Er nimmt ein derbes Mädchen aus dem Volke, eine Arbeiterin in einer Blumenfabrik, Christiane Vulpius (1765—1816), den „Bettschatz“, wie Frau Rat sich ausdrückt, die „wahnsinnige Blutwurst“, wie sie einmal von der eifersüchtigen Bettina von Arnim genannt wird, in sein Haus, und Frau von Stein fühlt sich brüskiert. Erst nach 18jähriger Gemeinschaft heiratete Goethe das Mädchen, die Mutter seiner fünf Kinder, von denen nur der Sohn August am Leben blieb. Dichterisch folgen Jahre der Sammlung, in denen Goethe sich mit geologischen, pflanzenphysiologischen und physikalischen Fragen beschäftigt. Erst die Vereinigung mit Schiller (1794), der 1799 ganz nach Weimar übersiedelt, bringt ihn wieder zum produktiven Schaffen. Jetzt entstehen die Xenien, die Balladen; die großen Romane „Wilhelm Meister“ und die „Wahlverwandschaften“ und auch der „Faust“ reifen heran, wenn sie auch erst später ihre Vollendung erhalten. Er begleitet den Herzog auf dem Feldzug

gegen das revolutionäre Frankreich, bewundert Napoleon, ist von den Freiheitskriegen nicht begeistert. Späte Liebe des Greises zu jugendlichen Mädchen bringt ihm tiefe Erschütterungen, die ihren Niederschlag in leidenschaftlichen Dichtungen finden. Nach 60jähriger Arbeit wird der „Faust“, dessen erster Teil 1808 erschienen war, endgültig abgeschlossen, das erhabenste, tiefste und formvollendetste Kunstwerk der deutschen Dichtung und deutschen Denkens, in dem die ganze weltumspannende Persönlichkeit des Titanen Goethe, des Olympiers, sich ausspricht und spiegelt, des durch Irren zum Höchsten strebenden und sich erhebenden faustischen Menschen.

Friedrich von Schiller (1759—1805), Sohn eines Feldschers in württembergischen Diensten, war anfangs für die theologische Laufbahn bestimmt, aber der Herzog Karl Eugen brauchte tüchtige Schüler für seine neue Militärakademie, und so wurde er hier 1773 als Schüler zum Studium der Rechten aufgenommen. Als 1776 auch medizinische Kurse eingerichtet wurden, trat Schiller zum medizinischen Studium über. 1780 durfte er die Akademie verlassen und wurde als Regimentsmedikus in Stuttgart angestellt, eine Zeit ausgelassenen Lebens nach zwölfjährigem Schulzwang. Das schon auf der Schule begonnene Schauspiel „Die Räuber“ wird jetzt vollendet und 1782 in Mannheim aufgeführt, ein krasses, wirkungsvolles, von edlem Pathos erfülltes Zeit- und Tendenzstück, das abschließende und nächst Goethes „Götz“ bedeutendste Werk der deutschen Sturm- und Drang-Periode. Zur Urauf-

führung war Schiller heimlich nach Mannheim gekommen, als er aber auch zur Wiederholung im Mai sich nochmals heimlich entfernt, wird er mit 14 Tagen Arrest bestraft, ihm jeder Verkehr mit dem „Ausland“ und jedes „Komödienschreiben“ verboten. Darauf desertiert Schiller 1782 mit einem Freunde, flieht nach Mannheim und Frankfurt und findet unter falschem Namen Zuflucht auf dem Gut der ihm von Stuttgart her bekannten Frau von Wolzogen bei Meiningen. In dem folgenden Jahrzehnt wechselt Schiller häufig seinen Wohnsitz, ist zwei Jahre lang in Mannheim als Theaterdichter tätig („Fiesko“ und „Kabale und Liebe“), lebt dann in Leipzig und Dresden in engster Verbindung mit der Familie Körner, den Eltern des Dichters Theodor (hier entsteht der „Don Carlos“). Während Goethes italienischem Aufenthalt kommt Schiller nach Weimar, wird als Professor der Geschichte an der Jenaer Universität angestellt („Abfall der Niederlande“), lernt seine spätere Gattin Charlotte von Lengefeld (1766—1820), kennen, die er 1790 heiratet. Mitte der 90er Jahre beginnt das langsam sich anspinnende Freundschaftsverhältnis zu Goethe sich auf das Schaffen Schillers auszuwirken. Im



CHARLOTTE VON STEIN
(1742—1827)
Nach einer Miniatur nach der Silberstift-Miniatur
von Dora Stock



CHRISTIANE VULPIUS

„Balladenjahr“ 1797 überbieten sich die Freunde im Hervorbringen balladenartiger Gedichte, die Goethes schildern Seelenzustände, während Schiller sein Hauptaugenmerk auf die dramatische Schilderung äußerer Vorgänge richtet. Ihre gemeinsame Sorge gilt dem Weimarer Theater als der Nationalbühne der neuen deutschen Dichtung. Es entsteht die Folge der politisch gefärbten historischen Dramen Schillers, beginnend mit „Don Carlos“, fortgesetzt mit der Trilogie des „Wallenstein“, dem bedeutendsten Werk dieser Art, „Maria Stuart“, „Jungfrau von Orleans“, „Wilhelm Tell“ und abschließend mit dem grandiosen Entwurf zum „Demetrius“ (dazwischen schiebt sich die „Braut von Messina“). Großartig ist die Kunst der Menschendarstellung, ja es sind keine Menschen, es sind mythologische Gestalten, die Schiller erschafft, Gestalten, die wie Siegfried und Hagen Nationalhelden werden, auch wenn Marquis Posa ein Spanier, Max Piccolomini ein Italiener, Maria Stuart eine schottische Königin, die Jungfrau eine Französin, Tell ein Schweizer, der dem Deutschen Reich durch seine Tat ein Land entreißt, und Demetrius ein Russe ist. Der Schwung der Befreiungskriege ist nicht denkbar ohne Schillers idealistische Dramen, die eine fast religiöse Begeisterung weckten, in denen der kantische Idealismus seine künstlerische Formung fand.

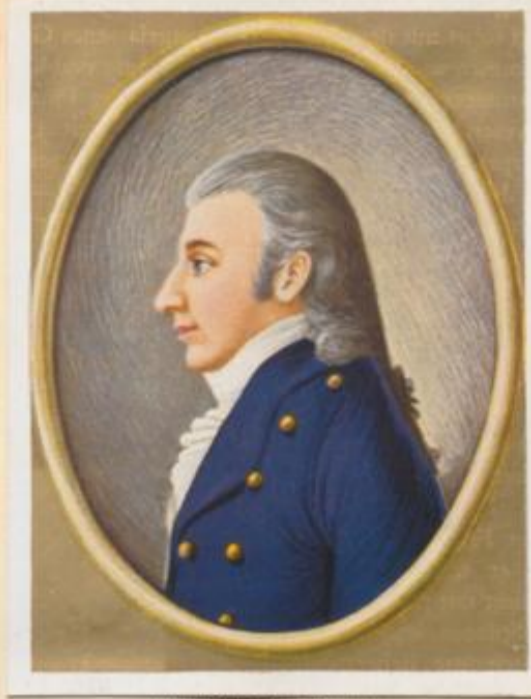


FRIEDRICH HÖLDERLIN

Schillers Landsmann Johann Christian Friedrich Hölderlin (1770—1843) kann schon als ein Vorläufer der Romantik angesehen werden. Er war im tiefsten Sinne ein politischer Dichter, der an dem Tiefstand des damaligen Deutschland verzweifelte und sich unter einem idealisiert gesehenem Griechentum ein schöneres, freieres, einiges Deutschland erträumte. Er war eine Werthergestalt, die an ihrer Feinnervigkeit zugrunde ging. Von Frauen er-

zogen, studiert er unfreiwillig Theologie, die er haßt, wird mit 20 Jahren Doktor, übernimmt Hauslehrerstellen, u. a. im Hause eines reichen Frankfurter Bankiers, dessen junge Gattin er schwärmerisch liebt. Dieser stillen, aber unerreichbaren Liebe, der er vergeblich zu entinnen sucht, weicht er sein ganzes Dichten. Schon 1802 bricht der Wahnsinn bei ihm durch, und in diesem stillen Leiden verbringt er noch 41 Jahre seines Lebens, glühende Verse von bezwingendem Wohlklang und edlem Rhythmus dichtend, in die das Leben, Denken und Fühlen eines auf einsamen Höhen wandernden Menschen ausströmt.

Was Schillers Dramen für die Nationalliteratur der Deutschen, das bedeutete ein mitlebender Meister der Tonkunst für die Weltkunst überhaupt. Es gibt wenig Werke der Kunst, die so eindeutig spürbar zugleich tiefste persönlich-menschliche Bekenntnisse darstellen wie die Schöpfungen des Tonmeisters Ludwig van Beethoven (1770—1827). Nicht zufällig: denn in ihm vollzieht sich der Durchbruch zum Subjektivismus in der Kunst und erhebt sich zugleich zum Gipfel. Beethoven schafft nur aus seinem inneren Erleben, aber es ist eine ganze Welt, die in ihm lebt und sich immer wieder in schmerzhaft-heroischem Kampf zur musikalischen Gestalt verdichtet, wobei jede Sonderexistenz der Form, sofern sie nicht ganz dem erstrebten Ausdruck dient, aufgehoben wird — sowohl in dem gigantischen Block seiner neun Symphonien, wie in Sonate, Quartett, Oper oder Messe. Titanischer Zugriff nach dem Größten im Menschen, Leid und Überwindung, ganz tiefe Naturfreude und eine besonders stark ausgeprägte,



FRIEDRICH VON SCHILLER

(1759—1805)

Nach einer Miniatur eines zeitgenössischen Mannheimer Künstlers

nie voll zur Erfüllung gelangte Liebesfähigkeit, dies sind die Grundmotive, die uns in des Meisters Tonschaften immer wieder entgegnetreten. Und sie sind nur Spiegelung seines Lebens, dem gewiß der Ruhm nicht gefehlt hat, das sich aber von Jugend an in den tieferen menschlichen Schichten bewegte, in denen die innere Tragik durch keinerlei äußere Ehrung sich betäuben läßt. In seiner rheinischen Jugend hatte der Meister tiefe Eindrücke von der französischen Revolution empfangen und sich davon zeitlebens ein starkes republikanisches Freiheitsempfinden bewahrt. Dem Freiheitshelden und Vorkämpfer der Menschenrechte Napoleon hatte Beethoven seine dritte Symphonie, die „Eroica“, gewidmet. Als er von Napoleons Kaiserkrönung erfuhr, zerriß er wütend das Titelblatt mit der Widmung. Wie eine düstere Wolke



CHARLOTTE VON LENGEFELD

(1766—1829)

Nach einer Miniatur nach der Silberstift-Miniatur von Charlotte von Stein



LUDWIG VAN BEETHOVEN
(1770—1827)
Nach einer Miniatur von Christian Hornemann, 1802

legte sich über Beethovens Leben seit 1800 sein Ohrenleiden, das bald zur völligen Taubheit wurde. Er überwand die furchtbare Verzweiflungskrisis, die ihn zuerst befiel, und hat in der Folgezeit seine herrlichsten Werke geschaffen. Aber es ist einer der tragischsten Momente in Beethovens kampf- und leidensreichem Leben, als der taube Meister nach der Uraufführung der neunten Symphonie, den Rücken zum Publikum, den rauschenden Beifall nicht hören kann, herumgedreht wird und nun mit einer stummen Verbeugung seinen Dank zu erkennen gibt. Er, der der Welt so unendlich viel geschenkt hat, mußte trotz aller Ehrungen im Grunde einsam bleiben. Sein starker, männlicher Charakter und sein ungeheuer betonter Künstlerstolz verschmähten es, auf Rang und Konvention des Wiener Adels Rücksicht zu nehmen, wenn man seine Kunst nicht um ihrer selbst willen anerkannte, sondern nur als Verschönerung vornehmer Abendgesell-



KARL FRIEDRICH SCHINKEL
(1781—1841)
Nach einer Miniatur nach der Miniatur-Zeichnung von August Gruhl (Jugendbildnis)

schaften. So schrieb er einmal dem Fürsten Lichnowsky, seinem Gönner: „Fürst! Was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt. Was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat und wird es noch tausende geben. Beethoven gibts nur einen!“ Der bildenden Kunst hatte der deutsche Kunstgelehrte und Altertumsforscher Winckelmann neue Wege zu einer erneuten Wiedererweckung der klassischen Antike gewiesen. Goethe hatte aus Italien die edle Einfachheit und stille Größe des Hellenentums mitgebracht; „Iphigenie“ und „Tasso“ waren die ersten Früchte dieser Versenkung in die Klassik. Die Wirkung auf die bildende Kunst war aber nicht so durchschlagend wie die auf die Literatur. Jedoch erhielten vor allem die Baukunst und Plastik von hier einen großen Impuls. Die großen Bildhauer Canova, Thorwaldsen, Schadow, Rauch seien nur genannt, die Baukünstler möge Karl Friedrich Schinkel (1781—1841) repräsentieren, der in Berlin und Umgebung in kühlen, strengen, schmucklosen Formen die edelsten Bauwerke der Reichshauptstadt schuf, zwischendurch auch im Geist einer entgegengesetzten Kunstrichtung, der an das gotische Mittelalter sich anlehenden Romantik, Bauten er-



ANGELIKA KAUFFMANN
(1741—1807)
Nach einem Miniatur-Selbstbildnis

richtete. Seine klassizistischen Werke aber bedeuten in ihrer neuen Sachlichkeit eine gänzliche Abkehr von der Ausschweifung dekorativen Schmückens, an dessen Überspitzung Barock und Rokoko schließlich zugrunde gingen. In der Malerei konnte die strenge, den Schmuck verachtende neue Kunstrichtung naturgemäß nicht so wirkend sein. So ist auch die deutsch-schweizerische Malerin Angelika Kauffmann (1741—1807) in Rom, wo sie Jahrzehnte zubrachte, nicht gänzlich zum neuen Stil übergegangen. Auf ihren zahlreichen Porträts liegen noch der Duft und Puder und der ganze Reiz des heiteren Rokoko, auch wenn sie die Dargestellten in ein antikes Gewand hüllt oder die moderne Tracht des Empire, der französischen Form des Klassizismus, verwendet. Sie hatte schon als Neunjährige durch einige Pastellbildnisse Aufsehen erregt, 21jährig wurde sie Mitglied der Akademie von Florenz, über Rom ging sie dann auf 15 Jahre nach London und schließlich wieder nach Rom, wo sie auch Goethe kennenlernte. Überall wurde sie mit Aufträgen für Porträts und Miniaturporträts überlaufen, zumal als sie in Mode gekommen war und ihre manchmal ins Süßliche gehende Darstellungsart, ihr delikater Geschmack und ihre graziöse Malweise das allgemeine Entzücken erregten.

LUDWIG XVI.

und die französische Revolution

EINER Persönlichkeit wie dem vierzehnten Ludwig wäre es wahrscheinlich möglich gewesen, der Stürme Herr zu werden, deren sich der sechzehnte erwehren mußte. Das Herrschergeschlecht war bereits degeneriert und verweichlicht. Das Volk, das Bürgertum, konnte es sich nicht länger gefallen lassen, ausgesogen zu werden, um einer kleinen Oberschicht ein Leben der Freude und des Genusses zu sichern, es durfte nicht länger zusehen, wie die beiden privilegierten Stände, der Adel und die Geistlichkeit, von allen Steuerlasten befreit, seine Kräfte schonungslos ausnutzten. Ludwig XVI. hatte genug Einsicht, um zu erkennen, daß es so nicht weiter ginge, und daß die Lasten gleichmäßiger verteilt werden müßten, aber er vermochte die geplanten Reformen nicht durchzusetzen, so daß nur eine gewaltsame Erhebung der jahrhundertlang Geknechteten Abhilfe schaffen konnte. Die großen Philosophen, allen voran Rousseau, hatten den Boden vorbereitet, das englische Beispiel im 17. Jahrhundert hatte gezeigt, wie man zu verfahren hatte, der Unabhängigkeitskampf Nordamerikas die Wege gewiesen, so daß es nur eines kleinen Anstoßes bedurfte, um den angehäuften Zündstoff zur Entladung zu bringen. Halbe Maßnahmen entfachten die Erregung, halbe Erfolge ließen dem Verlangen Raum, auf Ganze zu gehen. So kam es, daß immer radikalere Gruppen die Gemäßigteren verdrängten, daß schließlich eine Schreckensherrschaft des Terrorismus alles Bestehende über den Haufen warf, daß von dem großartigen Programm „Krieg den Palästen, Friede den Hütten“ nur der erste Teil, und dieser gründlich, verwirklicht wurde. Das Ruhebedürfnis der Massen konnte bei der Zerstörungswut und dem Haß einzelner nicht befriedigt werden; dafür sorgten auch die außer Landes gegangenen Adligen. Die Truppen der Österreicher, der Preußen, der Engländer und Spanier fielen auf ihre Veranlassung in das zerspaltene Land ein, aber der Elan der republikanischen Armee und tüchtige Führer überließen den Verbündeten

keine dauernden Erfolge, ja aus dem Kreise der republikanischen Generale erstand ein Mann, der den Machtgelüsten der auswärtigen Feinde mit einem alles überrennenden Elan zu begegnen wußte, ihre ganze Fürsteherrlichkeit demütigen, aber auch die revolutionäre Bewegung im Innern abwürgen sollte: Napoleon.

Ludwig XVI. (1754—1793), wohl der gutmütigste, aber auch willensschwächste und gleichzeitig unglücklichste Monarch auf Frankreichs Thron,

folgte 20jährig seinem Großvater Ludwig XV. Er war schwerfällig und launenhaft, hatte, kaum jemals aus seinen Schlössern in Versailles herausgekommen, nur das sittenlose Leben am Hofe kennengelernt, vor dem er einen Abscheu empfand. Schon mit 16 Jahren hatte er sich mit der schönen Tochter der österreichischen Kaiserin Maria Theresia, der zarten, kaum 15jährigen Marie Antoinette (1755—1793) vermählt. Die Ehe war anfänglich nicht besonders glücklich. Es fehlte dem jungen König jede Entschlußkraft. Jahrelang ließ er sich von einem harmlosen, aber schmerzhaften Leiden quälen, bis er sich dazu bereit fand, einen Arzt zu Rate zu ziehen, und auch das erst, als ihn sein Schwager Josef II. von Oesterreich bei seinem Besuch 1777 in Versailles förmlich dazu zwang. Trotz der erstickenden Hofluft hatte es die lebenslustige, spielerische und gänzlich ungebildete Königin verstanden, sich mit einem Kreis von gleichgesinnten Freundinnen und Freunden zu umgeben. Sie führte in der Abgeschlossenheit des Trianon-Schlößchens ein lustiges, unbekümmertes Leben, mischte sich, von ihren Günstlingen veranlaßt, wohl auch ungeschickt in die Politik, die unter dem Zeichen einer traurigen Finanzlage stand, und der auch tüchtige Minister wie Turgot und Necker nicht Herr zu werden vermochten. Als erst der eine, dann der andere auf Drängen der Privilegierten und der Günstlinge der Königin aus seinem Amte verschwinden mußte, soll Ludwig gesagt haben: „Weshalb kann ich mich nicht auch entfernen.“



LUDWIG XVI.
König von Frankreich (1754—1793)
Nach einer anonymen französischen Miniatur des 18. Jahrhunderts



MARIE ANTOINETTE
Königin von Frankreich (1755—1793)
Nach einer Miniatur von Vittoriano Campagna, 1778



LUDWIG XVII.
Dauphin (1785—1795)
Nach einer Miniatur von Alexander KucharSKI

Allmählich nahm die Verschwendung am Hofe zu, die französische Beteiligung an den Kämpfen in Nordamerika verschlang Riesensummen, und um den Staatsbankrott zu vermeiden, wurden die Generalstände einberufen, aus denen sich der dritte Stand, das Bürgertum, das nicht mehr mitmachen wollte, absonderte. Durch die Erstürmung der Bastille wurde die Revolution eingeleitet. Jetzt überstürzten sich die Ereignisse. Der König floh, wurde gefangen zurückgebracht, mit 26 Stimmen Mehrheit bei 721 Gesamtstimmen zum Tode verurteilt und schließlich im Januar 1793 enthauptet. Er hat bis zuletzt eine bewundernswürdige Ruhe gezeigt. Erst neun Monate später wurde auch Marie Antoinette, die die gleiche Gelassenheit zur Schau trug, guillotiniert. Der junge Dauphin, als Ludwig XVII. (1785—1795) von den Royalisten zum französischen König ausgerufen, teilte mit seinen Eltern die Gefangenschaft in Temple in Paris, wurde dann einem Schuster, namens Simon, in die Hände



HONORÉ GABRIEL VICTOR RIQUETTI GRAF VON MIRABEAU
(1749—1791)
Nach einer anonymen französischen Miniatur, um 1789

gegeben und starb nach roher Behandlung an der Rachitis. Später traten unter seinem Namen Schwindler auf, unter denen der Uhrmacher Naundorf aus Krossen am meisten Erfolg hatte. Ludwig XVI., dem es nicht an Einsicht fehlte, hatte in der Wahl seiner Finanzminister Glück, vermochte sie aber nicht zu halten. Einer von ihnen, Turgot (1727—1781), strebte Reformen an, wie sie später von der Nationalversammlung durchgesetzt wurden. Der aufrechte, etwas schroffe und energische Mann scheiterte an der Feindschaft der Parlamente, des Adels und der Zünfte, als er eine bevorzugte Behandlung des Bauernstandes und durch Aufhebung der Zünfte Steuerfreiheit einführen wollte. Sein Nachfolger wurde Necker (1732—1804), von Geburt ein Genfer deutscher Abstammung. Als Handlungsdienstler in einem Bankhause nach Paris gekommen, wurde er bei seinem nüchternen, sparsamen Wesen bald sechsfacher Millionär. Es gelang ihm durch starke Einschränkungen im Staatshaushalt trotz einer Staatsschuld von über 2½ Milliarden einigermaßen Ordnung in die Finanzen zu bringen und den Kredit zu heben. Als er aber in einem „Rechenschaftsbericht“ den Gesamtzustand des französischen Finanzwesens enthüllte, aus dem hervorging, daß für den Hof, die Prinzen und Prinzessinnen jährlich 39 Millionen, für sämtliche Akademien nur wenig über 300 000 Franken ausgegeben wurden, wurde er verabschiedet (1781). Neue Verschwendung riß unter seinem Nachfolger ein, 1789 wurde er zurückberufen. Er verlangte eine Besteuerung der Privilegierten und mußte wieder abtreten. Er saß gerade beim Mittagessen, als ihn ein Briefchen des Königs erreichte, daß er sofort das Land zu verlassen habe. Necker ließ sich beim Essen nicht stören, setzte niemand von dem Inhalt des Schreibens in Kenntnis, stieg dann nach Aufhebung der Tafel mit seiner Gemahlin in einen Wagen, als ob er eine Spazierfahrt machen wollte, und fuhr nach Brüssel ab. Das Gerücht seiner Entfernung brachte das Pariser Volk zum Aufstand. Nochmals wurde er berufen, aber es war ihm nicht möglich, mit der Nationalversammlung zusammen zu arbeiten, und er verließ 1790 endgültig Frankreich.

In die Reihen der bürgerlichen Revolutionäre kam Honoré Gabriel Riquetti Graf von Mirabeau (1749—1791) durch die despotische Strenge seines Vaters, der den leichtsinnigen Schuldenmacher, um ihn auf den rechten Weg zu bringen, einsperrte und nach Indien exportieren wollte, den Flüchtigen wieder einsperrte, und als der ungeratene Sohn mit der jungen Gattin eines ältlichen hohen Beamten floh und, in Abwesenheit zum Tode verurteilt, scharfe Broschüren gegen den Despotismus und den damaligen Zustand Frankreichs schrieb, wieder verhaften ließ.



JACQUES TURGOT



ANNE ROBERT JACQUES NECKER



JEAN PAUL MARAT

Der junge gräfliche Feuerkopf wollte sich als Vertreter des Adels in die Reichsstände wählen lassen, wurde aber von seinen Standesgenossen ausgeschlossen, kaufte sich einen Tuchladen und sprach für die Rechte des dritten Standes. So kam er in die verfassunggebende Versammlung, wirkte, insgeheim dem Hof ergeben, der ihm seine

Schulden bezahlte, vergeblich für einen Ausgleich und starb, bevor die Revolution das Königtum hinweggefegt hatte. Durch sein stürmisches Temperament, seine wohlklingende, von lebhaften Gebärden begleitete Sprechweise, seine klaren Gedanken beherrschte er den Einzelnen wie die Massen, aber seine Zugehörigkeit und seine heimliche Neigung zu Adel und Hof lassen sein revolutionäres Pathos, mit dem er bewußt und raffiniert das Volk bearbeitete und mitriß, nicht echt erscheinen.

Von den Halbheiten Mirabeaus waren die Männer, die nach ihm zur Macht kamen, weit entfernt. Die konstitutionellen Monarchisten wurden von Radikaleren verdrängt, von Republikanern (Girondisten), die nach Auflösung der gesetzgebenden Nationalversammlung im neugewählten Nationalkonvent am 21. September 1792 mit ihrer Forderung nach Beseitigung des Königtums durchdrangen. Hier bildete sich wieder eine radikalere Gruppe, die Bergpartei, in der Jean Paul Marat (1744—1793), ein quacksalbernder Arzt und grimmiger Pamphletist, zu großer Macht gelangte. Er hatte schon bei den Septembermorden des Jahres 1792 eine große Rolle gespielt, jetzt war er die Seele des Kampfes gegen die Girondisten geworden, hatte ihre Verhaftung und Ausstoßung aus dem Konvent betrieben und war mitten im Entwurf neuer Vernichtungspläne, als er, gerade dem Bade entsteigend, von einem schwärmerischen jungen Mädchen, Charlotte Corday (1768—1793), deren Bräutigam als Revolutionsopfer getötet war, erdolcht wurde. Sie ließ sich ruhig abführen und drei Tage später, mit dem roten Mantel der Meuchelmörder bekleidet, bis zum letzten Augenblick standhaft, aufs Blutgerüst bringen, wo ihr am 17. Juli 1793 der Kopf abgeschlagen wurde.

Anfangs von Mirabeau benutzt, dann mit Marat an der Erstürmung der Tuilleries und den Septembermorden von 1792 beteiligt, war der Advokat Georges Danton (1759 bis 1794) einer der gewaltigsten Revolutionsführer Frankreichs, der schon äußerlich durch seine athletisch-hünenhafte Gestalt,



GEORGES JAQUES DANTON

durch seine jeden Lärm durchdringende mächtige Stimme und die Wildheit seiner Rede zu einem Führer der Massen berufen schien. Als die von den Emigranten, den vertriebenen Adligen, ins Land gerufenen Truppen der Nachbarstaaten die junge Republik Frankreich überschwemmten, war er der einzige, der die Nerven behielt und



CHARLOTTE CORDAY

(1768—1793)

Nach einer anonymen französischen Miniatur des 18. Jahrh.

durch drakonische Maßnahmen die Royalisten und ihren Anhang schreckte und ihre Vernichtung empfahl. Der Eifersucht Robespierres hatte er es zu verdanken, daß er, nachdem er als Justizminister die Revolutionsgerichte eingesetzt hatte, von diesen selben Gerichten zum Tode verurteilt und guillotiniert wurde. Wie alle anderen Revolutionsgrößen hat er, bis zum letzten Augenblick furchtlos und mutig, dem Tode ins Antlitz gesehen. Seine Freunde hatten ihn vorher gewarnt und ihm geraten, gegen Robespierre zum Angriff vorzugehen, aber er hatte unwillig erwidert, er wolle lieber guillotiniert werden als selbst seine Gegner guillotiniern; man wollte ihn zur Flucht überreden, aber er antwortete: „Fort? Nimmt man das Vaterland an der Sohle mit?“ Während der Verhandlung warf er den Richtern Brotkugeln ins Gesicht, hielt eine feurige und kühne Ver-



MAXIMILIAN MARIE ISIDOR ROBESPIERRE

(1758—1794)

Nach einer Miniatur von Fauch

teidigungsrede, die ihm aber abgeschnitten wurde, und sagte schließlich dem Henker: „Zeige mein Haupt dem Volke, es lohnt sich der Mühe“, und „Ein Riemen ist genug, hebe den zweiten für Robespierre auf.“

Maximilian Robespierre (1758—1794) war anfangs in der Revolution wenig hervorgetreten, gehörte den Girondisten an, machte sich aber dann bald im radikalen Klub der Jakobiner bemerkbar und kam erst durch seine Hetze gegen den König und sein Auftreten gegen die Girondisten 1793 in den Vordergrund. Seine boshafte, gallige Kampfweise machte ihn jetzt bald zu einem der gefürchtetsten Mitglieder des Konvents. Unbestechlich, bereicherte er sich nicht wie mancher andere an den Expropriierten; gottgläubig, beinahe fromm eiferte der früheren Chorsänger gegen die Gottlosenbewegung und vernichtete sie mit ihrem Anhang; früher

ein Gegner der Todesstrafe, wurde er einer der grausamsten und unnachgiebigsten Henker und schwang sich schließlich, nachdem er auch seinen Genossen Danton aufs Schafott gebracht hatte, zu einer Diktaturstellung mit schrankenloser Gewalt auf. Aber durch seinen Terrorismus unterhöhlte er seine eigene Stellung, fand bei dem wachsenden Bedürfnis des Volkes nach Ruhe sich plötzlich einer erklärten Gegnerschaft des Konvents gegenüber, sogar in den von ihm eingesetzten Wohlfahrtsausschüssen verschworen sich seine Helfer aus Neid und Angst gegen ihn. Er wurde am 9. Thermidor niedergeschrien, verhaftet, wieder entlassen, aber in der Nacht stürmte man das Stadthaus, in dem er mit einigen Getreuen Zuflucht gefunden hatte; ein Gendarm zerschmetterte ihm mit einem Pistolenschuß die Kinnlade. Mühselig verbunden wurde er am nächsten Tage der Hinrichtung zugeführt.

Revolutionär wie diese ganze Zeit, aber in einem ganz andern Sinne, war eine epochemachende Erfindung der beiden Brüder Jacques Etienne Montgolfier (1745—1799) und Joseph Michael Montgolfier (1740—1810), Söhne eines Papierfabrikanten, die eines Tages bemerkten, daß die durch Hitze verdünnte Luft einen Papierdeckel in die Höhe hob, worauf sie Versuche mit Papierhüllen machten, die sie mit warmer Luft gefüllt auf-



JAQUES ETIENNE MONTGOLFIER
(1745—1799) und
JOSEPH MICHAEL MONTGOLFIER
(1740—1810)

Nach einer Miniatur von Louis Nicolas van Blarenbergh, 1783
(von einer Goldlöse)

steigen ließen. Man erzählt auch, daß die Gattin des einen Montgolfier einen Unterrock zum Trocknen an den Ofen gehängt habe. Dieser habe sich, durch warme Luft gebauscht, bis zur Decke erhoben, so daß einer der Brüder ihn mittels einer Leiter wieder herunterholen mußte. Am 5. Juni 1783 ließen sie öffentlich einen großen Leinenballon, mit warmer Luft gefüllt, steigen; er hielt sich zehn Minuten in der Schweben, dann ging ihm die Luft aus. Ludwig XVI. interessierte sich für den Versuch und befahl eine Vorführung in Versailles, was im September desselben Jahres geschah, wobei ein Korb mit lebenden Tieren mit hochgehoben wurde. Im Januar des nächsten Jahres stieg der eine der Brüder mit sechs Personen selbst in die Gondel eines riesenhaften Ballons einer Montgolfière, wie man jetzt sagte. Inzwischen hatten sich auch andere Erfinder mit der Aufgabe befaßt, Charles erfand

seine Charlière, de Rozier seine Rozière, und Goethe ärgerte sich, nicht selbst auf die Idee gekommen zu sein, da er nahe daran gewesen sei, etwas Ähnliches zu erfinden. Die beiden Brüder Montgolfier erhielten nebst ihrem Vater das Adelsprädikat und machten noch verschiedene Erfindungen, wie das Velinpapier und die Wasserschraube.

Die Kunst des Rokoko näherte sich unter der Regierung Ludwigs XVI. ihrem Ende. Eine Entwicklung in der Richtung des bisher Erstrebten schien nicht möglich, nur eine Modifizierung oder der gänzliche Bruch mit dieser leicht tändelnden, zierlich gezierten Kunst der Grazie und Arabeske. Es war eine Zeit der Selbstbespiegelung, die Zeit der empfindsamen Briefe, der galanten Memoirenliteratur und zugleich die Zeit, in der wie nirgends wieder die Porträtmalerei in höchstem Schwange war. Zu den in Hofkreisen beliebtesten Porträtisten Frankreichs gehörte die reizende, graziöse Malerin Elisabeth Louise de Vigée-Lebrun (1755—1842), die bis zu ihrem 34. Lebensjahre am französischen Hofe die Bildnisse aller schönen Frauen malte, als eine der ersten Emigrantinnen das Land verließ, von Hof zu Hof halb Europa durchreiste und an die 700 Frauen und Mädchen der höchsten Kreise aller Länder malte.



ELISABETH LOUISE DE VIGÉE-LEBRUN
(1755—1842)
Nach einer Miniatur von Dumont

NAPOLEON I.

und seine Zeit

DIE große Empörungswelle, die in Frankreich die Gewalt des Ancien Regime, des überlebten Königtums, weggeschwemmt hatte, war verebht und hatte einen Mann emporgehoben, der, von Erfolg zu Erfolg geführt, seine Ziele immer weiter steckte und sich die Erde untertan zu machen beabsichtigte. Hatte die Revolution viele Opfer verlangt, so sollten die großartigen Kriegsunternehmungen des neuen kaiserlichen Frankreich die Nation der Verblutung nahebringen. Wie Napoleon das Schicksal seines Landes in seine kleine, aber gewaltige Hand nahm, so griff sie auch, hier ordnend, da zerstörend in die Geschicke der Nachbarstaaten ein. Jahrelang lastete die Faust schwer auf den Ländern, besonders auf Deutschland. Aber der harte Druck weckte Kräfte, die die Ketten sprengen sollten. Von dem ewigen Aufruhrherd Korsika bis zur Felseninsel St. Helena läuft die Lebensbahn des großen Napoleon I. (1769 — 1821) in glorreichem Anstieg und jähem Sturz, getrieben von dem stärksten Machtwillen, den die Neuzeit kennt. Innerhalb von 20 Jahren durchläuft Napoleon alle Stufen der Militärlaufbahn vom Schüler der Kriegsschule bis zum ersten Konsul der Republik. Schon liegt der siegreiche Italienfeldzug hinter ihm, schon haben verschiedene Staatsstrieche seinen Weg geebnet, tief in die märchenhafte Welt des Orients ist er vorgedrungen und steht nun, der höchste Beamte der Republik, als Alleinherrscher da, in einer Stellung, die 1804 durch die Wahl zum erblichen Kaiser der Franzosen zur Diktatur gesteigert wird. Nun folgt eine Periode der Unterwerfung der europäischen Länder, die an Vorgänge in der Antike erinnert: Spanien, Österreich, Preußen, ja Rußland beugen sich seinem Willen, allein das Inselreich England, von Pitts Energie vorwärtsgetrieben, entzieht sich seinem Machtgebot. Dies ist der Wendepunkt in Napoleons Geschick; der unerträgliche Imperialismus eint die zusammengebrochenen Staaten zu einer gemeinsamen Kraftanstrengung, die aber erst 1813 in der Völkerschlacht von Leipzig von greifbarem Erfolg gekrönt ist. Auf der Insel Elba schmiedet Napoleon neue Pläne zur Rückgewinnung der Macht. Die „100 Tage“ sehen ihn noch einmal an der Spitze Frankreichs, vom Volk als mythischer Held bejubelt, aber die Zahl der Gegner ist zu groß. Bei Waterloo, am 18. Juni 1815, vollzieht sich Napoleons tragisches Schicksal. Noch hoffte er durch das Betreten englischen Schiffsbodens dem Schlimmsten zu entgehen, aber die Völker Europas dachten nicht mehr daran, diesen Machtmenschen unter sich zu dulden. Sechs Jahre später stirbt er in seinem Exil auf St. Helena mitten im Atlantischen Ozean.

Napoleon vermählte sich 1796 als General der französischen Republik mit Josephine Beauharnais (1763—1814), einer Kreolin aus Martinique (Westindien), die 1779 den General Alexander Vicomte de Beauharnais (1760 bis 1794) geheiratet hatte. Dieser General hatte den nord-amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und dann die französische Revolution mitgemacht, wurde aber wegen der eiligen Räumung von Mainz 1794 guillotiniert. Josephine nahm es in der zweiten Ehe anfangs mit der ehelichen Treue nicht genau, aber der junge Napoleon verzicht ihr, er verzicht ihr auch die großen Schulden, die sie später als Kaiserin, zu der er sie eigenhändig 1804 krönte, immer wieder machte.

Sie liebte sehr den äußeren Glanz, der ihr als der Kaiserin zukam, und pflegte sich mit nichts anderem als mit ihrer Toilette zu beschäftigen. Als sie dem Kaiser keinen Thronerben gab, ließ er sich 1809 von ihr scheiden.

Ihr Sohn aus erster Ehe war Eugen de Beauharnais, der, von seinem kaiserlichen Stiefvater als Vizekönig von Italien eingesetzt, auf den Thron von Polen sich Hoffnungen gemacht hatte und nach dem Sturz des Kaisers von seinem Schwiegervater, König Maximilian I. Joseph von Bayern, zum Herzog von Leuchtenberg, Fürsten von Eichstätt gemacht wurde. Er hatte 1809 seine Mutter auf die Scheidungsabsichten Napoleons vorzubereiten. Seine Gemahlin Auguste Amalie Herzogin von Leuchtenberg († 1851), die Tochter des bayerischen Königs, hatte ihr Verlöbniß mit einem mecklenburgischen Prinzen aufheben

müssen, war 1806 mit Eugen getraut worden und überlebte ihn um 27 Jahre. Ihre erste Tochter, Josephine de Beauharnais (1807—1876), heiratete später den König Oskar I. von Schweden, den Sohn Bernadottes.

Ein Vierteljahr, nachdem Napoleon von Josephine geschieden war, in der er einst seinen guten Genius gesehen hatte, heiratete er die Tochter des österreichischen Kaisers Franz I., die Erzherzogin Marie Louise (1791—1847). Er glaubte, durch die Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhaus seinen Thron für immer gefestigt zu haben. Es bestand zwischen den beiden keine große Liebe, aber die kaiserlich geborene Erzherzogin imponierte dem aus dem Bürgertum Emporgekommenen, so daß er sich hinfort gewisse Zügel anlegte; Marie Louise aber, die sich anfangs etwas steif und ungeschickt benahm, so daß ihr Gemahl sie Pariser Tanzstunden nehmen ließ, fühlte sich in ihrer neuen Rolle als Kaiserin bald überaus glücklich. Sie schenkte ihm den heiß ersehnten Thronfolger, der den Thron aber nicht mehr erben



NAPOLEON I.
Kaiser von Frankreich (1769—1821)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Isabey



JOSEPHINE BEAUHARNAIS
Kaiserin von Frankreich (1763—1814)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Isabey



MARIE LOUISE
Kaiserin von Frankreich (1791—1847)
Nach einer Miniatur von Ahrbeck

sollte, da der Vater die Krone bald darauf ablegen mußte. Auf St. Helena erwartete der verbannte Kaiser vergebens die Ankunft seiner Gemahlin, die sich längst in den Armen des Grafen Neipperg getröstet hatte, nach Wien-Schönbrunn zurückgekehrt war, das Herzogtum Parma erhielt und ihren Grafen 1822 heiratete. Ihr und Napoleons Sohn Napoleon II. (1811—1832), der schon vor seiner Geburt zum König von Rom ernannt war, wurde 1814 von seiner Mutter nach Wien mitgenommen, dort am Hofe, gewissermaßen als Gefangener seines Großvaters, zum österreichischen Prinzen erzogen und zum simplen Herzog Franz von Reichstadt degradiert (eine kleinliche, aber Franz' I. würdige Rache an dem einstmaligen Kaiserthronerben). Er wurde über seinen großen Vater so gut wie gar nicht unterrichtet, erfuhr nicht, daß dieser auf St. Helena sehnsüchtig nach ihm ausblickte, ja nicht einmal, daß er dort gefangen gehalten wurde. Er starb an der Schwindsucht im Alter von 22 Jahren. Napoleon schuf auf seinem Eroberungszug durch Deutschland willkürlich neue Länder oder rundete die Gebiete der sich ihm unterwürfig erweisenden Fürsten ab. Aus dem ehemaligen Hessen-Kassel, aus dem eigentlichen Westfalen, aus Hannover, Braunschweig und den dazwischen liegenden Gebieten machte er das Königreich Westfalen und überließ es seinem Bruder Jérôme Bonaparte (1784—1860) in der bestimmten Voraussicht, daß ihm dieser hier in dem wirt-

schaftlich bedeutendsten Teil Deutschlands nicht gefährlich werden konnte, denn Jérôme war ein ganz und gar nicht zum Regieren geeigneter Mann. Er hat seine Rolle als König nie ernst genommen, er war ein gänzlich unbedeutender Bruder des großen Napoleon, sog das Land aus, führte, verheiratet mit einer württembergischen Prinzessin, ein liederliches Leben und ließ seine Minister regieren. Seine Gäste pflegte er allabendlich mit den Worten „Morgen wieder lustick“ zu verabschieden und wurde deshalb „König Lustick“ genannt. Nach der Februar-Revolution von 1848 spielte er als Marschall von Frankreich wieder eine Rolle und erhielt als „kaiserlicher Prinz“ im zweiten Kaiserreich das Recht der Thronfolge.

Napoleons Schwager Joachim Murat (1767—1815) hatte eine besondere Karriere gemacht. Er war als Sohn eines Gastwirts geboren, hatte von der Pike auf im Heere Ludwigs XVI. gedient, war desertiert, dann in der konstitutionellen Garde Ludwigs XVI. wieder aufgenommen und während der Revolution Oberstleutnant geworden. In Napoleons Heer stieg er bald und schnell empor, heiratete als Divisionsgeneral dessen jüngste Schwester, die damals 18jährige Caroline Bonaparte (1792—1839), und war an allen Feldzügen seines kaiserlichen Schwagers in hervorragendem Maße als Kavallerie-General beteiligt. 1806 machte ihn Napoleon zum Großherzog von Berg. Caroline war aber mit dieser geringen



AUGUSTE AMALIE DE BEAUHARNAIS
Herzogin von Leuchtenberg († 1851)
mit ihrer Tochter Josephine Beauharnais,
Königin von Schweden (1807—1876)
Nach einer Miniatur von Giovanni Battista Gigola, 1809



NAPOLEON II.
Herzog von Reichstadt (1811–1832)
Nach einer Miniatur von Moritz Michael Daffinger



JEROME BONAPARTE
König von Westfalen (1784–1806)
Nach einer Miniatur von Louis François Aubry, um 1810

Würde nicht zufrieden, sondern lag ihrem Bruder so lange in den Ohren, bis er Murat zum König von Neapel befördert hatte. Nach der Leipziger Völkerschlacht begab sich Murat in sein Königreich und verhandelte mit den Verbündeten, um sein Land nach Napoleons Sturz nicht zu verlieren, aber sein zweideutiges Verhalten brachte ihn mit beiden Parteien in Konflikte. Er zog mit österreichischen Truppen gegen seinen Schwager und später, als Napoleon von Elba wieder zurückgekehrt war, kämpfte er für ihn gegen Österreich, wurde geschlagen, flüchtete zu Schiff über Korsika nach Neapel, wurde hier verhaftet, zum Tode verurteilt und erschossen. Er bewies als Soldat Mut und alle kriegerischen Tugenden, war aber in seinen Entschlüssen stets von

Napoleon abhängig. Seine geistigen Gaben waren beschränkt. Großartiger noch als Murats Aufstieg war der des Generals Jean-Baptiste Bernadotte (1764–1844), der ebenfalls von der Pike auf im französischen Heer diente, während der Revolution von Stufe zu Stufe emporkam und schon 1794 Divisionsgeneral wurde. Unter Napoleon bewährte er seine Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit, bewies aber auch einen starken Eigenwillen, indem er den Anordnungen und Absichten Napoleons bei vielen Gelegenheiten zuwiderhandelte. Öfters zog er sich ins Privatleben zurück, um immer wieder hervorgeholt und mit wichtigen, auch diplomatischen Aufgaben betraut zu werden. 1798 heiratete er die Schwägerin Joseph Bonapartes, die Tochter eines reichen Marseiller



JOACHIM MURAT
König von Neapel (1797–1815)
Nach einer anonymen Miniatur von 1813



CAROLINE BONAPARTE
Königin von Neapel (1792–1839)
Nach einer anonymen Miniatur von 1813

Kaufmanns. Als Napoleon sich zum Kaiser ausrief, ging er in Opposition, wurde aber schon tags darauf zum Reichsmarschall ernannt und machte den Siegeszug des Kaisers durch Deutschland und gegen Österreich bis zur Schlacht bei Wagram mit, worauf er sich, vom Kaiser beleidigt, wieder zurückzog. 1810 wählten ihn die Schweden auf Vorschlag ihres Königs Karl XIII., der ihn adoptierte, zu ihrem König. Er bestieg als König Karl XIV. Johann 1818 den schwedischen Thron, den er bis 1844 innehatte, stellte sich, als Napoleon Schweden bedrohte, in die Reihen der Verbündeten und trug zur Niederwerfung des französischen Kaisers wesentlich, aber nicht sehr tätig bei.

Eine der menschlich sympathischsten Gestalten unter den Offizieren Napoleons war Jean-Baptiste Kléber (1753 bis 1800), der, als Sohn eines deutschen Gärtners in Straßburg

geboren, in Paris als Architekt, in München als Kriegsschüler ausgebildet, erst österreichischer Offizier, dann Bauinspektor in Belfort wurde und sich als Freiwilliger der Revolutionsarmee zur Verfügung stellte. Bei der Bekämpfung des royalistischen Vendée-Aufstandes hatte er sich besondere Verdienste erworben und war bereits General, als ihn Napoleon auf seinem ägyptischen Feldzug mitnahm. Nach der Abreise Napoleons nach Frankreich leitete er die Operationen in Syrien und Ägypten selbständig und schlug die Türken vernichtend. Seine Erfolge machten Napoleon bedenklich, so daß eine Entfremdung zwischen ihnen eintrat. Als Kléber dann von einem fanatischen Türken ermordet wurde, war Napoleon einen seiner fähigsten Generäle, aber auch einen gefährlichen Konkurrenten los.

Kléber machte 1792 den damaligen Rittmeister Michel Ney (1769—1715), den späteren Marschall von Frankreich und Fürsten von der Moskwa, zu seinem Adjutanten. Dieser war, geboren als Sohn eines Böttchers, als einfacher Husar eingedrückt und ist nach acht Jahren Kriegsdienst bereits Brigade-General geworden. Auch er begleitete Napoleon auf seinen Siegeszügen und errang ihm die größten Erfolge, besonders in der Schlacht an der Moskwa, die ihm vom Kaiser den Ehrennamen des „Bravsten der Braven“ eintrug. Als alles verloren war, überredete er Napoleon, dem Thron zu entsagen, und bot sich sofort dem Bourbonenkönig Ludwig XVIII. an, der ihn dann gegen den von Elba her anmar-

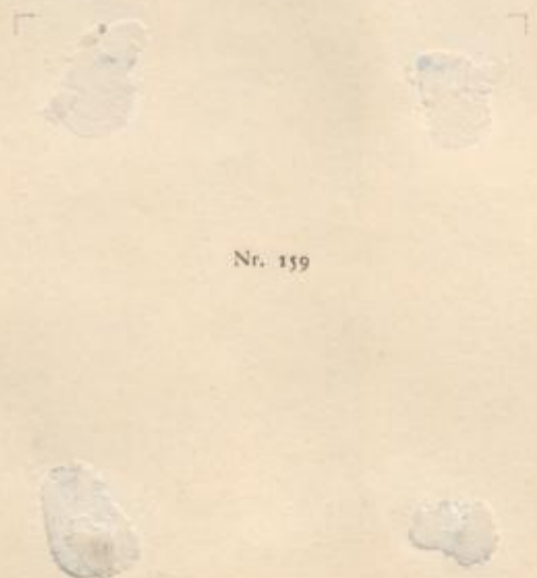


JEAN-BAPTISTE BERNADOTTE
(Karl XIV., König von Schweden, 1764—1844)
Nach einer Miniatur von Jacob Axel Gillberg nach dem
Gemälde von Gérard

weitem übertrifft. Vor der Revolution ist Talleyrand Bischof von Autun, nach der Umwälzung segnet er die Fahnen der Nationalgarde und weist auf die Kirchengüter zur Deckung der Staatsschulden hin. Er wechselt nun den Beruf wie die Gesinnung und unterstützt nach kurzem Aufenthalt in Amerika Napoleon. Die Durchführung des ägyptischen Feldzuges findet seine ganze Unterstützung, denn Talleyrand hofft, daß er scheitert. Kritisch verfolgt der schlaue Diplomat Napoleons Siegeszug und sieht bereits 1807 nach der Schlacht von Preußisch-Eylau das Ende dieser großen Laufbahn voraus. Nichts ist daher diesem von keinem Gewissen beschwerten Manne naheliegender als die Anknüpfung von Beziehungen mit den künftigen Machthabern, den Bourbonen, die ihre Rückkehr vor allem seinen Bemühungen verdanken. Talleyrands ungewöhnliche Fähigkeiten retten auf dem Wiener Kongreß aus dem unerhörten Zusammenbruch seines Landes, was nur irgend zu retten ist.

Als Außenminister und Gesandter in London ist Talleyrand bis fast an sein Ende tätig, nachdem er inzwischen seine Gesinnung abermals gewechselt hat und am Sturz der Bourbonen hervorragend beteiligt gewesen ist.

Fast noch abenteuerreicher gestaltete sich das Leben des Marie Joseph Lafayette (1757—1834). Der Grundzug seines Wesens ist ein unauslöschlicher Freiheitsdrang, der ihn bereits mit 19 Jahren als Freiwilligen am amerikanischen Unabhängigkeitskampf teilnehmen ließ. Die Revolution kann diesen Feuerkopf brau-



Nr. 159

JEAN-BAPTISTE KLÉBER
(1753—1800)
Nach einer Miniatur von Jean Guérin



MICHEL NEY
Fürst von der Moskwa (1769—1815)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Isabey



CHARLES MAURICE PRINZ VON TALLEYRAND
(1754—1838)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Isabey

chen, den jede Freiheitsidee begeistert, und der die berühmte Erklärung der Menschenrechte 1789 nach dem Vorbild der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung inspiriert. Lafayettes glühender Wunsch, Frankreich aus dem Revolutionstaukel herauszuführen, scheitert an der Kurzsichtigkeit des Königtums und dem Vordringen des Radikalismus. Er muß fliehen und gerät in österreichische Gefangenschaft. Im Gegensatz zu Talleyrand unterstützt er Napoleon nicht, arbeitet vielmehr 1815 auf dessen Absetzung hin. Noch einmal flammt seine Freiheitsbegeisterung auf, als er sich gegen die bourbonische Reaktion wehrt und dem Bürgerkönig Ludwig Philipp zum Thron verhilft.

Die meisten der napoleonischen Generale verstanden es ausgezeichnet, sich auf Kosten der eroberten Provinzen unermesslich zu bereichern. Auch der als Müllerbursche im Elsaß aufgewachsene Marschall Lefebvre, der nach der Einnahme von Danzig 1807 den Titel eines Herzogs von Danzig erhielt, hat sich auf solche Weise große Reichtümer erworben, so daß seine Witwe, die schöne Herzogin von Danzig (1759 bis 1835), die berühmte Madame sans Gêne, eine frühere Wäscherin, ein Vermögen von 15 Millionen hinterlassen konnte. Sie hatte ihrem Gatten zwölf Söhne und zwei Töchter geschenkt, die sämtlich von den Eltern überlebt wurden. Die Herzogin hat ebenso wenig wie ihr Gatte trotz der hohen gesellschaftlichen Stellung, die sie sich errangen, ihre Abkunft verleugnet und durch ihre ungeschliffenen Manieren und derbe Sprechweise viel zur Erheiterung des Hofes beigetragen.



MARIE JOSEPH PAUL MARQUIS DE LAFAYETTE
(1757—1834)
Nach einer Miniatur von Danloux

Ein ganz anderes Milieu war das der Juliette Récamier (1777—1849), die in ihrem eleganten Salon alle berühmten Persönlichkeiten der Zeit ein- und ausgehen sah. Sie hatte als Tochter eines Lyoner Bankiers eine ausgezeichnete Erziehung genossen, war mit 15 Jahren an den Pariser Bankier Récamier verheiratet, der später sein ganzes Vermögen verlor, so daß seine Gemahlin sich aus dem Gesellschaftsleben zurückziehen mußte. Ihre Zeitgenossen rühmen ihre kalte Schönheit, ihren sprühenden Geist, ihr gastliches Haus in einer der vornehmsten Straßen von Paris, sie beschreiben auch mit Bewunderung ihr mit großen Spiegeln ringsum ausgestattetes Schlafzimmer, das sie jedem neu ankommenden Gast sofort zeigte. Sie starb 72 Jahre alt an der Cholera.

Wieder ein anderer Mittelpunkt des aufgeregten und regen geistigen Lebens in Paris war das Haus des Finanzministers Necker aus der Aera Ludwigs XVI., der 1790 den revolutionären Gewalten weichen mußte. Seine Tochter, die spätere Anne Germaine de Staël-Holstein (1766—1817), hatte im väterlichen Hause die berühmtesten Zeitgenossen kennengelernt und sich für neue Ideen begeistert. Sie veröffentlichte bald einige aufsehenerregende Schriften und Romane, heiratete den schwedischen Gesandten, folgte dem von Napoleon verbannten Vater nach Genf und schrieb ihr berühmtes Buch über Deutschland, in dem sie dem Nationalcharakter der Deutschen Bewunderung zollte. Es wurde auf Befehl Napoleons verbrannt und verboten. Erst nach seinem endgültigen Sturz konnte Madame de Staël ihren Lebensabend in Paris beschließen.

Die englische Romantik, der großen Gefühlsreaktion des 18. Jahrhunderts entströmend, treibt in Dichtung wie in Prosa in der napoleonischen Zeit kostbare Blüten. Ihren vollkommensten Ausdruck findet sie in Lord Byron (1788 bis 1824). Alle Geistesströmungen, alle weltbewegenden Ereignisse dieser Epoche prägen ihre Spuren dem Werk dieses Dichters ein, der wie kein zweiter eine Erlebnisdichtung hervorbringt. Er war bei seiner Geburt durch Unachtsamkeit der Amme verletzt worden und hatte seitdem einen Klumpfuß, wurde deswegen von seiner Mutter gehänselt und verspottet und litt sehr unter dieser Mißachtung. Durch den Tod seines Vaters und Großvaters früh Lord geworden, führt er

ein exzentrisches Leben und begibt sich, nachdem er sich im Parlament für die streikenden Arbeiter eingesetzt hat, auf längere Auslandsreisen, die ihn der Heimat entfremden. Bei Konstantinopel durchschwimmt er den Bosphorus. Feind mit aller Welt, erfüllt vom Weltschmerz der Übersättigung, läßt er, heimgekehrt, die von ihm selbst gering geschätzten ersten Gesänge seines Versepos „Harolds Pilgerfahrt“ drucken, die ihn mit einem Schlage berühmt machen. 1815 heiratet er, seine Gattin läuft ihm nach wüsten Auftritten davon, als sie erfährt, daß er mit seiner Halbschwester Umgang gehabt hat, der nicht ohne Folgen geblieben war. Er verläßt England für immer, stürzt sich, von den Frauen vergöttert, in ein ausschweifendes Leben, das von manchem Skandal begleitet wird. Sein Schmerz um die Halbschwester und andere persönliche Enttäuschungen, der jähe Absturz des von ihm vergötterten Napoleon finden in wilder Anklage gegen das Schicksal im „Prometheus“ und im faustischen Drama „Manfred“ ihren erschütternden Ausdruck. Von den Dramen, rhetorischen



MADAME DE LEFEBVRE
Herzogin von Danzig (1759—1835)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Augustin

Tragödien voll starken Pathos und in einer unerhörten Sprache geschrieben, wie von den Versepen ist Goethe begeistert. Er feiert den Dichter und verklärt ihn als Euphorion im „Faust“. 1823 erscheint der „Don Juan“, ein romantisch-burlesker Zyklus, ein ungemein scharfer und boshafter Haßgesang gegen England. 1824 ist er in Griechenland, um an dessen Befreiungskampf gegen die türkischen Unterdrücker teilzunehmen. Er stirbt hier an einem Fieber. Sein Herz wurde von den begeisterten und ihn verehrenden Griechen in Missolonghi beigesetzt, sein Körper in einer Dorfkirche seiner Heimat, da ihm die Geistlichkeit von Westminster die Aufnahme in der Londoner Kathedrale verweigert hatte.

Unter den französischen Schriftstellern, die aus der napoleonischen Epoche hervorgingen, war Henry Beyle de Stendhal (1783—1842) eine der seltsamsten Erscheinungen. Er stammte aus einer der angesehensten Familien Grenobles, kam nach strenger Erziehung im Hause des Großvaters am Tage nach Napoleons Staatsstreich in Paris an, hatte dann die Feldzüge in die Po-Ebene und gegen Rußland als Reiteroffizier, Adjutant und Armeecointendant mitgemacht, war zwischendurch Handlungsgehilfe in Marseille und wurde schließlich Konsul der französischen Republik im Kirchenstaat. Das erste Buch dieses ungewöhnlichen Stilisten galt Haydn, Mozart und Metastasio, seinen ersten Roman schrieb er als 44-jähriger. Er führte zeitlebens ein unstetes Wanderleben, war am liebsten in Mailand, bezeichnete sich gern als Mailänder, schrieb unter dem Pseudonym eines Friedrich von Stendhal, das er sich nach der deutschen Stadt Stendal zugelegt hatte, liebte Shakespeare und Byron und wollte in den letzten Jahren nicht mehr Franzose sein. Sprunghaft in seiner



JULIETTE RECAMIER
(1777—1849)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Augustin



ANNE GERMAINE DE STAËL-HOLSTEIN
(1766—1817)
Nach einer anonymen Miniatur



GEORGE LORD BYRON
(1788—1824)

Nach einer Miniatur von William Ennez nach dem Gemälde von Thomas Phillips



LUDWIG XVIII.

König von Frankreich (1755—1824)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Isabey

ganzen Lebensführung, war er seinen besten Freunden ein Rätsel, zumal er von einem Tag zum anderen seine Ansichten, vor allem seine politischen Überzeugungen zu wechseln schien; glücklich in zahlreichen Liebesaffären, fand er, stets am Ende enttäuscht, nicht in den ruhigen Hafen der Ehe. Seine Romane erzielten nicht das verdiente Echo; er war sich bewußt, daß erst nach einem Jahrhundert seine Zeit kommen würde, und tatsächlich hat sich sein Schriftstellerruhm erst etwa um 1900 durchgesetzt, 60 Jahre nach seinem Tode.

Im Gegensatz zu Byrons Romantik der Ferne verschafft Walter Scott (1771—1832) der englischen Heimatdichtung Weltgeltung. Auf zahlreichen Reisen vertieft er seine große Liebe zur schottischen Heimat, sammelt ihre Balladen und besingt sie selbst in Versen. Der literarische Erfolg gibt ihm die Mittel an die Hand, das Leben eines großen Landedelmannes zu führen. Mit untrüglichen Instinkt für geschäftliche Dinge begabt, wendet er sich der Prosa zu, als Byrons Erfolge ihn in den Hintergrund drängen. Vom Jahre 1814 an, in dem sein Roman „Waverley“ erscheint, entsteht ein Romanwerk von

staunenswertem Umfang mit einem Welt-erfolg, der auch heute noch nicht nachgelassen hat. Großartig versteht es Scott, alle Strömungen des Romanes des 18. Jahrhunderts, jener ersten Blütezeit dieser Dichtgattung in England, in seinem Werk zu vereinen. Aus dem Milieu des sittenschildernden und des Schauerromans seiner Vorläufer formt sich unter seinen Händen die neue Gat-



WALTER SCOTT

tung des historischen Romans. Nach Napoleons Tod schreibt Scott eine neunbändige Biographie über ihn, die den Standpunkt der englischen Regierung vertreten sollte. Scotts Unsummen verschlingende Lebensführung, seine ewigen Geldverlegenheiten, das Drängen der Gläubiger erfordern ein immer schnelleres und damit flüchtigeres Arbeiten und untergraben seine Gesundheit. Krank tritt er eine Mittelmeerreise an; seine Rückreise führt ihn durch Deutschland, wo ihn die Nachricht von Goethes Tod erschüttert. Er erreicht sein Vaterland, dessen Verherrlichung sein Lebenswerk gegolten hatte, noch rechtzeitig, um in der Heimat die Augen schließen zu können.

Napoleons Sturz und die Beschlüsse des Wiener Kongresses führten die Bourbonen nach Frankreich zurück; mit Ludwig XVIII. (1755—1824) bestiegen sie erneut den Thron. Der neue Herrscher, damals schon 60 Jahre alt und von bemerkenswerter Körperfülle, war keine unsympathische Persönlichkeit. Im Gegensatz zu seinem Bruder Ludwig XVI. war er gebildet und belesen, und natürliche Güte bildete einen Grundzug seines Wesens. Ein solcher Charakter war einer so verworrenen Situation, wie sie 1815 in

Frankreich herrschte, nicht gewachsen, zumal die Adelpartei und die Kirche bald beherrschenden Einfluß auf ihn gewannen. Hell-sichtig erkannte dieser etwas pedantische Fürst — die Pünktlichkeit der Könige, pflegte er zu sagen — auf seinem Totenbett den endgültigen Sturz seines Geschlechtes, der sich in wenigen Jahren wirklich vollziehen sollte.



HENRY BEYLE DE STENDHAL

DEUTSCHLAND

im Befreiungskriege

NAPOLEON hatte 1805 im Bunde mit süddeutschen Fürsten Österreich niedergeworfen (am 13. November war Wien in seine Hand gefallen, am 2. Dezember hatte er bei Austerlitz einen glänzenden Sieg errungen), sich im Rheinbund nach Zerschlagung der deutschen Reichsverfassung einen ihm ergebenden deutschen Fürstenbund geschaffen, am 13. Oktober 1806 das viel zu spät auf den Plan tretende Preußen bei Jena und Auerstedt vernichtet und durch den Frieden zu Tilsit schließlich Deutschland bis zur Elbe in seine Gewalt bekommen. Außer Preußen und Österreich waren alle deutschen Fürsten seine Vasallen geworden. Als Österreich sich 1809 nochmals erhob, wurde es erneut niedergeworfen. 1812 begann Napoleon den Feldzug gegen Rußland, er drang, unterstützt auch von preußischen Truppen unter York, siegreich bis Moskau vor, aber der von den Russen selbst verursachte Brand ihrer Hauptstadt zwang ihn zur schleunigen Umkehr. Am 13. Februar 1813 wurde zwischen Rußland und Preußen ein Zusammengehen beschlossen. Von Breslau erließ Friedrich Wilhelm III. seinen Aufruf „An Mein Volk“. Im Frühjahr 1813 kämpften die Verbündeten unter russischem Oberbefehl unglücklich gegen Napoleon. Jetzt schlossen sich England und Österreich an, während Sachsen auf seiten Napoleons kämpfte. Nach der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig war Napoleons Macht in Deutschland gebrochen, die Rheinbundfürsten gingen zu den Verbündeten über, und der Krieg wurde 1814 in Frankreich hineingetragen. Nach der Eroberung von Paris war Napoleon zur Abdankung und Flucht nach Elba gezwungen. Am 1. März 1815 landete er wieder in Frankreich, aber die Schlacht bei Waterloo besiegelte endgültig seinen Sturz. Aus tiefster Erniedrigung hatte Deutschland sich wieder erhoben. Gerührt hatte Friedrich Wilhelm III. seinem Volk, das ihm sein Königreich zurückerkämpft hatte, eine Verfassung versprochen, aber er hielt ebensowenig wie Österreich sein Versprechen. Gegen alle freieren patriotischen Regungen wurde mit mittelalterlicher Strenge vorgegangen, und erst die bürgerlichen Revolutionen von 1830 und 1848 verschafften dem Volk den ihm gebührenden Anteil an der Regierung.

Friedrich Wilhelm III. (1770—1840), am Hofe seines liederlichen Vaters von frömmelnden Erziehern zu äußerster Sittenstrenge erzogen, ein ernster und pflichtgetreuer Monarch, der, von dem Wunsche nach zeitgemäßen Reformen beseelt, nach seinem Regierungsantritt die Mätressenwirtschaft wegfegte, war in seinem ganzen Auftreten derart scheu und schüchtern, daß er nur in

abgerissenen Sätzen, meist in Infinitiven, sprechen konnte. Und diesem ständig gehemmten, zaudernden Schwächling war es beschieden, in einer stürmischen Zeit, die einen ganzen Mann verlangt hätte, an der Spitze Preußens zu stehen. Zur Friedfertigkeit um jeden Preis geneigt, versäumte er es, rechtzeitig dem Vordringen Napoleons sich in den Weg zu stellen, und als Preußen und Deutschland am Boden lagen, er selbst mit seiner Familie nach Memel geflüchtet war, als dann Napoleons Heere auf den weiten Schneefeldern Rußlands zusammenschmolzen und sein General York eigenmächtig mit dem russischen Zaren eine Konvention zur Vernichtung der napoleonischen Herrschaft beschlossen hatte,

da wagte er es noch lange nicht, dem allgemeinen Verlangen nach Befreiung vom fremden Joch nachzugeben, bis er sich im Frühjahr 1813 endlich von der Begeisterung mitreißen ließ. Anfangs aus eigenem Antrieb zu Reformen bereit, ließ er die von Stein und Hardenberg eingeleiteten umwälzenden Neuerungen unter dem Druck Metternichs ins Stocken geraten, ja seine lange Regierung endete schließlich mit einer Jahrzehnte andauernden finsternen Reaktion, in der alle wahren Patrioten gehässig verfolgt, alle freieren Regungen ertötet wurden.

Er war in erster Ehe verheiratet mit einer der edelsten Frauengestalten, die auf einem Throne gesessen haben, mit der mecklenburgischen Prinzessin Luise (1776—1810), die in ihrer stillen Wirksamkeit damals als der gute Genius des preußischen Staates

erschien. Mit einem verklärenden Schimmer war und ist noch heute ihre anmutige Gestalt umgeben, die mit dem König während seines Exils die Leiden und Sorgen teilte, aber mit freierem Blick und entschlossenerer Gesinnung tatkräftiger als er die Befreiung herbeiführen half, wenn es ihr auch nicht mehr vergönnt war, die Tage der Erhebung zu erleben.

Im tiefsten Elend nach dem völligen Zusammenbruch erwuchs dem preußischen Staat der Retter, der hellichtig die Ursachen der inneren Katastrophe sah, in Karl Freiherrn vom und zum Stein (1757—1831). Im preußischen Innendienst bis zum Minister emporgestiegen, entließ ihn der König ungnädig, als er die Kabinettspolitik kritisierte. Die verzweifelte Lage des Staates führte schon in wenigen Monaten zur Rückberufung. Den nun folgenden großen Reformen, die seinen und Hardenbergs Namen tragen, verdankt der preußische Staat seinen Aufbau. Die wichtigsten seiner Neuerungen sind die Bauernbefreiung und damit die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Städteordnung



FRIEDRICH WILHELM III.
König von Preußen (1770—1840)
Nach einer Miniatur von Hans Henrik Ploetz



LUISE
Königin von Preußen (1776-1810)
Nach einer Miniatur von Le Chevalier de Chaulaubourg, 1799

von 1808. Bald erkannte Napoleon in Stein seinen gefährlichsten Gegner, den er mit der Reichsacht verfolgte. Erst 1813 konnte Stein aus Rußland zurückkehren, nachdem er unermüdlich gegen Napoleon gearbeitet hatte und an der Organisation der Landwehr hervorragend beteiligt war, ohne wieder eine Staatsstellung zu bekleiden. Nach dem Wiener Kongreß zog sich Stein zurück und war in der westfälischen Verwaltung tätig. Die Ideen der Wehrpflicht, der Selbstverwaltung und des Freihandels haben in diesem von leidenschaftlichem Temperament besessenen und von glühender Vaterlandsliebe beseelten Mann einen beredten Anwalt gefunden.

Häufig Steins Maßnahmen widersprechend, aber mit diesem in der großen Zielsetzung der Befreiung Preußens vom napoleonischen Joch einig, ist Karl August Fürst von Hardenberg (1750-1822) einer der wenigen großen, das verworrene Gebiet der Innenpolitik beherrschenden Staatsmänner. Schon vor dem Niederbruch Preußens war er preußischer Minister, dessen Bedeutung Napoleon erkannte und dessen Entlassung er forderte. Die Durchführung der Steinschen Reformen ist vor allem seiner Initiative zu verdanken. Seine klugen Maßnahmen auf dem Gebiete der Staatsfinanzen zusammen mit seinem geschickten Lavieren in der von Frankreich bespitzelten Außenpolitik trugen



KARL AUGUST FÜRST VON HARDENBERG



GERHARD JOHANN DAVID SCHARNHORST

wesentlich zur Befreiung bei. Der starke Gebietszuwachs Preußens nach dem Wiener Kongreß ist sein Werk. Die Durchführung fortschrittlicher Anschauungen sollte ihm bei dem Einsetzen der allgemeinen Reaktion allerdings nicht gelingen. Der Plan der Volksvertretung, die der König zugesagt hatte, scheiterte nach zahlreichen Anläufen Hardenbergs vollständig und damit seine große Lebensaufgabe.

Die dritte große deutsche Persönlichkeit, der Preußen und Europa die Befreiung von der „Geißel Gottes“ verdanken, war der hannoversche Bauernsohn Gerhard Johann David Scharnhorst (1755-1813), der Schöpfer des preußischen Heeres und Schmied der preußischen Waffen. Nach 24jähriger militärischer Laufbahn im Dienste des Kurfürsten von Hannover trat er 1801 als Oberstleutnant in das preußische Heer ein, war hier von Anfang an im Sinne der Verbesserung der Heereseinrichtungen tätig, schlug sich tapfer bei Auerstedt, wurde in Lübeck von den Franzosen gefangen, aber zwei Tage später bereits ausgewechselt und konnte nach einigen Monaten entscheidend und rettend in die Schlacht bei Preußisch Eylau eingreifen. Nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit, den er nicht gewollt hatte, begann seine rastlose, den französischen Beobachtern gegenüber getarnte Tätigkeit für den Wiederaufbau des zerstörten Heereswesens, wobei er eine Art allgemeiner Dienstpflicht



KARL FREIHERR VOM UND ZUM STEIN
(1757-1831)
Nach einer Miniatur von Christian Töpfermann



ERNST MORITZ ARNDT

anstrebte. Den Erfolg seiner gewaltigen Reorganisationsarbeit hat er nicht mehr erlebt, in der unglücklichen Schlacht bei Groß-Görschen erhielt er eine leichte Wunde, an der er in Prag starb, als er, ihrer nicht achtend, Anstrengungen machte, Oesterreich in die Koalition gegen Napoleon mit hineinzuziehen.

Steins und Hardenbergs Absichten fanden ihre großartige publizistische Unterstützung in dem einflußreichen Wirken des Volksschriftstellers Ernst Moritz Arndt (1769—1860), dessen Schriften im deutschen Volk einen mächtigen Widerhall hatten. Seine zündenden Freiheitslieder „Was ist des Deutschen Vaterland“, „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ u. a. weckten die nationale Bewegung, sein „Geist der Zeit“ forderte nach dem Zusammenbruch der morschen deutschen Staaten eine innere Erneuerung und nach dem Sturz Napoleons eine freiheitliche Entwicklung. Der Reaktion erschien er dadurch gefährlich, er wurde 1820 seines Amtes als Professor für Geschichte an der Universität Bonn enthoben und erst 1840 wieder rehabilitiert. Der aufrechte, volkstümliche, „teutsche“ Mann hat sich später noch für ein einiges deutsches Kaiserreich unter Preußens Führung eingesetzt.

Während dem preußischen König die Hände gebunden waren, handelte Hans David Ludwig Graf York von Wartenburg (1759—1830) selbständig und eigenmächtig, als er mit Rußland die Konvention von Tauroggen abschloß. Er war früher wegen Ungehorsams nach einjähriger Haft aus dem Heere Friedrichs d. Gr. gestoßen worden, hatte eine Offiziersstelle in den Truppen übernommen, die deutsche Fürsten im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts für viele hunderttausend Gulden an die Ostindische Kompanie ver-



HANS DAVID LUDWIG GRAF YORK VON WARTENBURG

kauft hatten (im Zeitalter Goethes und Kants; nur Negerhäuptlinge taten ein Gleiches), kämpfte fünf Jahre in Afrika, lernte harte Disziplin, strenge Zucht und Menschenverachtung. Nach Friedrichs d. Gr. Tode kam er wieder ins preußische Heer, rückte allmählich auf, wurde 1806 von den Franzosen gefangen, im nächsten Jahre wieder freigelassen und wurde dann Kommandeur der preußischen Truppen, die mit Napoleon unter Macdonald in Rußland einmarschieren mußten. Als die Franzosen zurückfluteten, trat er seine welthistorische Rolle an, indem er angesichts des Vorwurfs des Verrats sowohl an seinem König wie an Napoleon mit den Russen unterhandelte. Seine anfangs mißbilligte Eigenmächtigkeit wurde später gutgeheißen, sie war der Anfang der allgemeinen Erhebung und der Niederwerfung Napoleons. Im Feldzug gegen die Franzosen wurde jedoch nicht ihm der Oberbefehl übertragen, wie er es verdient hätte, sondern einem russischen Feldherrn, was ihn verbitterte und zeitweise scharfe Gegensätze in der Heeresleitung veranlaßte. Er war ein strenger, harter und verschlossener Mensch, durchaus ein



GEHBARD LEBERECHEIT BLÜCHER
Fürst von Wahlstatt (1742—1819)
Nach einer anonymen Miniatur

Soldat der alten, der friderizianischen Zeit, der den Reformen Steins und Hardenbergs nicht wohlgesinnt war.

Unter den großen Heerführern des Befreiungskrieges ragt die ehrwürdige Heldengestalt des Feldmarschalls Gebhard Leberecht Blücher, Fürst von Wahlstatt (1742 bis 1819) besonders achtunggebietend hervor. Er war als schwedischer Husarenjunker von einem friderizianischen Husarenregiment gefangengenommen worden, war dann als Leutnant in dieses Regiment eingetreten, hatte wegen zu langsamer Beförderung den Dienst verlassen, wurde erst nach Friedrichs II. Tode wieder eingestellt, kämpfte bei Auerstedt, wurde bald darauf gefangengenommen, aber ausgetauscht. Im Befreiungskrieg hat er nach einem glänzenden Sieg an der Katzbach unaufhaltsam die schlesische Armee über den Rhein nach Paris geführt und nach Napoleons Wiederkehr gemeinsam mit Wellington den großen Sieg bei Waterloo erfochten. Als „Marschall Vorwärts“ ist der alte Haudegen, der vor der Schlacht seine sämtlichen Orden anzulegen pflegte, nicht nur in Deutschland, sondern auch bei einem Besuch in England stark gefeiert worden. Er war eine echte Kämpfernatur, deren ungestüme Drang nach vorwärts nur mit Mühe von Gneisenau gezügelt werden konnte.

Der eigentliche Strategie des Feldzuges gegen Napoleon war August Graf Neidhardt von Gneisenau (1760 bis 1831), in dem berühmten Städtchen Schilda geboren. Er hatte im englischen Sold 1782/83 gegen die amerikanischen Republikaner gefochten, hatte bei Jena mitgekämpft, Kolberg, unterstützt von Nettelbeck und Schill, bis zum Frieden von Tilsit verteidigt. 1813 wurde er General-Quartiermeister in der Blücherschen Armee und organisierte in dieser Stellung den Vormarsch gegen Napoleon, wie auch später die Operationen, die zur Schlacht bei Waterloo führten. Nach dem Kriege nahm er, da er mit der reaktionären neuen Politik nicht einverstanden war, seinen Abschied, wurde aber beim polnischen Aufstand von 1831 wieder mit dem Oberbefehl betraut, wobei ihn die Cholera hinwegraffte.

Während Blücher 1813 in Schlesien stand, operierte der General Bogislav Graf Tauentzien von Wittenberg (1760—1824), der Sohn des verdienten friderizianischen Generals, in dessen Diensten Lessing gestanden hatte, zu-



BOGISLAV GRAF TAUENTZIEN VON WITTENBERG
(1760—1824)
Nach einer Miniatur von Joseph Friedrich August Schall

sammen mit Bülow von Dennewitz und dem untätig zuschauenden Bernadotte, der jetzt auf deutscher Seite focht, im Norden. Da er sich den Sieg bei Dennewitz zuschrieb, verlangte er von Bülow, dessen Namen der König mit dem Zusatz „von Dennewitz“ versehen hatte, die schriftliche Erklärung, daß sein Korps den gleichen Anteil am Siege gehabt hätte wie das Bülowsche. Als sich Bülow weigerte, forderte ihn Tauentzien auf Pistolen, doch besann er sich, als Bülow zusagte. Im vorhergehenden Feldzug war er von den Truppen Napoleons 1806 gefangengenommen, aber gegen Ehrenwort wieder freigelassen worden, wurde dann ohne Veranlassung wieder eingefangen und bis November 1808 festgehalten.

Gneisenaus beste Hilfe bei seiner Verteidigung Kolbergs 1806/7 war Joachim Nettelbeck (1738—1824), ein alter Seebär, der schon als elfjähriger Junge Schiffer geworden war. 1757 hatte er vor preußischen Werbem die Flucht ergriffen, in den nächsten Jahren zwei Belagerungen Kolbergs durch die Russen erlebt und war 1770 preußischer Schiffskapitän, doch wegen Ungehorsams bald wieder entlassen worden. Durch einen Schiffbruch verlor er sein ganzes Ver-



AUGUST WILHELM ANTON GRAF NEIDHARDT VON GNEISENAU

mögen und wurde Branntweinbrenner. Während des ersten Teils der Belagerung Kolbergs zeigte er sich dem anmaßenden Kommandanten gegenüber widerspenstig, aber unter Gneisenaus Verteidigung trug die von Nettelbeck geführte Bürgerschaft wesentlich dazu bei, daß sich die Stadt bis zum Tilsiter Frieden hielt. Später noch benahm er sich den Besatzungstruppen gegenüber recht aufsässig, vor der gerichtlichen Vernehmung rettete ihn aber die Verwendung Gneisenaus. Nettelbeck war zweimal geschieden worden, 76jährig heiratete er zum dritten Male und wurde im Jahr darauf Vater einer Tochter.

Als am 21. Mai 1809 Napoleon seine erste Niederlage in der Schlacht bei Aspern erlitten hatte, flammte allerorten in Deutschland die Begeisterung auf. Überall bildeten sich Freikorps, unter denen das des Majors Ferdinand von Schill (1776—1809) durch sein tragisches Ende den höchsten Ruhm erntete. Schill hatte gegen den Befehl des Königs seine kleine Schar von wenigen hundert Mann von Berlin aus gegen Westfalen geführt, mußte aber weichen. Jérôme setzte auf seinen Kopf 10 000 Franken aus, und Schill flüchtete nach Stralsund, in dessen Mauern er fiel. Die Franzosen schnitten der Leiche den Kopf ab, der nach Westfalen geschickt in ein holländisches Naturalienkabinett kam und erst 1837 in Braunschweig bestattet wurde. Zahlreiche seiner Anhänger, darunter auch 11 zwanzigjährige Offiziere, 14 Unteroffiziere und Gemeine, wurden wie Straßenräuber erschossen, etwa 360 Mann für lange Jahre auf die Galeeren geschickt. Schill war ein übereifriger Hitzkopf, der unnötigerweise sich und seine Leute opferte, aber die durch sein schmähhches Ende entfachte Empörung im Herzen des deutschen Volkes, das ihn



JOACHIM NETTELBECK



THEODOR KÖRNER
(1791—1813)
Nach einer Miniatur von Emma Körner, 1798
(Kinderbildnis)

als einen der großen deutschen Nationalhelden feierte und feiert, half mit an dem Werk der Befreiung vom napoleonischen Joch.

In der Schillschen Schar focht 1809 auch Adolph Freiherr von Lützow (1782—1834), dessen Regiment bei Auerstedt 1806 fast aufgerieben war. 1813 bildete er ein eigenes Freikorps, „Lützows wilde, verwegene Jagd“, in dessen Reihen Theodor Körner kämpfte und fiel. Seine Operationen fügten dem Feinde viel Schaden zu, aber die kleine Truppe wurde zu häufig zusammengewürfelt, so daß die hohen Erwartungen, die man bei ihrer Aufstellung gehegt hatte, doch enttäuscht wurden. Er wurde, nachdem er häufig schwer verwundet und außer Gefecht gesetzt war, gefangen, von Napoleon gut behandelt und bei Waterloo wieder befreit. Die Heldentaten des Lützowschen Freikorps hat einer seiner Mitstreiter, Theodor Körner (1791—1813), „zugleich ein Sänger und ein Held“, mit einer unerhörten Begeisterung und in mitreißenden Rhythmen besungen. Er war der einzige Sohn des Dresdener Oberkonsistorialrats, der Schillers Gönner und Freund war. Den jungen Studenten zwingt ein Duell in Leipzig zur Flucht, er wird 1813 Hoftheaterdichter in Wien, tritt aber bald darauf in das Korps Lützow ein und fällt im gleichen Jahre in einem Gefecht. Als Freiheitssänger wird er immer im Herzen des deutschen Volkes, besonders der Jugend



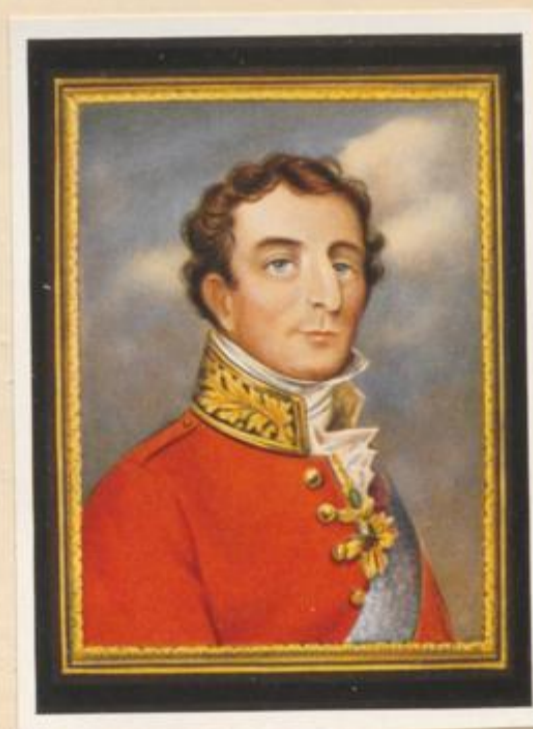
ADOLPH FREIHERR VON LÜTZOW



FERDINAND VON SCHILL

weiterleben, seine übrigen Dichtungen aber, Jugendarbeiten eines knapp 20jährigen, sind der Vergessenheit schon anheimgefallen.

Der Name Arthur Wellesley Herzog von Wellington (1769—1852) ist unlösbar mit der englischen Geschichte in der Epoche der Napoleonischen Kriege und der Restaurationszeit verknüpft. Für die Militärlaufbahn bestimmt, nimmt Wellington in Indien an den großen Kämpfen hervorragenden Anteil, die die englische Herrschaft dort endgültig befestigen. Sein militärischer Ruf ist bereits so begründet, daß man ihn auf den europäischen Kriegsschauplatz beruft, wo er von 1808—1813 mit wechselndem Erfolg die Feldzüge auf der Pyrenäenhalbinsel führt. Im Eindringen bei Waterloo teilt sich Wellington mit Blücher in die Lorbeeren dieses Schicksalstages. Von nun ab beginnt die Wandlung des Offiziers zum Diplomaten, der am Wiener Kongreß teilnimmt und sich für die Bourbonen einsetzt. Wellington bleibt in der Folgezeit Oberkommandierender und wird 1828 Premierminister. Noch lange wird die englische Innenpolitik durch ihn in allen entscheidenden Fragen beeinflusst, wobei ihn eine erstaunliche Wandlungsfähigkeit auszeichnet, durch die er sich durchaus zur Anerkennung vorher bekämpfter Maßnahmen bereitfindet, sobald er von ihrer Notwendigkeit überzeugt ist.



SIR ARTHUR WELLESLEY DUKE OF WELLINGTON
(1769—1852)
Nach einer Miniatur von J. Parent

DEUTSCHE ROMANTIK

GOETHE hatte sich nach jahrelangem Ringen zu jener harmonischen Abgeklärtheit durchgekämpft, die das Kennzeichen der klassizistischen, an die stille, edle Größe der Antike sich anlehnenen Periode in Kunst und Dichtung ist. Aber nicht alle künstlerisch schaffenden Zeitgenossen waren von dem gleichen Drang beseelt. Gleichzeitig bildete sich eine andere, in entgegengesetzter Richtung strömende Kunstanschauung aus, die in der befreienden Tat der Aufklärung nichts als Nüchternheit und phantasielose Vernünftelheit sah, die in der tiefen Klarheit und blendenden Helle der deutsch-griechischen Klassiker-Dichtung eine Einengung und Hemmung des freien Künstlertums erblickte, und die von tiefsten Sehnsüchten erfüllt war, von der Sehnsucht nach einem verlorenen, weltfernen Traumland, nach einem geheimnisvollen Halbdunkel, nach einem von zauberhaftem Mondlicht beglänzten Märchenland, nach einer „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält“, nach stimmungsvoller Schalmeyenmusik, Waldeinsamkeit und Nachtigallenschlag, nach dem Wunderhorn altdeutscher Volkspoesie, nach der Kunst- und Weltanschauung des Mittelalters mit seiner frommen Marienverehrung, seiner Abenteuerlichkeit und seinen Heldenliedern. Romantik war dafür das Schlagwort, die „blaue Blume“ das Symbol. Begreiflich, daß diese Romantiker, die in den Dramen Shakespeares alle ihre Wünsche erfüllt sahen, nicht die Kraft einer eigenen Dramenschöpfung aufbrachten, die Konzentrierung verlangt hätte, daß erst ein Außenseiter und Spätling der Bewegung, Heinrich von Kleist, diese Dichtgattung unter Mühen erobern konnte. Verständlich, daß im Roman der Stimmungsgehalt die festen Formen sprengte, die geschlossene Kunstform auflöste, und daß er sich zu einem Blumengarten auswuchs, in dem Kraut und Rüben und üppiges Gestrüpp jene Verwilderung schufen, die einen freien Durchblick verwehrte, daß nur in der Frühzeit ein Meister wie Jean Paul, ebenfalls ein Außenseiter, noch eine Kunstform zusammenbringen konnte, die sich nicht im Dunst verlor wie die gleichgearteten Schöpfungen der Hochromantik, und daß erst wieder ein Spätling, E. Th. A. Hoffmann, in seinen spukhaften Novellen einheitliche Kunstwerke schaffen konnte. Die für diese Richtung gegebene Dichtgattung aber war die Lyrik. In ihr erreichte die Romantik das Höchste und Tiefste von Poesie, in den Liedern und Hymnen eines Novalis, in den Romanzen und frommen Dichtungen eines Brentano, in den volkstümlichen Wander-, Liebes- und Naturliedern eines Eichendorff. Auch das Märchen lag den Romantikern. Die Brüder Grimm hoben den alten deutschen Märchenschatz, Brentano und Arnim schufen neue Märchen. Eine schwär-

merische Verehrung zog die frühen Romantiker zur alten deutschen Kunst, vor allen Wackenroder und Tieck vertieften sich darein. Die großen Theoretiker der Bewegung waren die Brüder Schlegel, von denen der eine dem deutschen Volk den deutschen Shakespeare gab, der andere vor allem als Anreger wirkte.

Nur als ein Vorläufer der Romantik kann Johann Paul Friedrich Richter gelten, den man besser unter seinem Schriftstellernamen: Jean Paul (1763—1825) kennt. Er war als Sohn eines armen Predigers im Fichtelgebirge geboren, hatte früh die Not kennengelernt, die ihn auch noch lange weiter durchs Leben geleitete, studierte in Leipzig und las

uferlos, vor allem englische Aufklärungsliteratur, verdiente durch seine ersten Romane nur karge Honorare, wurde Schulmeister, trieb sich sein Lebtag in mitteldeutschen Kleinstädten und kleinen Residenzen herum, versuchte vergeblich in Weimar Fuß zu fassen, fand schließlich in Bayreuth einen Gönner und konnte sich erst seit 1809 ein behagliches, sorgenfreies Leben gönnen. In seinen zahlreichen Romanen, die von einem gemütvollen Humor erfüllt sind — er ist der erste deutsche Schriftsteller von Bedeutung, der sich ausschließlich dem Roman widmet, der keine Verszeile hat schreiben können —, in allen seinen Romanen treffen wir immer wieder vier Menschentypen an, in deren Charakterisierung er nicht müde wird: da ist der ideal gesinnte, reine



JEAN PAUL
(Friedrich Richter) (1763—1825)
Nach einer Miniatur von Leo Lehmann

Jüngling und die empfindsame keusche Jungfrau (echte deutsche Idealgestalten, die wie Schillers Max und Thekla der jungen Generation der Zeit der Befreiungskriege ihren hohen Schwung liehen), da ist der weltenschmerzlich zerrissene, pathetische Zyniker und sein humoristisch-satirisches Gegenstück in Gestalt seltsamer Käuze. So blaß und angekränkelt uns heute manche dieser mit liebevollem Humor gezeichneten Gestalten erscheinen, sie haben in den empfindsamen Zeitgenossen jene schwärmerische Verehrung für den Dichter erzeugt, die einem Goethe, außer in seiner Werther-Periode, versagt blieb. Sein sprachschöpferisches Genie, seine alle Schranken sprengende Traumphantasie, seine skurrile Sucht nach dem Ungewöhnlichen und sein Gefühlsüberschwang heben ihn weit aus der Masse der dichtenden Zeitgenossen empor. Aber er gerät manchmal in eine grenzenlose Formlosigkeit und sprachliche Verwilderung, die manchem das Eindringen in sein Werk verwehrt. Er kramt aus seinen unendlichen Zettelkästen mit angelesenen und ausgezogenen Notizen die unsinnigsten Dinge hervor, um sie in seine Romane einzufügen. Er läßt einen seiner Helden in einem Dorf Rom geboren werden: „Auch der unwissendste meiner Leser, der nie ein Buch gesehen, kann dieses Rom

weder mit jenem großen ita-
 lischen verwechseln, das so
 viele Helden und Päpste aufzog,
 noch mit dem kleinen fran-
 zösischen, das sich bloß durch
 Eselzucht auszeichnet“; hierzu
 kommt als Anmerkung: „Ein
 Dorf im Departement des Deux-
 Sevres, siehe in Jöchers Zei-
 tungslexikon, von Mannert neu-
 bearbeitet, den Artikel Rom.“
 Solche Überspannung des Sub-
 jektiven haben alle Roman-
 tiker. Besonders Ludwig
 Tieck (1773—1853) kann sich
 darin nicht genug tun. Seine
 formlosen Dramen, Romane,
 Novellen und Märchen, im ein-
 zeln oft von hoher dichte-
 rischer Schönheit und stim-
 mungsvollem Reiz, gefallen sich
 in der Sucht nach dem Wunder-
 baren und Wunderlichen, in der
 Lust am Paradoxen, in der Flucht
 aus dem Wirklichen in das
 zauberhafte Traumland, in dem
 das Unwahrscheinlichste mög-
 lich ist. Lyrisch-musikalische

Stimmung zu erzeugen, ist ihm Hauptzweck der Poesie.
 Oft aber zerstört er selbst die Stimmung, indem er mit den
 Kunstmitteln der sog. romantischen Ironie mitten in die
 Handlung als Dichter oder als Publikum räsonierend hinein-
 springt und handelnd eingreift. Tieck war Berliner, sein 80jäh-
 riges Leben treibt ihn in ganz Deutschland herum, führt ihn
 nach Rom und London, läßt ihn in Dresden als Hofrat,
 Intendant des Dresdener Hoftheaters und Mittelpunkt des
 literarischen Lebens einige Zeit wirken, um dann wieder in
 Berlin zu landen, wo er sich als Vorleser Friedrich Wilhelms IV.
 eine ansehnliche Jahresrente sichert.

Die größte und tiefste dichterische Begabung der älteren
 Romantiker ist Friedrich von Hardenberg, dessen Dichter-
 name Novalis (1772—1801) war. Er studierte Geologie und
 wurde Salinenassessor und Amtshauptmann, hatte sich als
 eben erst erwachter Jüngling einer ihn aufzehrenden schwär-
 merischen Liebe zu einem dem Tode geweihten und mit
 15 Jahren dahinsiechenden schwindsüchtigen Mädchen hin-
 gegeben und war von einer überschwenglichen Todessehnsucht
 ergriffen, die er in die freien Rhythmen seiner „Hymnen



LUDWIG TIECK
 (1773—1853)
 Nach einer Miniatur von Joseph Dominicus Orcha

an die Nacht“ ausströmen
 ließ, der reinsten, süßesten und
 zartesten Poesie der Romantik.
 In allem, was er in seinem
 29jährigen Leben gedichtet
 hat, seinen freien Rhythmen,
 seinen frommen Liedern und
 seinem Roman von der blauen
 Blume „Heinrich von Oster-
 dingen“, war er die Erfüllung
 der Hoffnungen der roman-
 tischen Schule. Er starb wie
 seine geliebte Spohie an der
 Schwindsucht, 29 Jahre alt.
 Die stärkste dichterische Be-
 gabung unter den Spätroman-
 tikern war zweifellos Clemens
 Brentano (1778—1842), auch
 er mehr Lyriker als Dra-
 matiker und Novellist. Seinen
 Gedichten eignet eine süße
 Melodik, er trifft den einfachen
 Volksliedton wie in seiner
 Bearbeitung des Liedes vom
 Schnitter Tod, daneben findet
 man aber vor allem unter den
 Romanzen Phantasiegebilde
 voll tiefer Mystik. Er war star-

ken Gemütschwankungen unterworfen, hatte kein festes
 Lebensziel, und die Schrankenlosigkeit seiner Phantasie ver-
 darbt später sein Leben wie seine Dichtung. Er war der Sohn eines
 italienischen Kaufmanns, der in Frankfurt a. M. ein Handels-
 haus begründet hatte; seine Mutter, Tochter der Dichterin
 Sophie la Roche, hatte Goethe nahegestanden. Clemens sollte
 Kaufmann werden, wanderte aber nach dem Tode seines
 Vaters, der ihm ein großes Vermögen hinterließ, von Uni-
 versität zu Universität und überließ sich gänzlich seinen
 Neigungen. Früh verheiratet und bald verwitwet, entführt er
 kurze Zeit später die Nichte eines reichen Frankfurter Ban-
 kiers. Die neue Ehe war bald geschieden. Ein Umschwung
 vollzieht sich in ihm: der Umgang mit fromm-katholisch
 gesinnten Männern, die unerwiderte Liebe zu der katholisch
 gewordenen Dichterin des Liedes „Müde bin ich, geh zur
 Ruh“, der Berliner Luise Hensel, führen ihn in den Schoß
 der Kirche zurück. Jetzt verurteilt er, was er früher geschrieben
 hat; er verbringt einige Jahre mit der gläubigen Beobachtung
 einer stigmatisierten Nonne, deren Visionen er aufzeichnet,
 und führt fortan ein unstetes Leben. Unter seinen Prosa-



CLEMENS BRENTANO



FRIEDRICH VON HARDENBERG
 (Novalis)



JOSEPH FREIHERR VON EICHENDORFF

schriften stehen seine Märchen, vor allem das vom braven Kasperl und dem schönen Annerl, oben an, sein Hauptverdienst aber beruht auf der Sammlung alter Volkslieder, die er von 1805 ab gemeinsam mit seinem Freund und späteren Schwager Achim von Arnim unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ herausgab.

Dieser märkische Edelmann und Dichter ausschweifender und phantastischer Romane war mit einer Schwester Brentanos verheiratet: Bettina von Arnim (1785—1859), die ihm sieben Kinder schenkte. Die geistreiche Frau, selbst eine Dichterin von hoher Qualität, die Verfasserin des zum Roman ausgestalteten „Briefwechsels mit einem Kinde“, dem Zeugnis der enthusiastischen Goetheverehrung der Romantiker hatte in ihrer Jugend zu Füßen der „Frau Aja“ den Geschichten über den großen Sohn gelauscht, hatte Goethe selbst in Weimar kennengelernt, ihn durch eine häßliche Äußerung über Christiane schwer beleidigt.

Später als Witwe in Berlin lebend, verkehrte sie, politisch links stehend, am Hofe Friedrich Wilhelms IV., dem sie ein Buch über die Not der Armen widmet, das er ungnädig aufnimmt.

Die Politik war sonst den Romantikern ein gänzlich wesensfremdes Element, von dem sich alle ferngehalten haben, bis auf die jüngste Generation, die Freiheitssänger Körner, Schenckendorf, Fouqué und den einzigen Heinrich von Kleist (1777—1811), das Genie unter den Romantikern, wenn er überhaupt zu dieser Schule gerechnet werden kann. Der früh verwaiste Knabe wird Leutnant, studiert, erstrebt eine Anstellung im Staatsdienst und irrliechert dann von innerer Unrast getrieben in Deutschland, der Schweiz und Frankreich umher, wird von den Franzosen lange Zeit unter dem Verdacht, Schillscher Offizier oder Spion zu sein, gefangen gehalten, ist in der antinapoleonischen Bewegung tätig und geht schließlich körperlich und seelisch gebrochen am Wannsee bei Berlin mit einer schwärmerischen Frau freiwillig in den Tod. In Kleist war eine seltsame Mischung von Weichheit und Herbheit, von Zaghaftheit und Tatentschlossenheit, von einer Neigung zum Krankhaften (auch in der Dichtkunst) und einem Streben nach Geschlossenheit, nach einer strengen Kunstform. Er ringt schwer in seinem Schaffen, ringt nach dem Kranz der Unsterblichkeit, erntet Unverständnis und Ablehnung, auch von Goethe, dem das Ungebändigte in Kleist furchterregend und abstoßend erscheint. Antiker Form sich nähernd in

seiner Tragödie „Familie Schroffenstein“, Romantiker in dem Lustspiel „Käthchen von Heilbronn“, der erste Realist im Lustspiel „Der zerbrochene Krug“, strebt er nach einem neuen eigenen Stil, im „Robert Guiskard“ nach einer Verschmelzung antiker und shakespearischer Dramatik. Von Leidenschaft ist alles durchglüht, Zerrissenheit, Verwirrung des Gefühls das Grundthema seiner „Penthesilea“, leidenschaftlicher Haß gegen den Unterdrücker das der „Hermannschlacht“, leidenschaftlicher Kampf um das Recht der Inhalt seiner Erzählung „Michael Kohlhaas“, leidenschaftliche Vaterlandsliebe der Gehalt seines „Prinzen von Homburg“.

Der letzte Romantiker, „der scheidenden Romantik jüngster Sohn“, war Joseph Freiherr von Eichendorff (1788—1857), ein schlesischer Edelmann, der als Kriegsfreiwilliger im Lützowschen Freikorps mitfocht, dann eine erfolgreiche Regierungslaufbahn einschlug, die ihn nach Breslau,

Berlin, Danzig, Königsberg und schließlich wieder nach Berlin führte, wo er 1844 als Regierungsrat im Kultusministerium seinen Abschied nahm. Er war als Student den Romantikern nahegetreten, hatte als Spätling ihre Richtung eingeschlagen, war aber nicht von den Absonderlichkeiten und Skurrilitäten besessen, die bei den anderen das Dichterische überwucherten. Seine Romane, unter denen das „Leben eines Taugenichts“ noch heute gern gelesen wird, sind freilich auch auf den überschwenglichen Gefühlston abgestimmt, wie die Romane der Tieck, Brentano usw., auch sie sind, wie das Vorbild aller, Goethes „Wilhelm Meister“, mit lyrischen Gedichten durchsetzt, und diese eingestreuten Lieder sind das Beste an ihnen, denn die Handlung verflüchtigt sich häufig in bloße Stimmung. Als Lyriker, vor allem als Dichter singhafter Lieder, nimmt Eichendorff unter den deutschen Romantikern die erste Stelle ein. Viele von diesen Liedern sind wirkliche Volkslieder geworden, die in ganz Deutschland gesungen werden: „O Täler weit, o Höhen...“, „Wer hat dich du schöner Wald...“, „Wem Gott will rechte Gunst erweisen...“, „In einem kühlen Grunde...“, „Nach Süden nun sich lenken...“, „Laue Luft kommt blau geflossen...“ und zahlreiche andere. Fast ausschließlich besingt er die Schönheit der Welt, die Herrlichkeit der Natur, des Waldes, des Frühlings, des Abends, des Wanderns; selten klingt ein leidenschaftlicherer Ton auf wie in den Totenliedern auf ein früh verstorbene Tochterchen.



BETTINA VON ARNIM
(1785—1859)
Nach einer anonymen Miniatur



HEINRICH VON KLEIST
(1777—1811)
Nach einer Miniatur von Franz Krüger, 1801

DAS 19. JAHRHUNDERT

DIE beherrschende Idee dieses Zeitraums, der, vom Gesichtswinkel der Miniaturporträt-Malerei gesehen, schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts dadurch seinen Abschluß findet, daß dieses anmutige Nebenprodukt europäischer Malerei von der Lithographie, dem Schattenriß und dann besonders von der Photographie verdrängt wird, war der rücksichtslose Kampf der Reaktion gegen die freiheitlichen Gedanken, die mit der französischen Revolution in kleineren und größeren Erhebungen des Bürgerstandes zum Ausbruch kamen. Die Seele dieses Kampfes war auf seiten der alten Gewalten Fürst Metternich, eine Gestalt von weltgeschichtlichem Format, einer der letzten Gestalten der Weltgeschichte, der seiner ganzen Zeit den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückte, neben dem die andern wie Drahtpuppen erscheinen, die er nach seinem Willen am Schnürchen hält. So darf sich die Darstellung der Personen, die das Charakterbild seiner Zeit ergänzen, auf knappe Andeutungen beschränken, zumal ihre Miniaturporträts, meist Jugendbildnisse, in ihrer Mehrzahl in der „Metternichschen Aera“ entstanden sind.

Das Wirken des österreichischen Staatsmannes Klemens Fürst von Metternich (1773—1859) umfaßt beinahe ein halbes Jahrhundert österreichischer, man kann sagen europäischer Geschichte. Er entstammte einem alten rheinischen Grafengeschlecht, studierte in Straßburg Philosophie, dann in Mainz Staatswissenschaften, trat 1794 in österreichischen Staatsdienst, kam als Gesandter 1801 nach Dresden, 1805 nach Berlin, wo es ihm gelang, Preußen in die Koalition gegen Napoleon hineinzuziehen. Nach Preußens Niederlage ging Metternich als Gesandter nach Paris, um nach Österreichs Erhebung und erneuter Niederwerfung wieder nach Wien zurückzukehren, wo ihm das Außenministerium übertragen wurde. In dieser Stellung meisterte er die schwierigen Unterhandlungen, in denen es darum ging, Österreichs Stellung zu dem sieg-

reich seine Macht in Mitteleuropa befestigenden und gegen Rußland rüstenden Kaiser festzulegen. Als dann Napoleon aus Rußland flüchten mußte und in Sachsen wieder zu einem neuen Schlage gegen das mit Preußen verbündete Rußland ausholte, wagte ihm Metternich Bedingungen zu stellen, die Napoleon nicht annehmen konnte. Es war ein symbolischer Vorgang, daß Metternich sich nicht bückte, den Hut des Kaisers, der in der erregten Aussprache zu Boden gefallen war, aufzuheben. Österreich schlug sich zu den Verbündeten und half mit an dem großen Befreiungswerk von der napoleonischen Weltherrschaft. Der Wiener Kongreß der das europäische Trümmerfeld neu aufzubauen hatte, eröffnete dem jetzt gefürsteten österreichischen Staatsmann ein neues Tätigkeitsfeld, das ihn zum führenden Staatsmann Europas machte, der in das Labyrinth der tausendfältigen Ansprüche Ordnung bringen wollte und brachte. Während er innenpolitisch jede freiheitliche Regung unterdrückte und jegliche Opposition lähmte, auch die übrigen deutschen Staaten zu gleicher Behandlung der Freiheiten verlangenden Untertanen veranlaßte, ja zwang, trat er außenpolitisch für ein europäisches Gleichgewicht ein. Er herrschte bis zum Jahre 1835 in Wien nahezu in unumschränkter Machtvollkommenheit, mußte sich aber dann der Politik der Erzherzöge beugen; das Revolutionsjahr 1848 stürzte ihn, so daß er nach London flüchten mußte. Er war ein Mann, der seine Hand über die ganze Welt hielt, ein Diplomat von größtem Format, ungemainer Geschmeidigkeit und Gewandtheit in den verwickeltesten Fragen, ein Intrigant durch und durch. Von seiner Unfehlbarkeit überzeugt, bereute er nie etwas, auch Fehlschläge ließen ihn nie eingestehen, sich geirrt zu haben. Äußerlich ein schöner Mann, war er außerordentlich eitel und schmachtete nach Frauengunst, ließ, während er für lebende Bilder die mitwirkenden Damen schminkte, die Gesandten auswärtiger Mächte warten, war dreimal verheiratet, zuletzt



KLEMENS LOTHAR WENZEL FÜRST VON METTERNICH
(1773—1859)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Isabey, 1812



MELANIE GRÄFIN ZICHY
Fürstin von Metternich (1773—1854)
Nach einer Miniatur von Moritz Michael Daffinger



FRANZ GRILLPARZER
(1791—1872)

Nach einer Miniatur von Moritz Michael Daffinger, um 1820



ROBERT SCHUMANN
(1810—1856)

Nach einer anonymen Miniatur des 19. Jahrhunderts

(seit 1831) mit der schönen, temperamentvollen Melanie Gräfin Zichy (1773—1854), die in ihren Tagebüchern das glänzende gesellschaftliche Leben in Wien, wo sie als Fürstin Metternich eine große Rolle spielte, amüsant zu schildern wußte, eine elegante Frau, die sich gerne in dem damals in Mode gekommenen weißen oder roten Turban à la Domenichino malen ließ.

Die Künste standen unter dem Druck einer scharfen Zensur. So war es kein Wunder, daß sich ein Teil der Künstlerschaft gänzlich von der Politik lossagte, in biedermeierlicher Bürgerlichkeit die bescheidenen Freuden des stillen Alltags feierte und sich aus inniger Versenkung in Gottes schöne Natur einen Feiertag machte. Solch beschauliches Dasein zu führen, war das Ideal des Böhmerwälder Dichters und Naturliebhabers Adalbert Stifter (1805—1868), der als Schulrat in Linz sich nicht viel um sein Amt kümmerte. Seine Romane, Novellen und Studien sind erfüllt von der duftigen Herrlichkeit des Böhmerwaldes, den er unaufhörlich in allen Stimmungen schildert. Man kennzeichnet seine Erzählungskunst und Gesinnung am besten mit seinen eigenen Worten: „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz,

welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer; . . . ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwungung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben halte ich für groß; mächtige Bewegungen des Gemütes, . . . den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringer einzelner und einseitiger Kräfte sind wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben.“ Nichts ist bezeichnender für die von Metternich streng gehandhabte Zensur als die Antwort, die der gewiß nicht revolutionäre Dramatiker Franz Grillparzer (1791—1872) einmal von einem Zensur-Hofrat auf die Frage erhielt, warum man sein Drama „Ottokar“ zwei Jahre lang zurückgehalten habe, ob es denn so gefährlich erschienen sei; der Hofrat antwortete: „Gar nicht, aber ich dachte mir: Man kann doch nicht wissen.“ Grillparzer fühlte sich ganz als Österreicher und Wiener und hielt sich für den größten Dichter nach Schiller und Goethe. Diesen hatte er in Weimar besucht, und als Goethe ihn an der Hand zur Tafel geleitete, brach der



FRANZ SCHUBERT



ADALBERT STIFTER

weiche Wiener vor Rührung in Tränen aus. Seine Dramen schreiten von der schauerlichen Schicksalstragödie über antike und spanische Tragödien, zu denen noch Historienstücke zur österreichischen Geschichte treten, zum heiteren Lustspiel. Seine Komödie „Weh dem, der lügt“ (1840) war ein Mißerfolg, den er sich so zu Herzen nahm, daß er bis an sein Lebensende kein Werk mehr erscheinen ließ. Verbitterung, auch über amtliche Zurücksetzung (er war zuletzt kaiserlicher Archivrat), war der Grundzug seines Wesens geworden. Eine pathologische Anlage (seine Mutter war wahnsinnig geworden, ein Bruder hatte sich ertränkt) vergiftete sein Leben. Seine leidenschaftlich geliebte „ewige Braut“ Kathi Fröhlich wagte er aus einer schweren psychopathischen

Hemmung weder zu seiner Geliebten, noch zu seiner Frau zu machen, er betete die Unglückliche an und wohnte die letzten 22 Jahre seines Lebens als „Zimmerherr“ bei ihr.

Das tragische Schicksal, verkannt zu werden, traf auch den Wiener Liederkomponisten Franz Schubert (1797—1828). Als er 31jährig starb, wußten nur wenige, welch schweren Verlust die deutsche Musik erlitten hatte. Sein Vater war ein einfacher Schulmeister in Lichtental bei Wien, aber in der 16köpfigen Familie ergab sich bei aller wirtschaftlichen Eingegengtheit reichlich Gelegenheit zu fröhlicher Geselligkeit, zu der sich die ganze Familie in der Liebe zur Hausmusik zusammenfand. Schubert ist der Meister des deutschen Kunstliedes. Sein Bezirk reicht von dem zum Volkslied gewordenen Lied „Das Wandern ist des Müllers Lust“, das für alle Strophen die gleiche Melodie wiederholt, bis zu dem

metaphysischen Bekenntnis der „Grenzen der Menschheit“, das er ganz durchkomponiert. Oft bildet er die Melodie nach dem Tonfall der Sprache. Die Öffentlichkeit kümmerte sich wenig um den stillen Meister, der nur in seinem engsten Freundeskreise Verständnis und Linderung seiner allerbittersten Not fand, in die er infolge seiner geschäftlichen Ungewandtheit immer wieder geriet. Dabei hat er für sein kurzes Leben eine fast unglaubliche kompositorische Fruchtbarkeit entwickelt. Hunderte von Liedern, herrlichen Symphonien, Chor- und Instrumentalwerken der verschiedensten Gattungen lassen den lyrisch-romantischen Grundzug seines Wesens klar hervortreten, spiegeln in ihrer strömenden Phantasie, ihrem Ausschöpfen von Empfindungen, von



JOSEPHA HORTENSIA FÜGER
(als Emilia Galotti) (1766—1810)
Nach einer Miniatur von Friedrich Heinrich Füger

schneidet, wendet er sich der Komposition zu, in der er die Ausdrucksfähigkeit der Tonfolgen bis zur deutlichen, inhaltlich-begrifflichen Vorstellung steigern will. Das zeigt sich vor allem in seinen meist genrehaften Klavierminiaturen, die zusammen mit den unvergleichlichen Liedschöpfungen Schumanns Namen populär gemacht haben. Die seelische Wurzel für das traurige Ende des Meisters — er starb nach einem mißlungenen Selbstmordversuch an einem schweren Nervenleiden — liegt zweifellos in den tiefen Erschütterungen, die ihn im Kampf um seine spätere Gattin erwachsen, die berühmte Klaviervirtuosin Clara Schumann-Wieck.

Noch in das von der metternichschen Zensur nicht eingegengte Theaterleben Wiens fällt das Wirken der lebenswürdigen Schauspielerin Josepha Hortensia Füger (1766—1810), die als Tochter des Burgtheaterleiters J. H. F.

Müller in den Jahren 1782 bis 1799 an der Wiener Hofburg in großen Rollen tätig war. Sie hatte sich 1791 mit dem glänzendsten Vertreter der klassizistischen Malerei, dem Maler Friedrich Heinrich Füger vermählt, ihre Bühnentätigkeit aber deswegen nicht aufgegeben. Ihr Gatte war aus dem Schwäbischen 1774 nach Wien gekommen und war Akademieprofessor und dann Direktor geworden, später, als seine Augen den Dienst versagten, Direktor der Gemälde-Galerie. Den größten Namen hat er sich durch seine delikaten Miniaturporträts gemacht, während seine großen Historienbilder kalte klassizistische Machwerke sind. Als Miniaturist war er so beliebt, daß er mit Aufträgen überlaufen wurde.

Füger war 1818 gestorben. Seine Nachfolge trat Moritz



MARIE DÄFFINGER
(1805—1880)
Nach einer Miniatur von Moritz Michael Daffinger

Michael Daffinger an, der, 1790 geboren, für die Ära Metternichs das bedeutete, was Füger in der vorhergehenden Generation gewesen war: der Miniaturporträtist der Wiener Hofwelt und des hohen Adels, besonders der eleganten Frauen und Mädchen. Zu seinen reizvollsten Bildern gehören die seiner schönen Frau. Marie Daffinger (1808—1880), die der weltmännische Modemaler dem unglücklichen Grillparzer, der nur anbeten, aber nicht lieben konnte, vor der Nase wegschnappte, war eine südländische gefeierte Schönheit, Tochter eines griechischen Kaufmanns, Nikolaus von Smolnitz, Edlen von Smolk, der in Liederlichkeit versumpfte. Sie schenkte ihrem Gatten eine Tochter, nach deren Tode (1841) der Maler keine Miniaturenaufträge mehr ausführte, sondern sich ganz der minutiösen Nachbildung der Blumen des Wiener Waldes, wahren Blumenporträts, widmete, von denen die Wiener Sammlungen 415 Stück besitzen.

Daffingers Nachfolger waren die Brüder Theer, von denen der älteste, der 1808 geborene Robert, die stärkste Persönlichkeit, war. Er hatte sich einst, als er noch Schüler der Wiener Akademie war, zu Daffinger begeben und sich von ihm porträtieren lassen, um bei dieser Gelegenheit dessen raffinierte Technik ihm abzugucken, eine List, die ihm der Meister nicht übelgenommen hat. Eines seiner entzückendsten Miniaturporträts ist das seiner Frau Josephine Theer



JOSEPHINE THEER
(erste Hälfte des 19. Jahrhunderts)
Nach einer Miniatur von Robert Theer

1854, nachdem er sich als Daguerreotypist ein Vermögen von 700 000 Mark erworben hatte, als die Miniaturmalerei aus der Mode kam; er starb erst 1894. Außer dem Bildnis seiner schwesterlichen Gattin gehört das Porträt einer unbekanntenen Dame des 19. Jahrhunderts zu seinen interessantesten Miniaturen.

Eine der seltsamsten Frauen des 19. Jahrhunderts war die Schauspielerin Therese Peche (1808—1882). Sie war die Tochter eines österreichischen Offiziers, trat in Wien auf einer Liebhaberbühne auf, trieb sich dann als Schlangenbändigerin

(Daten unbekannt), einer Wienerin von großem Charme, einer reizenden Vertreterin der vormärzlichen Kaiserstadt.

Ganz im Norden Deutschlands wirkte um die gleiche Zeit der Miniaturmaler Carl Ferdinand Stelzner, 1803 geboren, in Paris Schüler der erfolgreichsten französischen Meister dieses Fachs. Er heiratete seine eigene Schwester Karoline Stelzner (1813—1875) im Glauben, daß sie seine Stiefschwester sei. Als das Paar ein Jahr vermählt war, eröffnete ihnen die von ihrem Gatten getrennt lebende Mutter, daß sie leibhaftige Geschwister seien; der Senat der Stadt Hamburg erhielt davon Kenntnis und schied die unnatürliche, kinderlos gebliebene Ehe, und der aus allen Himmeln gerissene, unglückliche Maler suchte in einer schnell geschlossenen neuen Ehe Vergessenheit, während seine Schwester keinen neuen Ehebund schloß. Er erblindete



UNBEKANNTE DAME
Nach einer Miniatur von Karoline Stelzner oder
Carl Ferdinand Stelzner



KAROLINE STELZNER
(1813—1875)
Nach einer Miniatur von Carl Ferdinand Stelzner



THERESE FUCHS
(1808—1882)
Nach einer Miniatur von Wilhelm von Harnier, 1828



SIDONIE GRÄFIN POTOCKA DE LIGNE
(geb. 1786)
Nach einer Miniatur von Emanuel Peter

mit einer Menagerie am Rhein herum und wurde mit kaum 20 Jahren der Bühne wieder zurückgewonnen. Über Köln, Hamburg, Darmstadt und Stuttgart führte sie ein glänzender Aufstieg bis zum Hofburgtheater in Wien, wo sie über dreißig Jahre in ersten Rollen wirkte.

Unter den Frauen, die in der Wiener Gesellschaft der Ära Metternich eine große Rolle spielten, war Gräfin Sidonie Potocka de Ligne (geb. 1786) eine der gefeiertsten Schönheiten, berüchtigt wegen ihres mokanten Wesens. Sie heiratete 1807 den Stiefsohn ihrer Mutter und wurde damit die Schwiegertochter ihrer eigenen Mutter, die ebenso wie sie einen Grafen Potocki geheiratet hatte.

Zum Wiener Kongreß war unter den zahlreichen berühmten Fremden auch der ausgezeichnetste französische Miniaturmaler

Jean-Baptiste Isabey gekommen, dessen Bildnisse schöner in duftige Schleier gehüllter Frauen besonders beliebt waren. In Wien malte er auch das Porträt der Fürstin Katharina Bagration (1785—1857), der Gemahlin des in der Schlacht an der Moskwa 1812 gefallenen russischen Fürsten Bagration, die auf den Bällen der Kongreßzeit durch unverschleierte Kleidung Aufsehen erregte und zahlreiche Liebschaften anknüpfte.

In Frankreich führten ein Mitglied aus dem Königshaus der Bourbonen, der dem Schicksal Ludwigs XVI. entgangen war, die wechselvollen Zeitgeschehnisse seltsame Wege. Ludwig Philipp von Orleans (1773—1850) schloß sich wie sein Vater, der 1793 hingerichtet wurde, der Revolution an, trat sogar in den Jakobinerklub ein und focht als General der Revolutionsarmee, ging aber 1793 zu den Österreichern über.



KATHARINA FÜRSTIN BAGRATION-SKAWRONSKA
(1785—1857)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Isabey, 1812



LUDWIG PHILIPP
König von Frankreich (1773—1850)
Nach einer Miniatur von Jean-Baptiste Isabey

In der Schweiz ohne Mittel umherirrend, fand er in Reichenau eine kleine Anstellung als Lehrer, ging dann nach Amerika, versuchte von hier sowie später von Spanien aus Napoleon zu bekämpfen, nach dessen Sturz er von Ludwig XVIII. wieder in seine Würden eingesetzt, aber mit Mißtrauen wegen seiner liberalen Anschauungen behandelt wurde. Die Juli-Revolution von 1830, durch die Ludwig gestürzt wurde, hob ihn auf den Thron, auf dem er sich als „Bürgerkönig“ bis zur Februar-Revolution von 1848 hielt. Die neue Volkserhebung fegte ihn hinweg. Er floh nach England, wo er zwei Jahre später starb.

In der neuen französischen Republik gelangte durch Wahl zum Präsidenten der spätere Kaiser Napoleon III. (1808 bis 1873), damals Prinz Louis Napoleon Bonaparte, ein Neffe des großen Napoleon, zur Herrschaft, die er bald durch einen Staatsstreich in ein neues Kaisertum verwandelte. Er verheiratete sich 1853 mit der spanischen Gräfin Eugenie de Montijo (1826—1920), einer klerikal gesinnten und herrschsüchtigen Frau, die nach dem Sturz des Kaisers nach England floh, während der Kaiser selbst durch den unglücklichen Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges in Gefangenschaft geriet. Sein Sohn Louis Napoleon (1856—1879) wuchs in England auf und fiel im englischen Zulu-Feldzug in Südafrika.

Auf dem englischen Thron saß seit 1837 und bis 1901 Victoria (1819—1901), die „Queen“, eine in ihrer Jugend glänzende Erscheinung, deren Figur aber während ihrer langen Regierungszeit unförmlich in die Breite ging. Unter ihrer Regierung, die von ihren Ministern und Generälen bestimmt wurde, wuchs Großbritannien zum Britischen Weltreich empor. 1876 ließ sie sich die indische Kaiserkrone aufsetzen.

Bayern war unter der Regierung des volkstümlichen und jovialen Herzogs und Kurfürsten Maximilian I. Joseph als Vasall Napoleons Königreich geworden. Der Herrscher war in zweiter Ehe mit Karoline Friederike Wilhelmine (1776—1841) vermählt, einer badischen Prinzessin, die ihm 1800 einen Sohn Maximilian schenkte, der schon 1803 starb. Auch drei Töchter entsprossen dieser Ehe, von denen eine den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen heiratete.

Zur Regierung gelangte in Bayern 1825 Ludwig I. (1786 bis 1868), der Sohn des Königs



EUGENIE
Kaiserin von Frankreich (1826—1920)
mit ihrem Sohn und der Büste des Kaisers Napoleon III.
(1808—1873)
Nach einer Miniatur von Goudon

selbst, allerdings so holprige und sprachwidrige Verse, daß er wegen seiner häufigen Partizipialkonstruktionen als der Partizipiendichter verhöhnt wurde. Besonders Heine verspottete ihn, indem er ihm u. a. den Vers in den Mund legte „Selber habend nie gekonnt es“. Anfangs liberal regierend wurde er seit 1837 einer der ärgsten Reaktionäre, der eine strenge Zensur einführte. Als er seiner Geliebten, der herrschsüchtigen spanischen Tänzerin Lola Montez, allzugroßen Einfluß auf die Staatsführung einräumte, jagte ihn die Revolution von 1848 vom Thron, den er seinem Sohn überlassen mußte.

Noch einmal sollte sich im 19. Jahrhundert die deutsche Musik, die schon um die Jahrhundertwende so viele Ewigkeitswerte geschaffen hatte, zu überragender Höhe erheben. Im Befreiungsjahr 1813 wurde Richard Wagner (1813 bis 1883) in Leipzig geboren. Die deutsche Romantik in Literatur und Musik verfehlte auf den jungen Künstler nicht ihre tiefe Wirkung, vielmehr verdankte er ihrer Wiederbelebung der großen mittelhochdeutschen Dichtung und der germanischen

Sagenwelt so tiefe Eindrücke, daß sein kommendes Werk ganz in diese Richtung gewiesen werden sollte. Wagners ganzes Streben drängte zu dem Gesamtkunstwerk, „dem Kunstwerk der Zukunft“, wie er es nannte, einer idealen Verschmelzung aller Künste. Sein an Tiefe und Umfang gewaltiges Opernwerk, das nicht dem Unterhaltungsbedürfnis dienen, vielmehr Festspielcharakter haben sollte, zeigt, in wie hohem Maße dem Meister die Erreichung des Endziels gelungen ist. Die Eröffnung des Bayreuther Festspielhauses im Jahre 1876, bei der zum ersten Male der vollständige „Ring“ erklang, bedeutete auch äußerlich die glanzvolle Krönung seines Schaffens.

Zur gleichen Zeit kommt auch in Italien die Oper, die in



VICTORIA
Königin von England (1819—1901)
Nach einer Miniatur von William Essex



KAROLINE
Königin von Bayern (1770-1841) und ihr Sohn Maximilian
(1800-1803)
Nach einer Miniatur von Desvernois, 1803



LUDWIG I.
König von Bayern (1786-1848)
Nach einer Miniatur in der Art des Fr. Schöppler

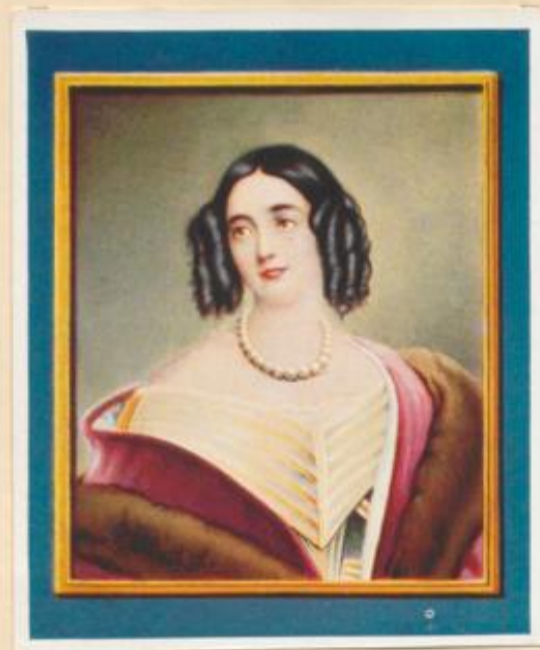
Donizetti und Rossini bereits eine beachtliche künstlerische Höhe erklommen hatte, in Giuseppe Verdi (1813-1901) zu ihrem krönenden Abschluß. Immer schöpft dieser mit dem Heimatboden fest verwurzelte Meister aus der Berührung mit ihm neue Kräfte, immer wieder macht der Freiheitskampf Italiens Energien in ihm frei, die dem nie versagenden Strom seiner Melodien Impuls und aufwühlende Kraft verleihen. All seiner Kunstübung liegt ein edles Menschentum zu Grunde, und so ist menschliche Tragik immer Mittelpunkt seines Operngeschehens. Eine großartige Reihe von Werken führt von „Rigoletto“ bis zur „Aida“. Die italienische Opernmusik verdankt Verdi jene letzte Vertiefung, die den Hörer erschüttert, weil sie fern jeglicher Artistik menschliches Leid in überzeugende Töne umsetzt. Aufmerksam verfolgt Verdi

das Werk des deutschen Meisters jenseits der Alpen, dessen musikdramatische Ideen in den Spätwerken zwar keine Nachahmung, aber eine ins Romanische übersetzte Umdeutung erfahren, die Verdis „Othello“ zu einem der reifsten Werke der Operndramatik überhaupt werden ließ. Mit einer heiteren Oper, dem „Falstaff“, verabschiedet sich der greise Meister von seinen Hörern, mit heiterer Altersweisheit das Treiben der Welt belächelnd.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. übernahm sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm IV. (1795-1861) die Regierung in Preußen, ein geistvoller Mann, der aber bald in das reaktionäre Fahrwasser seiner Minister geriet und in seiner antidemokratischen Gesinnung die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone nicht aus den Händen des Volkes



FRIEDRICH WILHELM IV.
König von Preußen (als Kronprinz) (1795-1861)
Nach einer Miniatur von Christian Taugernann



ELISABETH VON BAYERN
Königin von Preußen (1801-1873)
Nach einer anonymen Miniatur nach dem Gemälde von Joseph Stieler



FRANZ JOSEPH

Erzherzog (später Kaiser von Österreich) (1830–1916)
Nach einer Miniatur von Moritz Michael Daffinger (Jugendbildnis)

annehmen wollte. Er war seit 1823 mit der Stiefschwester des bayerischen Königs Ludwig I. vermählt. Elisabeth Luise von Preußen (1801–1873) trat nach siebenjähriger Ehe zum Protestantismus über und widmete sich den Werken christlicher Nächstenliebe.

Der jüngere Bruder Friedrich Wilhelms IV. war Wilhelm, Prinz von Preußen (1797–1888), der spätere Kaiser Wilhelm I., der nach dem siegreichen Feldzug gegen Napoleon III. widerstrebend sich in Versailles die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzen ließ.

In Österreich war 1848 der Erzherzog Franz Joseph (1830–1916) als Kaiser Franz Joseph I. zur Herrschaft gelangt. Nach einem anfangs stark reaktionären Regime hat er sich später einzelne Reformen abringen lassen. In seiner Familie hat er viel Unglück erlebt; unglücklich verheiratet



OLGA NIKOLAJEWNA

Königin von Württemberg (1822–1892)
Nach einer Miniatur von Franz Napoleon Heigel



RICHARD WAGNER

verlor er seinen einzigen Sohn durch Selbstmord, den Thronfolger 1914 in Serajewo durch Mord.

Der württembergische König Karl I. hatte 1846 eine Tochter des russischen Zaren Nikolaus I. geheiratet, Olga Nikola-



WILHELM I.

Prinz von Preußen (später Kaiser Wilhelm I.) (1797–1888)
Nach einer anonymen Miniatur, um 1815 (Jugendbildnis)

jewna (1822–1892), eine Enkelin der preußischen Königin Luise.

Die zuletzt behandelten Personen, die z. T. noch mit ihren letzten Lebensjahren in unsere Zeit hineinragen, durften hier nur kurz berührt werden, da eine ausführliche Würdigung den Rahmen dieser von der Idee der Miniaturporträts ausgehenden Publikation sprengen würde.



GIUSEPPE VERDI

BLB Karlsruhe



57 10691 1 031

